Die Asiatische Inselwelt

1. Java.

NIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Prachtwerke für Gymnasien, Pädagogien, Lehrer-Seminare und Realschu

BRARY
NIVERSITY OF
ORNIA

Das gelehrte Alterthum.

Die hervorragendsten Forscher und Entdecker auf dem Gebiete der Wissenschaft bei Griech und Römern. Dargestellt für Freunde des Alterthums, insbesondere für die reifere Jug von Professor Dr. **Hermann Göll.** Mit 120 Text-Abbildungen, 18 Tonbildern sam Frontispice. Geheftet 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh. In elegantem englischen Einband 2½ Tl = 4 Fl. 30 Kr. rh.

Inhalt. Einleitung. Thales. — Pythagoras. — Herodot. — Hippokrates. — Sokrates. — Plato. Aristoteles — Theophrastus. — Das Museum zu Alexandria. — Euklides. — Eratosthenes. — Hipparchus Aristarchus. — Archimedes. — Polybius. — M. Terentius Varro. — M. Tullius Cicero. — Strabo. — T Livius. — L. Annäus Seneca. — C. Plinius. — Cornelius Tacitus. — Claudius Ptolemäus. — P. Dioskori — Cl. Galenus. — Aemilius Papinianus. — Domitius Ulpianus. — Die letzten Schicksale des Museums Alexandria. — Schluß: Wissenschaft und Dichtkunst in ihrem Einfluß auf die antike Volksbildung.

Das Buch der Pflanzenwelt.

Botanische Reise um die Welt. Versuch einer kosmischen Botanik. Den Gebildeten a Stände und allen Freunden der Natur gewidmet von Dr. **Karl Müller** von Halle, Mithera geber der „Natur". Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Pracht-Ausgabe. Mit 3 Text-Abbildungen und neun Ansichten in Tondruck. Geheftet 3½ Thlr. = 6 Fl. rhein. elegantem englischen, reich vergoldeten Einband 3⅚ Thlr. = 6 Fl. 54 Kr. rhein.

„Die so zahlreich vertretene Literatur der sogenannten populären Bearbeitungen naturgeschichtlicher Ge stände hat in den letzten Jahren auch nicht ein Werk hervorgebracht, das sich an wirklich wissenschaftlichen Geh und an echter Popularität der Behandlung mit dem vorliegenden Buche messen dürfte, welches in der gesamn botanischen Literatur entschieden Epoche machend ist." — So spricht sich ein kompetenter Rezensent über das liegende Buch aus, das er nach Form und Inhalt an die Seite der Humboldt'schen Schriften stellt.

Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten

in der höhern Thierwelt. Geschildert von **Adolf** und **Karl Müller.** Mit 125 T Abbildungen, acht Tonbildern und einem Frontispice. Geheftet 3 Thlr. = 5 Fl. 24 Kr. rh In elegantem englischen Prachtband 3⅔ Thlr. = 6 Fl. 36 Kr. rh.

Die Verfasser haben es durch fesselnde Darstellung verstanden, die interessanten und anziehenden P punkte aus dem Thierreiche zu einem Gesammtbilde zu vereinigen, in welchem alle Eigenthümlichkeiten behandelten Thiergruppen hervortreten. Im Anschluß an vorstehendes Werk erschien:

Leben und Eigenthümlichkeiten

aus der mittleren und niederen Thierwelt: dem Reiche der Lurche und Fische, Inse und übrigen wirbellosen Thiere, geschildert von Dr. **Ludwig Glaser** und Dr. **Carl Kl** Mit über 400 Text-Abbildungen, 11 Tonbildern nebst zwei Abtheilungs-Frontispicen. C Abtheilung. Amphibien, Fische und Gliederthiere. Preis: 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. Zweite Abtheilung. Wirbellose Thiere: Mollusken, Würmer, Strahlthiere, Protoz Preis 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh. Beide Abtheilungen complet gebunden in elegan englischen Prachtband 3⅔ Thlr. = 6 Fl. 36 Fl. rh.

Die Schilderungen dürften jeden Freund der Natur und besonders die studirende Jugend anzi durch Gründlichkeit und Neuheit der Beobachtungen den Kenner befriedigen, auch Lehrern eine willkomm Gabe sein.

Die Wunder des Mikroskops

oder die Welt im kleinsten Raume. Für Freunde der Natur und mit Berücksichtig der studirenden Jugend bearbeitet von Prof. Dr. **Moritz Willkomm.** Dritte, verme und verbesserte Auflage. Mit 1200 Text-Abbildungen, einem Titelbilde ꝛc. Geheftet 1⅔ T = 3 Fl. rhein. Elegant gebunden 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rhein.

Das Buch enthält über die „Welt im kleinsten Raume" das Interessanteste und Wissenswertheste in anzie den und allgemein verständlichen Schilderungen, erläutert durch sachgemäße Abbildungen; mit dem Mikrosk der Hand führt der Verfasser den Leser durch alle Reiche der Natur und in das Innere der Naturkörper. S neue Auflage ist überaus reich an wesentlichen Verbesserungen und Vermehrungen, sowol was Text Illustrirung anlangt.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

[I u. II.]

Hellas.

[I u. II.

Das Land und Volk der alten Griechen. Von Dr. **Wilhelm Wägner.** Zwei Bände. Mit acht Tonbildern nach Zeichnungen von **H. Leutemann u. A.** und 270 in den Text gedruckten Abbildungen, nebst einer Karte des alten Griechenlands. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Preis jedes Bandes: Elegant geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rhein. In reich vergoldetem engl. Einband 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rhein.

[III—V.]

Rom.

[III—V.

Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der Römer. Für Freunde des klassischen Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend. Von Dr. **Wilh. Wägner.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Bände. Mit 14 Tonbildern nach Zeichnungen von **H. Leutemann u. A.**, sowie 425 Text-Abbildungen und mehreren Karten. Preis des Bandes: Eleg. geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rhein. In reich verziertem Einbande $1\frac{5}{6}$ Thlr. = 3 Fl. 18 Kr. rhein.

Den Geschilderten unseres Volkes, insbesondere der deutschen Jugend, sind vorstehende Bände dargebracht. Die kritik, mündliche und schriftliche Mittheilungen urtheilsberufener Männer bestätigen, daß der Wunsch, auf diesem Felde der Geschichte Erspriessliches zu bieten, kein vergeblicher geblieben ist. Selbst im Auslande hat man unser „Hellas und Rom" der Beachtung so werth gehalten, daß von diesen Werken zahlreiche Uebersetzungen erschienen sind. Das jüngst in neuer Auflage vollendete Geschichtswerk „Rom" ist wohl geeignet, eine mannhafte Gesinnung schon in der Jugend mit heranziehen zu helfen, welche vorhanden sein muß, wenn das zur Reife kommen soll, was gegenwärtig die Herzen aller Edlen unserer Nation bewegt. Mit Rücksicht hierauf ist gerade die bürgerliche Entwicklung des römischen Staates in dem Buche ausführlich besprochen, auch bei Schilderung des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römerwelt mit nicht minderer Liebe verweilt worden. In Bezug auf Reichthum und Wahl der Illustrationen ist dieses Prachtbuch unerreicht von ähnlichen, hier in Betracht kommenden Geschichtswerken unter den volksthümlichen Literaturen Deutschlands, Englands, Frankreichs, Nordamerika's. Es wurde, seinem Innern wie Aeußern nach, von den kompetentesten Seiten als ein Musterbuch bezeichnet.

[VI.

Das Wunderland der Pyramiden.

[VI.

Geographische und geschichtliche Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte und des Verfalls des alten Aegyptens. Von Dr. **Karl Oppel.** Mit etwa 150 in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern 2c. nach Zeichnungen von F. C. Klimsch und Anderen. Zwei Abtheilungen in einem Bande. Zweite verbesserte Auflage. Eleg. geheftet $5\frac{5}{6}$ Thlr. = 3 Fl. 18 Kr. rh. In elegantem engl. Prachteinband $2\frac{1}{6}$ Thlr. = 3 Fl. 54 Kr. rhein.

[VII.

Das alte Mexiko

[VII.

und die Eroberung Neuspaniens durch Ferdinand Cortez. Nach W. Prescott, B. Diaz u. A. bearbeitet von **Th. Armin.** Mit sechs Tonbildern, 125 in den Text gedruckten Abbildungen, Karten 2c. Nach Zeichnungen von E. Döpler, H. Leutemann, O. Mothes u. A. Preis eleg. geh. $1\frac{2}{3}$ Thlr. = 3 Fl. rh. In eleg. engl. Einband 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh.

[VIII.

Das heutige Mexiko.

[VIII.

Land und Volk unter Spaniens Herrschaft, sowie nach erlangter Selbständigkeit bis zum Tode des Kaisers Maximilian. Unter Benutzung der zuverlässigsten und neuesten Quellen herausgegeben von **Th. Armin.** Zweite, bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage. Mit 150 Text-Abbildungen und 6 Tonbildern. Preis: Elegant geheftet $1\frac{2}{3}$ Thlr. = 3 Fl. rh. In eleg. engl. Einband 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh.

Hier liegt ein für Jung und Alt außerordentlich fesselndes Werk vor, welches heute, wo uns Mexiko so nahe gerückt ist, die Aufmerksamkeit eines jeden Gebildeten verdient. Zahlreiche meisterhafte Illustrationen schmücken diese zeitgemäßen, im hohen Grade interessanten Bände.

[X.

Göttersagen und Kultusformen

[IX.

der Hellenen, Römer, Aegypter und Indier. Von Dr. **Hermann Göll.** Mit mehreren Tonbildern und 150 Text-Illustrationen. Preis geheftet $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rhein. In engl. Einband $1\frac{5}{6}$ Thlr. = 3 Fl. 18 Kr. rhein.

Der auf dem Gebiete des Alterthums wohlbekannte Verfasser liefert in seinem Werke weit mehr als eine Sammlung phantastischer Mythenbilder und verwebt mit kundiger Hand die Götterwelt in ihrem lebensvollen Zusammenhange mit dem gesammten Kulturleben der Völker. Die gleichzeitig mit behandelte Götterlehre Aegyptens und Indiens wird das Interesse der strebenden Jugend und der Freunde klassischer Vorzeit nicht minder in Anspruch nehmen.

Das

Buch der Reisen und Entdeckungen.

Asien. IV.

Die Ostasiatische Inselwelt.

Land und Leute von Holländisch-Indien, als den Sunda-Inseln, den Molukken und Neu-Guinea.

Malerische Feierstunden.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neue illustrirte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Asien.

IV.

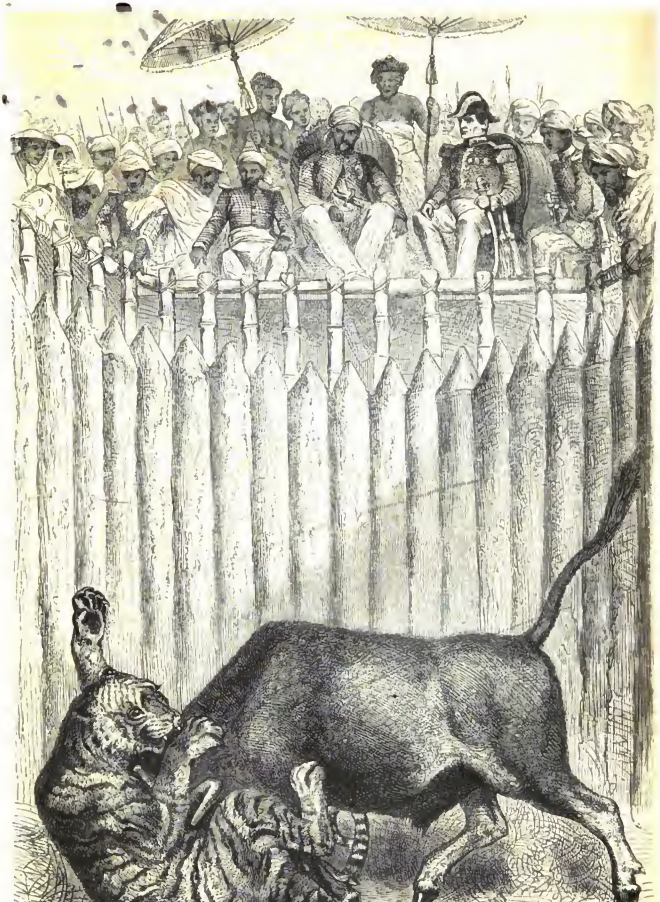
Die Ostasiatische Inselwelt.

Bearbeitet
von
Dr. S. Friedmann.

Mit mehreren hundert in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern, sowie einer Karte von Java und den übrigen ostasiatischen Inseln.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1868.

C. Tekfler
London 1873



Die Ostasiatische Inselwelt. I. S. 172. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Kampf zwischen Tiger und Büffel, veranstaltet am Hofe des Susuhunan von Solo (1847).

Verlag von Otto

Die Oſtaſiatiſche Inſelwelt.

Land und Leute

von Niederländiſch-Indien:

den Sunda-Inſeln, den Molukken ſowie Neu-Guinea.

Reiſe-Erinnerungen und Schilderungen,

aufgezeichnet während ſeines Aufenthaltes in Holländiſch-Oſtindien und herausgegeben

von

Dr. S. Friedmann.

Erſter Band.

Das Tropen-Eiland Java.

Mit 120 Text-Illuſtrationen, fünf Tonbildern und einer Karte von Java.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1868.

LOAN STACK

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht der Uebersetzung vor

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

DS619
F77
v.1

Vorrede des Verfassers.

Meiner von früher Jugend an gehegten, vorzüglich durch Lektüre von Reisebeschreibungen genährten Sehnsucht nach den Tropenregionen unserer Erde wurde im Jahre 1840 Genüge geleistet, in welchem Jahre ich nach vollendeten medizinischen Studien an der Münchener Hochschule als Marinearzt (officier van gezondheid) in königlich holländische Dienste trat, mit dem besonders an mich ergangenen Auftrag, in den Ländern der überseeischen Besitzungen, wohin mich meine Reisen führen würden, naturhistorische Untersuchungen anzustellen, und über die Resultate derselben der Regierung von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten. Einer Reise nach Java mit Ausflügen nach Sumatra, Celebes, den Molukken, nach Neu-Guinea, Manila und Makao in den Jahren 1840—1845 folgten nach der Rückkehr drei Reisen nach Niederländisch-Westindien, sowie endlich eine kleinere Reise nach den Shetlands-Inseln zur Begleitung der Häringsflotte. Im Jahre 1850 verließ ich die niederländischen Dienste und schlug meinen Wohnsitz wieder im deutschen Vaterlande auf. So lebhaft und freudig auch die Erinnerungen an die bereisten Länder, und besonders an die köstlichen Tropeninseln Ostindiens sich in meiner Seele bis jetzt erhielten, so muß ich doch stets bedauern, daß es mir nur während der geringsten Zeit meines dortigen Aufenthaltes gegönnt war, die trauliche Bambushütte am Lande zu bewohnen, die kühlen Land- und Seewinde am felsigen oder sandigen Strande einzuathmen, das üppige Pflanzenleben in den Wäldern zu beobachten und die majestätischen Berge zu erklimmen. Denn die bei weitem größte Zeit fesselte mich mein ärztlicher Dienst in dem engen Schiffsraume, von welchem aus ich, die Qualen des Tantalus fühlend, das im ewigen Frühlingsschmuck duftende Land nur von ferne sehen, aber nicht betreten konnte. Desto lohnender und genußreicher waren allerdings die von Zeit zu Zeit unternommenen Exkursionen in's Innere des Landes, wo es stets mein Streben war, durch meine Beobachtungen der Wissenschaft einige Dienste zu leisten.

Mehrere Abhandlungen in verschiedenen wissenschaftlichen Journalen und in Jahresberichten gelehrter Gesellschaften brachten bereits einen großen Theil wissenschaftlicher Forschungen, besonders im Gebiete der medizinischen Geographie, der Ethnographie und Botanik zu Tage. Auch enthält eine im Jahre 1860 hier erschienene Schrift („Niederländisch-Ost- und Westindien" ꝛc. München, bei Joh. G. Franz) einen medizinisch-geographischen und meteorologischen Ueberblick der niederländischen überseeischen Besitzungen. — Aber die Darstellung des Reflexes, den die Gestaltung der Länder, ihre Naturerzeugnisse und Bewohner auf den Geist und das Gemüth des Beschauers hervorbringen, also die landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen, dann die vorzüglichsten Erlebnisse des Reisenden und eine Geschichte seiner Ausflüge blieb noch der Veröffentlichung vorbehalten. Es war mir daher willkommen, als die um Verbreitung

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung. Mit 13 Illustrationen 1

Die Bedeutung Indiens (1). — Handel der Phönikier dorthin (2) — Erleichterung der indischen Fahrten durch die Monsune (3). — Verkehr des Abendlandes mit dem Morgenlande (3). — Venedig und Genua (3). — Die Portugiesen und der ostindische Handel (4). — Philipp II. von Spanien und die Niederländer (5). — Nordlandfahrten der Holländer (5). — Houtmann fährt um das Kap nach Ostindien (5). — Fanatismus der Portugiesen (6). — Verwaltung der Holländer (7). — Expedition unter van Nek (7). — Die Ostindische Handelsgesellschaft (8). — Holländische Eroberungen (8). — General-Gouverneur Both (8). — Bündniß mit dem König von Dschakatra (9). — Van den Broeke (10). — Eroberung Dschakatra's (11). — Die Engländer in Holländisch-Indien (12). — Wiedereinsetzung der vormaligen Besitzer (12). — Blüte und Verfall der Handelsgesellschaft (17). — Van den Bosch und sein Kultursystem (20). — Die Herrschaft der Niederländer über die Eingeborenen (28). — Der Schwärmer Hadschi Harum (30) — Aufstand der Schweizer-Truppen (32). — Marine (32).

Erstes Kapitel. Durch die Sunda-Straße nach Batavia. Mit 8 Illustrationen 33

Die Südwestspitze Java's (33). — Das Traverseiland (33). — Die Sundastraße und ihre Inseln (34). — Koralleninseln (34). — Inseln mit steilen Ufern (34). — Vulkanische Inseln (35). — Matrosen-Sagen (35). — Das Städtchen Anjscher (36). — Der Birmah oder Früchteverkäufer (36). — Ungünstiger Wind (37). — Land- und Seewinde (37). — Veränderung der Küste (38). — Alluvialgrund (38). — Das Eiland Onrust (38). — Rhede Batavia's (39). — Das chinesische Boot (39). — Batavia (40). — Gesundheitszustand (40). — Weltevreden (41). — Privathäuser (41). — Javanisches Mittagsmahl (42). — Fort Meester Cornelis (43). — Tänzerinnen (44). — Ostindische Beamte (44). — Statistik der Bevölkerung Batavia's (46). — Kampong China (46). — Historische Skizzen (51). — Bartholomäus-Nacht in Batavia (54).

Zweites Kapitel. Ausflug nach Buitenzorg, dem Salak-Gebirge und nach dem Vulkan Gedeh. Mit 7 Illustrationen 55

Buitenzorg (55). — Wohlfeiles und bequemes Reisen der Offiziere und Beamten (56). — Wajong's oder Speisehütten (56). — Das javanische Dorf (57). — Der Dorfwald (57). — Das Innere des Dorfes (59). — Gastfreundschaft des Kapala Kampong (59). — Religiöse Bedeutung des Waringinbaumes (59). — Aufenthalt zu Buitenzorg (60). — Ewiger Frühling (60). — Verunreinigung der Luft mit fremden Gasen (61). — Der Gunong Salak (61). — Ausbruch des Salak im Jahre 1699 (62). — Bildung von Schlamm und Sümpfen in der Gegend von Batavia (62). — Heilkräftige Wirkung der Bäder im Tschiapus (62). — Botanischer Garten zu Buitenzorg (63). — Kultivirung von Pflanzen der kältern Zonen (63). — Gigantische Pflanzen- und Thierarten in den Tropen (64). — Klimatische Verhältnisse von Buitenzorg (67). — Besteigung des Gedeh durch Hochstetter (71).

Seite

Drittes Kapitel. Wanderung nach der Südküste. Mit 8 Illustrationen . . 73

Java's Fruchtbarkeit (74). — Bevölkerungszunahme (74). — Physiognomische Gewächse der gemäßigten Zone (74). — Die Alang- oder Grasflächen (75). — Wälder innerhalb derselben (77). — Schlingpflanzen (77). — Thierleben in den Alangwiesen (77). — Pfauen, Begleiter des Tigers (78). — Verschiedene Arten des Tigers (78). — Tigerfang (78). — Die Reiskultur und ihr Einfluß auf den Bewohner (79). — Reisproduktion im Jahre 1860 (81). — Bewässerung der Reisfelder (82). — Die Ernte (82). — Nothwendigkeit der Pflanzenkost in den Tropenländern (83). — Nachtheiliger Einfluß der Ausrottung der Wälder (83). — Palmengärten (83). — Kokospalmen (83). — Zuckerkultur (84). — Eßbare Vogelnester und ihre Gewinnung (87). — Tempel der Göttin Lara Kidul (89).

Viertes Kapitel. Kaffeegärten, China- und Theepflanzungen. Mit 9 Illustrationen 90

Gesunder Aufenthalt an der felsigen Küste (90). — Kulturpflanzen der gemäßigten Zone (92). — Der Kaffee und seine Ernte (92). — Frühzeitiges Altern des Kaffeestrauches (94). — Einführung der Chinakultur (96). — Die Chinabäume in Südamerika (96). — Hakkarl und Martham (98). — Von Tscheribon nach den Gunung Slamat (101). — Heiße Quelle (104). — Theegärten und ihre Pflege (105). — Statistik der Theeproduktion (108). — Baumwolle und Vanille (109).

Fünftes Kapitel. Besteigung des Merapi. Mit 6 Illustrationen 110

Die Vulkangruppe von Mittel-Java (111). — Die Stadt Samarang, europäisches Viertel, chinesisches Kamp und Kampong Dschava (111). — Invalidenhaus (112). — Höhe über dem Meere (114). — Fort Unarang (115). — Weiterreise nach Ambarawa (115). — Lebensweise der Offiziere (116). — Salatiga (116). — Bojolali (116). — Zahlreiche Familie eines javanischen Radschah (116). — Bodenbeschaffenheit bei Bojolali (116). — Ritt nach Selo (118). — Klimatische Verhältnisse (119). — Europäische Gemüse und Früchte (119). — Nach dem Gipfel des Merapi (119). — Alte Kratermauer (120). — Aschenfläche (120). — Versuch, den Eruptionskegel zu besteigen (120). — Rückkehr (120). — Heftiger Regen auf dem Merapi (121). — Ankunft zu Selo (121). — Westliche Abdachung der Hochebene (121). — Die Indigokultur (121). — Magelang (122). — Die Ruinen von Boro Budur (122). — Einwanderungen der Hindu und Einfluß derselben auf Religion und Kultur (123).

Sechstes Kapitel. Ausflüge in der Residentschaft Surabaja. Mit 7 Illustrationen 127

Rhede und Stadt Surabaja (127). — Die Wissenschaften in Niederländisch-Indien (132). — Der deutsche Gelehrte Friedrich (133). — Der Einsiedler Pat Dschame und seine alten Handschriften (134). — Palast des Residenten (136). — Ausflug nach Grisse (136). — Die Salzpfannen (137). — Grab des Mulana Malik Ibrahim (138). — Andere alte Gräber (138). — Fahrt auf dem Kaliemas oder Goldfluß (141). — Indolenz der Javanen (141). — Van den Bosch's Kultursystem (141). — Zuckerfabrik (144). — Die Ortschaft Modschokarta (144). — Ruinen von Modschopahit (146). — Die Gräber von Tra-wulan (147).

Siebentes Kapitel. Sitten und Gebräuche der Javanen. Mit 23 Illustrationen 148

Die südwestlichen Abhänge des Merbabu, ihre Dörfer und Bodenkultur (148). — Milde Behandlung der Frauen (149). — Festlichkeiten bei der Geburt eines Kindes (149). — Abfeilen der Zähne (150). — Unterricht der Jugend (151). — Verheirathungen (152). — Ehescheidungen (151). — Vorrechte des Mannes (154). — Krankheits- und Sterbefälle (155). — Verehrung mancher Bäume (156). — Der böse Geist (158). — Einrichtung der Häuser (160). — Lebensweise (160). — Die Frauen auf dem Bazar (160). — Spiele der Javanen, Turniere (162). — Andere Waffenspiele (164). — Dramatische Spiele, Musik (164). — Hahnengefechte (168). — Kleinere Spiele (168). — Tigergefechte (170). — Kampf zwischen Tiger und Büffel (172). — Hofstaat des Susuhunan (172). — Tigerhetzen (174). — Traurige Zustände in den Fürstenlanden (177). — Handwerker, Waffen und Kriegskünste (178). — Die Sprachen Java's (180). — Literatur (182).

Achtes Kapitel. Die Götterlehre und Alterthümer Java's. Mit 10 Illustrationen 185

Einwanderung der Hindu (185). — Verschiedenheit der Ost- und Westjavanen (187). — Eintheilung in Stände (187). — Willkürherrschaft der javanischen Fürsten und ihrer Beamten (188). — Wohlthätiger Einfluß der holländischen Regierung (190). — Neun Gottheiten (191). — Der javanische Olymp, Abspiegelung der Landeseinrichtungen (192). — Zeitrechnung (195). — Legende von Watu Gunong (195). — Die Tempel von Brambanam (200). — Tempel der Göttin Durga (202). — Die tausend Tempel (203). — Die Ruinen von Sufu (205). — Der Teak-Baum (208). — Alte Inschriften und Münzen (209).

Neuntes Kapitel. Allgemeines Naturgemälde Java's. Mit 6 Illustrationen 211

Franz Junghuhn's Forschungen (211). — Pflanzendecke Java's (212). — Erste Gewächszone (213). — Mangobäume (214), Dschambu (214), Rhizophoren, Mangrovebäume (219). — Die tropische Dünenflora (221). — Gebang-Palme (221). — Sumpf von Rawa-Lakbok (225). — Grassteppen (225). — Bambu (226). — Kalksteinbänke (227). — Melonenbaum (228). — Weru- und Dschatibaum (231). — Feigenbäume (232). — Schlingpflanzen (232). Bananen (232). — Zweite Gewächszone (235). — Baumfarrn (235). — Puspa-Baum (236). Kondang (236). — Rasamala-Baum (238). — Stinkkräuter und Kothholz (239). — Lutung-Affe (240). — Nashornvögel (240). — Dritte Gewächszone (241). — Javanische Eichen (241). — Lorbeerarten (241). — Podocarpusarten (242). — Orchideen (242). — Nestfarrn (242). — Anggrungwälder (243). — Tschemoro-Baum (243). — Thierleben (243). — Insekten (245). — Vierte Gewächszone (246). — Akazie (246), Eisenholz (246), Sumbung (246), Blumen und Gräser (246).

Zehntes Kapitel. Java's Boden und die vulkanische Thätigkeit der ostasiatischen Inseln. Mit 4 Illustrationen 249

Das Tertiärgebirge (250). — Das Schalthier Karam Surumbung (250). — Mineralkohlen (251). — Gold (251). — Drei Arten Vulkane auf Java (251). — Junghuhn ersteigt den Gunung Semeru (253). — Ausbruch des Vulkans (255). — Stickgrotten (256). — Das Todtenthal (258). — Ewiges Feuer (260) — Mineralquellen (261). — Hochstetter auf dem Tangkuban Prau (261). — Aschenmassen. Der Vulkan Gunong Guntor (262). — Der Vulkan von Banda (265). — Erdbeben und ihre Verwüstungen (265).

Die hierzu gehörigen fünf Tonbilder sind einzuheften:

Kampf zwischen Tiger und Büffel, veranstaltet am Hofe des Susuhunan von Solo (1847) (zu Seite 171) . . . . . Titelbild.
Vulkan Gedeh . . . . . Seite 71
Junghuhn's Zusammentreffen mit dem Königstiger . . . . . „ 81
Markt von Surabaja . . . . . „ 129
Kalong-Kolonie (fliegende Hunde) . . . . . „ 215

Sultan von Borneo. (Nach Belcher.)

Einleitung.

Die Bedeutung Indiens. — Handel der Phönikier dorthin. — Erleichterung der indischen Fahrten durch die Monsune. — Verkehr des Abendlandes mit dem Morgenlande. — Venedig und Genua. — Die Portugiesen und der ostindische Handel. — Philipp II. von Spanien und die Niederländer. — Nordlandfahrten der Holländer. — Houtman fährt um das Kap nach Ostindien. — Fanatismus der Portugiesen. — Verwaltung der Holländer. — Expedition unter van Nek. — Die Ostindische Handelsgesellschaft. — Holländische Eroberungen. — General-Gouverneur Both. — Bündniß mit dem König von Dschakatra. — Van den Broeke. — Eroberung Dschakatra's. — Blüte und Verfall der Handelsgesellschaft. — Die Engländer in Holländisch-Indien. — Wiedereinsetzung der vormaligen Besitzer. — Van den Bosch und sein Kultursystem. — Die Herrschaft der Niederländer über die Eingeborenen. — Der Schwärmer Hadschi Harum. — Aufstand der Schweizer-Truppen. — Marine.

An den Namen „Indien" knüpfen sich viele der bedeutendsten und großartigsten Entdeckungen, welche die Portugiesen, die Spanier und Holländer vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert machten. Um einen direkten

Weg nach den Ländern der kostbaren Spezereien und des Goldes zu finden, wurde der Atlantische Ozean von den Portugiesen bis zu vorher nicht besuchten Regionen durchfurcht; es wurden die canarischen und capverdischen Eilande entdeckt, die Westküste Afrika's bis zu ihrer Südspitze befahren, bis es endlich dem kühnen Vasco da Gama im Jahre 1498 gelang, den Weg um das Kap der guten Hoffnung nach Calicut an der Malabarküste zu finden. Aber auch die größte aller Entdeckungen, jene des Christoph Columbus, hatte kein anderes Ziel in Aussicht genommen, als dasselbe Indien durch eine Fahrt nach Westen zu erreichen. Auch die kühnen Fahrten der Holländer nach den Nordpol-Ländern, bei welcher Gelegenheit sie Spitzbergen auffanden und viele andere Entdeckungen im Norden machten, hatten keinen anderen Zweck, als einen Weg nach Indien längs der Nordküsten Europa's und Asiens zu finden.

Dieses Indien beschäftigte seit Jahrtausenden die Phantasie aller westlich wohnenden Völker; nach ihren Begriffen schloß es die Länder des Reichthums und der ältesten Kultur in sich, von wo aus einst die Wanderungen unseres Geschlechtes nach Nord und West stattfanden, bis die Thatkraft der abendländischen Nationen der neuen Zeit die alten Träume zur Wirklichkeit gestaltete. Als dasjenige Volk des Alterthums, welches bereits regelmäßige Fahrten und gewinnbringenden Handel nach Indien betrieb, nennt uns die Geschichte die Phönikier, die längs des Arabischen und Persischen Meerbusens bis Ceylon (Taprobane) und vielleicht noch weiter, bis Sumatra drangen, was uns die noch heutigen Tages dort befindlichen Goldwäschereien glauben lassen. Auch die Hebräer sandten unter Salomo's Regierung von den am Arabischen Meerbusen gelegenen Seeplätzen Elat und Ezjon Geber Schiffe nach dem Goldlande „Ophir", „um jenes edle Metall zu holen."

Es unterliegt um so weniger einem Zweifel, daß die Seefahrten vom Arabischen Meerbusen nach Indien und dem Indischen Archipel von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag, wo täglich arabische Schiffe in den verschiedenen Theilen des Archipels ankommen, stattfanden, als die in den indischen Gewässern wehenden regelmäßigen Winde die Fahrten dahin und zurück ungemein erleichtern und die Zeit der Hin- und Rückfahrt dem Seefahrer dort von der Natur durch die sogenannten Mussons oder Monsune angewiesen ist. Schon das vom arabischen Musi, Jahreszeit, abgeleitete Wort weist auf einen Wind hin, der sich nach der Jahreszeit verändert.

Um sich eine klare Vorstellung von den im Indischen Ozean herrschenden Winden zu machen und zugleich die Ursache ihrer Entstehung zu erkennen, nehme der Leser die Karte von Asien zur Hand. Wir sehen im Norden des Indischen Meeres die arabische Halbinsel, ein mit ausgestreckten Sandwüsten versehenes, im Ganzen sehr trockenes Land. So wie Arabien ist auch das von ihm östlich gelegene Persien jenseits des Persischen Meerbusens an Flüssen und Wäldern arm. Noch östlicher ragt die Bengalische Halbinsel tief in die Aequatorial-Zone hinein, eine ausgedehnte Ländermasse, deren nördlicher Theil von dem höchsten Gebirge der Erde, der mit ewigem Schnee bedeckten Himalaya-Kette, begrenzt ist.

Oestlich von Hindostan erstreckt sich eine ähnliche Ländermasse, Hinterindien mit der Halbinsel Malakka, in den Indischen Ozean. Beide Indien, wie nicht minder die vielfach vom Meere durchschnittene hinterindische Inselwelt mit ihrer Menge größerer und kleinerer Länderkomplexe, mit ihrem Landklima, machen bis in weite Ferne ihren Einfluß auf das Meer geltend. Endlich begrenzt den östlichen Theil des Ozeans eine eben so ausgestreckte, in ihrer Gestaltung dem afrikanischen Welttheil sehr ähnliche Ländermasse, nämlich Neuholland, das an Flüssen ebenfalls nicht gesegnet ist. Kaum werden wir in dem nördlich vom Aequator liegenden Theil des Indischen Meeres einen Punkt finden, der weiter als 180—200 Meilen von einer großen Ländermasse entfernt ist, die auf die Luftströmung noch Einfluß ausüben kann.

Befindet sich die Sonne in nördlicher Deklination, so erwärmt sich die große Ländermasse des asiatischen Kontinents weit bedeutender, als das südlich gelegene Meer, und diese ungleiche Vertheilung der Wärme bewirkt eine Strömung von Süden gegen Norden. Die während des Sommers dem zu Folge nördlich vom Aequator im Indischen Ozean wehenden Südwinde nehmen zugleich wegen der am Aequator beschleunigten Erdumdrehung eine südwestliche Richtung an. Hierdurch kommt es, daß in den Sommermonaten, also vom April bis September, im Indischen Ozean nördlich vom Aequator der Südwest-Musson herrscht, welcher die Schiffe zur Fahrt nach Osten einladet und sie schnell und sicher nach den Orten ihrer Bestimmung führt.

Bei der südlichen Deklination der Sonne hingegen strahlt von den Ländern Asiens die Wärme ungleich stärker aus als vom Meere. Sie werden folglich ungleich kälter als das Meer. Da nun die Luftströmung auch, den allgemeinen Verhältnissen gemäß, als Passat nach der Aequatorialzone sich richtet, so finden wir in der zweiten Jahreshälfte, von September bis April, im Indischen Ozean lebhafte nördliche Winde, die, aus höheren Breiten in niedere ziehend, wegen ihrer geringeren Umlaufsgeschwindigkeit als Nordost-Winde erscheinen. In dieser Zeit herrscht daher der Nordost-Musson vor.

Wir gehen nach dieser kurzen physikalischen Erörterung zu unserer geschichtlichen Erklärung wieder über. Durch die Eroberungen Alexander's des Großen, insbesondere durch die Zerstörung von Tyrus, wurde der Welthandel der Phönikier gebrochen. Der Untergang Karthago's, nebst der Ausbreitung der römischen Herrschaft und nachher die Spaltung des römischen Weltreiches in Morgenland und Abendland, hinderte auf lange Zeit die unmittelbare Verbindung der westlichen Hälfte mit dem fernen Osten. So kam es, daß nach dem Untergang des weströmischen Reiches die Länder Indiens fast ganz in Vergessenheit gerathen waren. Durch die Kreuzzüge jedoch, welche vom Abendlande aus sich über die alten Handelsstädte Venedig und Genua nach dem Oriente gleich einer Art Völkerwanderung ergossen, wurden die alten Beziehungen zum Morgenlande wieder angeknüpft und von Neuem die Aufmerksamkeit der Europäer nach dem Oriente gelenkt.

Kostbare Teppiche und andere Gewebe, kunstreiche Stickereien sowie Edelsteine, vornehmlich aber die sehr geschätzten Gewürze Indiens, wurden von Venetianern und Genuesen nach Europa gebracht, wo sie sehr bald allgemeine

Würdigung fanden und den entsprechenden Handel sehr ergiebig machten. So geschah es, daß die beiden Handelsstädte am Mittelmeer damals ihren Glanzpunkt erreichten und Tage der Macht und des Reichthums sahen, wie nie zuvor.

Nicht lange jedoch blieben die eifrigen Bestrebungen der zwei handeltreibenden Staaten ungetrübt. Die gegenseitige Eifersucht steigerte sich und führte endlich zu offenem Kampf, aus welchem Venedig siegreich hervorging. Bald hatte mit der Herrschaft über alle damals bekannten Meere Venedig in seiner Macht, in seinem Ansehen und im Reichthum den höchsten Grad erreicht. Doch auch Venedigs Tage waren gezählt.

Mit neidischen Blicken schauten die übrigen seefahrenden Nationen auf die Größe und Alleinherrschaft Venedigs zur See. Vor allen die Portugiesen. Sie setzten im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts mit eiserner Beharrlichkeit ihre Anstrengungen fort, einen direkten Weg nach Indien zu finden, um für die kostbaren Erzeugnisse dieses Landes künftig die Vermittlung der Venetianer entbehren zu können. Genuesische und venetianische Seelente selbst waren es, welche die Portugiesen mit der Westküste Afrika's näher bekannt machten und hierdurch unbewußt ihnen die Mittel zur dauernden Vernichtung des Handels ihrer Vaterstädte in die Hand gaben. Nach vielen Versuchen gelang es endlich den kühnen Portugiesen, ihre Lehrmeister zu überwältigen und die Waaren Ostindiens aus erster Hand zu beschaffen. Von dieser Zeit an zog sich der europäische Handel nach den portugiesischen Häfen. Mit reger Thatkraft faßten die Portugiesen schnell in Indien Fuß und entdeckten im Jahre 1513 die Molukkischen Inseln, von denen aus sie reiche Ladungen Nelken und Muskatnüsse nach Europa führten. Daneben holten sie Pfeffer, Gold und Kampher aus Sumatra; auch die Erzeugnisse China's, der kostbare Thee, schöne Arbeiten in Elfenbein und Holz, reiche Seidenwaaren aus Kanton und Macao, Alles floß nach den portugiesischen Hafenplätzen. Zuletzt ließen sie sich auch im Lande Japan nieder, welches bis dahin nur aus früheren Nachrichten dürftig bekannt war. Den Mittelpunkt und den Hauptsitz des Handels in Indien hatten die Portugiesen zu Goa, einer Insel an der Westküste von Dekan (Ostindien) errichtet.

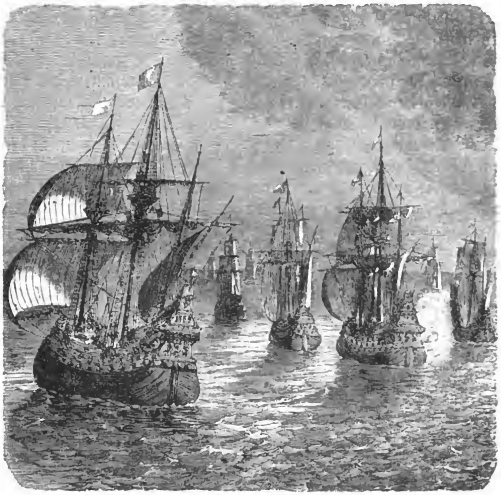
Inzwischen waren aber auch die Holländer auf den Schauplatz des Handels getreten und erzielten von Jahr zu Jahr größere Erfolge. Durch die Bodenbeschaffenheit ihres Landes, das sie mit unsäglicher Mühe und Ausdauer gleichsam der Gewalt des Meeres und der Ströme abgerungen hatten, seit Jahrhunderten an außerordentliche Zähigkeit und kaltblütige Ueberlegung in Gefahren gewöhnt, vereinigten sie mit diesen National-Eigenschaften noch den Trieb, kühn und waghalsig in fremde Länder auf Entdeckungs- und Eroberungsreisen auszugehen. Während der Kämpfe um ihre Selbständigkeit mit dem finstern Beherrscher der spanischen Weltmacht scheuten sieben vereinigte Provinzen auch vor dem nicht minder schwierigen Kampf mit dem Bedränger an ihren Grenzen, mit dem Meere, nicht zurück. Zahlreiche Schiffe fügten theils als schwimmende Festungen den Spaniern beträchtlichen Schaden zu, theils holten sie Waaren aus dem Süden Europa's, um sie dem Norden gegen andere Erzeugnisse, namentlich gegen Holz, Thee,

Hanf, Eisen und Leder auszutauschen. Fast der ganze Handel der Hansestädte fiel nach deren Verfall in die Hände der Holländer, so daß selbst die Spanier sich genöthigt sahen, einen großen Theil ihrer Kriegsbedürfnisse von jener Nation zu kaufen.

Nur mit dem größten Widerwillen sah Philipp II. die holländischen Schiffe in seinen Häfen, doch würde sich, falls er ihnen den Zugang zu den spanischen Gewässern verwehrt hätte, wahrscheinlich aller Handel nach Portugal gezogen haben. Als aber seit 1580 durch Herzog Alba Portugal unter das spanische Scepter gebracht war, da unterdrückte Philipp nicht länger seinen Wunsch, den Handel Hollands zu vernichten. Die Mannschaft der aus Holland in den spanischen und portugiesischen Häfen angekommenen Schiffe wurde in Haft genommen, die Schiffe selbst mit Beschlag belegt und den Unterthanen jeder weitere Verkehr mit den Einwohnern der „aufrührerischen Provinzen" verboten. Dieser Schlag sollte tödtlich auf Hollands Handel wirken, wie Philipp, der Herr beider Indien, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, meinte. Glücklicherweise haben indeß die Machtsprüche der Tyrannen nicht immer den von ihnen gewünschten Erfolg. In diesem Falle war Philipp nur das Werkzeug zur künftigen Erhebung Hollands, die sogar auf Kosten seiner eigenen Staaten eintrat. Da die bisherige Quelle der ostindischen Waaren verstopft war, galt es jetzt für die Holländer, alle Kräfte anzuspannen, um wo möglich gleich den Portugiesen, die sich bereits seit fast einem Jahrhundert in Ostindien festgesetzt hatten, direkte Handelsverbindungen mit den dortigen Völkern anzuknüpfen. Zunächst freilich wollte man noch die mächtigen Portugiesen umgehen und unternahm es deshalb, einen Weg nach Ostindien längs den Nordküsten Europa's und Asiens zu finden. Als trotz dreimaligem Versuche dieses Unternehmen mißglückte, begannen die Fahrten um das Kap der guten Hoffnung, die bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wurden.

Unter den Männern, welche ihren Aufenthalt in fremden Ländern vorzugsweise zur Bereicherung ihrer Kenntnisse und zum Vortheile für ihr Vaterland nutzten, nennt die Geschichte vorzüglich Dirk Gereits. Anfangs Hausmeister beim Erzbischof Da Fonseca, bereiste er später mit seinem Freunde Huigen van Linschoten die Küste von Malabar, kam nach Macao und Japan, sowie nach einigen größeren Inseln des Archipels, und schrieb alle seine mit Scharfblick gemachten Beobachtungen nieder. Während diese beiden Männer ihre nautischen Werke in ihrem Vaterlande veröffentlichten, stellte sich Cornelius Houtman (sprich: Hautman d. i. Holzmann), der ebenfalls in portugiesischen Diensten die indischen Gewässer kennen gelernt hatte, im Jahre 1595 an die Spitze einer aus vier Schiffen bestehenden, nach Indien bestimmten Expedition. Letztere hatte von der in Holland thätigen Gesellschaft „van Verre" (Weithin) die Weisung erhalten, einen Theil der Länder Ostindiens in ethnographischer und geographischer Hinsicht zu erforschen und wo möglich Handelsverbindungen mit einigen Völkern daselbst anzuknüpfen. Houtman landete im Jahre 1596 zu Bantam an der Südwestküste Java's, besuchte dann Dschakatra (das heutige Batavia) sowie die Stadt Surabaja und die Inseln Bali und Lombok. Nachdem er durch Gefechte und andere Zufälle zwei Schiffe und zwei Drittel der Mannschaft eingebüßt

hatte, kam er (1597) mit den noch übrigen zwei Fahrzeugen, reich mit Gewürzen beladen, wieder zu Terel in Nordholland an. War auch dieser erste Zug nach Ostindien keineswegs glücklich zu nennen, so hatte man doch die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer Niederlassung in Indien und einer Anbahnung von Handelsverbindungen mit jenem Lande gewonnen.



Holländische Kriegsschiffe im siebenzehnten Jahrhundert.

Die Macht der Portugiesen zeigte sich an Ort und Stelle keineswegs so gefährlich, als man Anfangs wähnte, denn sie mußten ihre Flotte auf viele Punkte ihrer zerstreuten Besitzungen vertheilen, und den Holländern war hierdurch Gelegenheit gegeben, in der ausgedehnten Inselwelt an einzelnen Punkten festen Fuß zu fassen, ehe die Portugiesen im Stande waren, durch eine ansehnliche Macht sie daran zu hindern.

Es kam der günstige Umstand hinzu, daß sich die Portugiesen im Allgemeinen bei den Eingebornen sehr verhaßt gemacht hatten. Sie waren nämlich nicht zufrieden, Handelsverbindungen mit den inländischen Fürsten einzugehen, sondern sie bemühten sich auch, das Seelenheil der Eingebornen durch gewaltsame Einführung der katholischen Religion zu befördern. Die Inquisition zu Goa schickte ihre Missionäre nach allen Theilen Indiens, und die Behörden aller

Stationen, sowie die Streitmacht, hatten Weisung, diese Männer, welche mit dem Buche der Liebe in der Hand ihre Lehre der Unduldsamkeit predigten, in jeglicher Weise zu unterstützen. Die Eingebornen des Archipels bezeigten indeß nur geringe Neigung, die Religion ihrer Väter mit einer Lehre zu vertauschen, deren Anhänger sie als unduldsam, herrsch- und habsüchtig erkannten. „Unsere Götter", sagten die Hindupriester den Missionären, „haben das Weltall geschaffen und uns geboten, ebenfalls die ganze Menschheit mit Liebe zu umfassen und selbst gegen Thiere Barmherzigkeit zu üben. Eure Götterfamilie aber verurtheilt Jeden zur ewigen Verdammniß, dem die Richtigkeit eures Glaubens nicht einleuchten will. Und wie können wir Milde gegen unsere Mitmenschen üben, wenn wir an grausame und ungerechte Götter glauben?"

Die Holländer ihrerseits hatten durch bittere Erfahrungen zu sehr die Ungerechtigkeit des Gewissenszwanges erfahren, als daß sie denselben anderwärts anzuwenden sich beikommen ließen. Sie kümmerten sich Anfangs durchaus nicht um die Glaubenslehre der Völker, die mit ihnen in Handelsverbindungen traten, und selbst später, als sie große Landstrecken eroberten und ihnen die Verpflichtung oblag, die Kultur der ihnen unterworfenen Völker aus Humanität zu befördern, ließen sie den Besiegten nicht nur vollkommene Glaubensfreiheit, sondern auch ihre bisherigen Gesetze und Gebräuche (Adat, malayisch). Ja, sie suchten letztere nur allmälig zu veredeln und zu verbessern, sowie vom Aberglauben zu säubern. Es war und ist noch Staatsmarime, die Häupter und Richter der einzelnen Stämme, wenn sie sich nicht feindlich gesinnt gegen die Regierung zeigen, auf ihren Posten zu belassen, obschon immer holländischen Beamten die Oberaufsicht über die ganze Verwaltung anvertraut ist, und die Herrschaft der noch jetzt vorhandenen Souveräne nur eine scheinbare genannt werden kann. Wollte man behaupten, daß auf diese Weise die Völker vernachlässigt werden, insofern sie hierbei auf ihrer niederen Kulturstufe in Religion, Sitte und Rechtspflege bleiben, so würde man sehr irren. Der Uebergang von einem niedern Gesittungsstande zu einem höheren geschieht so wenig wie irgend ein Lebensvorgang plötzlich und gewaltsam, sondern kann nur durch allmälige Entwickelung, durch Abwurf der alten Schlacken und Bildung neuer Triebe, erzielt werden, so weit es überhaupt die naturgemäße Begabung eines jeden Volkes zuläßt.

Bald nach Houtman's Zurückkunft im Jahre 1598 wurden 8 Schiffe von Kaufleuten in Amsterdam, Rotterdam und Enkhuis ausgerüstet und unter Jakob Cornelius van Nek nach Indien geschickt. Theils auf Java, theils auf den Molukken nahmen diese Schiffe reiche Ladungen verschiedener kostbarer Produkte ein und kehrten sämmtlich wohlbehalten nach dem vaterländischen Boden zurück.

Angelockt durch den reichen Gewinn, den diese Expedition ihren Unternehmern abwarf, beeiferte sich die Kaufmannschaft, noch mehr Schiffe für die Fahrt nach Ostindien auszurüsten. So kam es, daß im Jahre 1601 bereits 40 Schiffe nach den indischen Gewässern segelten, welche alle mit reichen Ladungen heimkehrten. Um aber sowol den Uneinigkeiten der einzelnen Handelsgesellschaften unter einander zu steuern, als auch um der Konkurrenz von Spaniern

und Engländern kräftigen Widerstand zu bieten, wurden durch Vermittlung der General-Staaten alle holländischen Handelsgesellschaften am 20. März 1602 in eine einzige, die berühmte Ostindische Handelsgesellschaft (Ostindische Handelsmaatschappij), vereinigt. Der indische Handel wurde durch diese Compagnie zu einer National-Angelegenheit, an welcher Volk und Regierung Antheil hatten. Die Handelsgesellschaft erhielt aber auch Befugnisse, welche nur der Gesammtnation als solcher zukommen. Es war vor Allem nicht nur das Monopol, allein nach Indien Geschäfte treiben zu dürfen, sondern auch das Recht, Beamte in Indien anzustellen, Krieg zu führen und Friedensverträge abzuschließen, Bündnisse einzugehen, Münzen zu schlagen, Städte und Festungen zu bauen, Alles natürlich nur im Namen der General-Staaten. Das Kapital, welches die Compagnie bei ihrer ersten Gründung zusammenbrachte, belief sich auf die für jene Zeiten ungeheure Summe von 6,600,000 Gulden, während die zwei Jahre früher gegründete Englische Handelsgesellschaft ihr Unternehmen nur mit einer Summe von 72,000 Pfund Sterling oder 500,000 Thalern begonnen hatte.

Die erste Expedition, welche die Holländisch-ostindische Handelsgesellschaft nach Indien sandte, bestand aus 13 Schiffen mit 1200 Mann unter Befehl van der Hagen's. Dieser empfing bei seiner Ankunft zu Bantam eine Gesandtschaft der Eingebornen von Amboina, welche die Hülfe der Holländer gegen die übermüthigen Portugiesen anriefen. Kein Gesuch konnte den nach kühnen Thaten dürstenden Seefahrern willkommener sein. Die Festung der Portugiesen auf Amboina wurde in der That nach hartnäckigem Gefechte erobert; sie erhielt den Namen Victoria und bildete die erste feste Besitzung der Holländer in Asien. Bald entwickelte die Handelsgesellschaft in Indien eine ungeheure Thätigkeit, sowol durch die Ausbreitung des Handels als in Folge der damit verbundenen Eroberungen. Die Portugiesen wurden fast ganz von den Molukken verdrängt und acht Festungen auf diesen, ausschließlich für die Gewürznelken- und Muskatnuß-Pflanzungen bestimmten Inseln erbaut. — Den Oberbefehl über alle Faktoreien und Forts in Ostindien führte bis zum Jahr 1610 ein Admiral der Flotte. Aber der Statthalter und die General-Staaten ernannten, sowol um den Einfluß des Staates auf die ostindischen Angelegenheiten zu vermehren, als zur bessern Verwaltung derselben, einen Landvogt oder General-Gouverneur in der Person des Pieter Both von Amersfoort (1610). Er sollte im Namen des Statthalters und der General-Staaten den Oberbefehl über die Land- und Seemacht in Indien führen, sowie in allen bürgerlichen Angelegenheiten als Stellvertreter der niederländischen Regierung handeln. Ihm zur Seite stand ein aus den höchsten Beamten Indiens ernannter Staatsrath (Raad van Indië). Diese hohe Würde wurde nur auf fünf Jahre verliehen; während dieser Zeit mußte aber an die Regierung im Mutterlande fortlaufend Bericht über alle wichtigen Ereignisse ertheilt werden. Bis auf den heutigen Tag sind diese Bestimmungen über die Wirksamkeit des General-Gouverneurs von Indien in Wirksamkeit geblieben. Nachdem Both in Bantam kurze Zeit verweilt hatte, beeilte er sich, nach der Bai von Dschakatra zu segeln, denn diesen Ort hatte Both's Scharfblick als den

künftigen Hauptsitz von Niederlands Macht in Indien erkoren. Mit dem König von Dschakatra, Widschaja Nama, dessen Gebiet einige Hundert Quadrat-Meilen umfaßte, schloß er ein Bündniß, gemäß welchem beide Theile sich gegenseitig Beistand leisten sollten. Zugleich wurde dem General-Gouverneur gestattet, gegen Entrichtung von 1200 Reichsthalern an der Mündung des Flusses Tschiliwang eine kleine Befestigung zu bauen, welcher der Name Fort Nassau gegeben ward (1611). Das war der bescheidene Anfang des stolzen Batavia. Auch bei Dschapara und an verschiedenen anderen Orten wurden Forts erbaut und der holländische Einfluß auf dem Indischen Archipel stieg mit jedem Jahre. Denn auf dem indischen Kontinente war nicht nur die Hauptmacht der Portugiesen befestigt, sondern es herrschte dort der mächtige Großmogul, gegen dessen zahllose Krieger das kleine Holland mit Gewalt Nichts ausrichten konnte, sowie sich auch dort keine kleinen unabhängigen Fürsten fanden, deren gegenseitige Eifersucht man zu politischen Zwecken ausnützen konnte.

Malayischer Häuptling.
(Nach dem großen Werk der niederländischen Kommission.)

seinem Vortheile ausnützen und sandte alsbald eine neue Schaar von Kriegern nach Dschakatra. Der Führer derselben drang mit einer Anzahl Bewaffneter in's Zelt des Königs, dem die Wahl zwischen Tod oder sofortiger Abdankung gelassen wurde.

Zitternd unterzeichnete der König die in malayischer und javanischer Sprache auf ein Palmenblatt geschriebene Abdankung und verlebte den Rest seiner Tage auf einer einsamen Insel.

Eingeborne und Kinder von Java. Tänzerinnen. Leibwache.

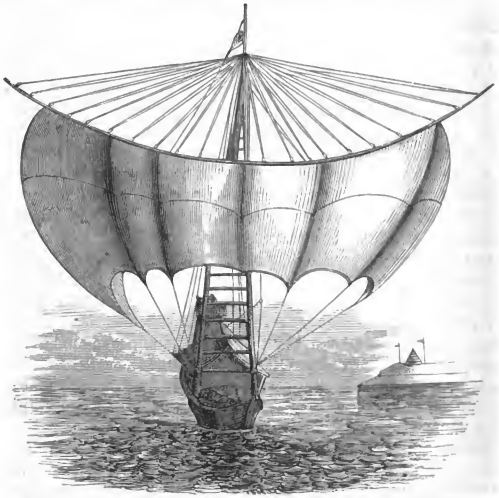
Die Engländer hörten mit Verdruß von dem Vorgefallenen und drangen jetzt mit verdoppeltem Eifer in den Pangerang, die neu erworbene Macht nicht mit den gefährlichen Nebenbuhlern, den Holländern, zu theilen, sondern die Belagerung des Fort nachdrücklichst fortzusetzen. In der That blieb van den Broeke gefangen und die Belagerung des Forts von Dschakatra wurde fortgesetzt. Jetzt begannen lebhafte Unterhandlungen wegen Uebergabe der Feste; denn der Pangerang konnte sich nur mit Mühe dazu entscheiden, die Holländer, denen er eine so bedeutende Erweiterung seiner Macht verdankte, als Feinde zu behandeln.

Der Thörichte ahnte indessen nicht, daß diese momentane Machterweiterung ein Danaer-Geschenk sei, das er nie hätte annehmen sollen. Sein Schwanken wußten die Holländer trefflich zu ihrem Vortheil auszubeuten, indem sie die Unterhandlungen in die Länge zogen, bis endlich den 31. Mai am Rande des Horizonts die weißen Segel der von den Molukken nach fünfmonatlicher Abwesenheit zurückkehrenden Flotte Koen's sichtbar wurden und die Besatzung des Forts neuen Muth beim Anblick der ansehnlichen ihr zu Hülfe gekommenen Macht gewann. Jetzt war von einer Uebergabe nicht mehr die Rede, man ging im Gegentheile damit um, sich zum Meister der Stadt Dschakatra zu machen. Während von der Seeseite die Schiffe ihre Geschosse auf die in dichten Haufen stehenden Häuser richteten, unternahm man vom Fort und den Schiffen aus einen Ausfall, bahnte sich durch das Lager des Pangerang einen Weg und zerstörte die Stadt von Grund aus, wobei man jedoch das Leben der Einwohner möglichst schonte. Auf den Trümmern des alten Dschakatra wurde nun die neue Stadt Batavia erbaut, deren Gebiet im Jahre 1684 in Folge eines Vertrages, den die Compagnie mit dem Susuhunan von Matarem, Amanku Nagara, abschloß, die Lande des ehemaligen Königreichs umfaßte. Als kurz darauf eine holländische Flotte vor Bantam erschien, um Frieden anzubieten und um Austausch der Gefangenen zu ersuchen, willigte der Pangerang aus Furcht vor den mächtigen und tapferen Holländern in die ihm gestellten Friedensbedingungen. Unter den Gefangenen war auch van den Broeke, der besonders in letzter Zeit mit großer Güte und mit vielem Wohlwollen behandelt wurde. Der Pangerang entließ ihn mit Geschenken und erzählte ihm hierbei folgendes Gleichniß: „Ein König fing einst einen Vogel, den er in einen goldenen Käfig setzte. Er pflegte ihn gut und gab ihm die leckersten Bissen von seiner Tafel. Eines Tages bat der Vogel um die Erlaubniß, ausfliegen zu dürfen, mit dem Versprechen, bald wieder zurückzukommen. Der Vogel hielt sein Wort, er kam bald zurück, doch nicht um sich wieder in den Käfig zu begeben, sondern um dem König die Augen auszupicken." — Der Pangerang schien den einstigen Untergang seines Reiches durch die Holländer zu ahnen.

Es ist nicht nöthig, in unserm geschichtlichen Ueberblicke, der nur die Gründung Batavia's ausführlich behandelt, die nach Erbauung dieser Hauptstadt mit ihrem ansehnlichen Gebiete auf sicherer Basis ruhende Macht der Holländer in ihrer weitern Ausbreitung auf Java, Sumatra, Celebes, Borneo, Bali und den Molukken zu verfolgen. Wir bemerken nur, daß die europäischen Flotten im Laufe des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sich mehr und mehr aus dem Archipel zurückzogen. England breitete sich auf dem indischen Kontinent aus, wo es trotz der ungeheuren Vergrößerung seiner Land- und Seemacht bis auf den heutigen Tag genugsam beschäftigt war. Spanien begnügte sich in Ostasien mit dem Besitze der Philippinen, und die Macht der Portugiesen sank von Tag zu Tag, so daß sie gegenwärtig nur noch wenige Punkte in Ostindien innehaben.

Im Vergleich mit den großen seefahrenden Nationen, die, wie Spanier und Engländer, ein bedeutendes Hinterland hatten und über Menschen und Geld genügend verfügen konnten, hat das kleine Holland mit seiner geringen Macht

in den indischen Gewässern Großes geleistet. Die ganze Seemacht der Holländer in Indien im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts bestand aus etwa 30 Fahrzeugen, wovon keines die Größe unsrer jetzigen Fregatten, sondern höchstens 250—300 Last Inhalt hatte. Hierzu kam, daß der Unterschied zwischen Kriegs- und Kauffahrteischiffen damals noch nicht so streng wie heute war und jedes Schiff sowol dem Handel diente, als auch für das Gefecht bereit sein mußte. Die Bemannung belief sich auf 1300 Köpfe. Gegenwärtig ist die Mannschaft der in Ostindien stationirten holländischen Kriegsschiffe etwa doppelt so groß.

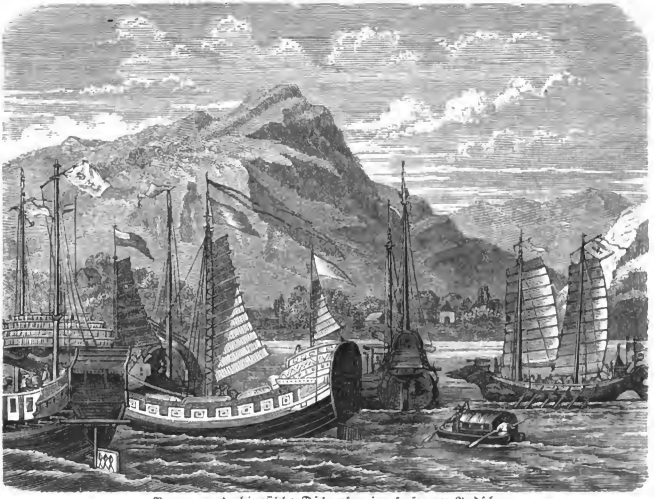


Eigenthümliche Segelstellung hinterindischer Küsten- und Flußfahrzeuge.

Außerdem unterhalten eine ungleich größere Anzahl Dreimaster den Handel mit Ostindien und können nöthigen Falls auch als Kriegsschiffe verwandt werden. Hierzu kommt noch die aus etwa 28,000 Mann bestehende Landmacht für Holländisch-Indien (worunter 10,000 Mann Europäer), welche im Verhältniß zu den mit 22 Millionen Menschen bevölkerten, unter der Herrschaft der Niederländer stehenden Ländern des Archipels freilich sehr gering ist, aber im Vergleich mit den Kriegskräften der ostindischen Inseln im siebzehnten Jahrhundert und gegenüber der geringen Ausbildung der südasiatischen Schifffahrtskunde, sowie der ungenügenden Fortschritte in dem bis auf den heutigen Tag landeseigenthümlich gebliebenen Schiffsbau, dennoch für bedeutend angesehen werden kann.

Hiernach läßt sich nicht sagen, daß die Holländer in ihrer Machtentfaltung seit dem siebzehnten Jahrhundert zurückgegangen sind.

Haben wir bisher die Holländer und besonders die Ostindische Handelsgesellschaft in ihren kriegerischen Unternehmungen betrachtet, so wollen wir jetzt einen Blick auf den Fortgang ihrer Handelsunternehmungen werfen. Es läßt sich denken, daß, je mehr die politische Macht der Holländer stieg, und je mehr es ihnen gelang, die europäischen Seemächte aus dem Indischen Archipel zu verdrängen, der Gewinn aus dem Handel mit Indien sich mehrte.



Prauen und chinesische Dschunken im Hafen zu Andscher.

Den Gewürzhandel der Molukken rissen sie allmälig ganz an sich und setzten allein die Preise für die Nelken und Muskatnüsse fest. Hierbei verfuhren sie freilich auf gewaltsame Weise nicht nur gegen die Menschen, sondern auch gegen die zeugende Kraft der Natur. Sie setzten nämlich fest, daß der Muskatbaum nur auf der Insel Banda, die Nelken nur auf Amboina gepflanzt werden dürften, während auf den übrigen Molukken, sowie in anderen Theilen des Archipels, alle Nelken- und Muskatbäume ausgerottet würden. Die Ernte der Muskatnüsse betrug damals durchschnittlich 350,000 Amsterdamer Pfund jährlich, die der Muskatblüte 110,000 Pfund. Auf den Amboinischen Inseln wurden 500,000 Nelkenbäume gepflanzt, welche 3,500,000 Pfund Nelken gaben. Die Einwohner der Molukken

mußten den Ertrag der Ernte der Handelsgesellschaft gegen einen gewissen, von der letztern bestimmten Preis abliefern. Ebenso wurde ein Verkaufspreis von der Compagnie festgesetzt, der den Einkaufspreis gewöhnlich um das Zwei- bis Dreifache überstieg. Außer den Gewürznelken und den Muskatnüssen waren es alle Produkte Indiens, mit welchen gewinnreicher Handel getrieben wurde. Wachs, Schildpatt, Sandelholz, Sago und Reis wurden aus Timor und Celebes geholt, von Sumatra bezog man Pfeffer, Gold, Kampher, Elfenbein, aus Java Reis, Zucker, Schwefel, Indigo und erst vom Jahre 1712 an Kaffee. Auf Ceylon waren es vorzüglich die verschiedenen Zimmetsorten (Cinnamomum aromaticum, C. Ceylonense etc.), welche diese Insel zu einer gewinnreichen machten. Bengalen und die Küste von Koromandel boten Seide, Baumwolle und Manufakturen aller Art. Endlich bezogen die Holländer von Japan, wo sie nach Vertreibung der Portugiesen unter allen europäischen Nationen allein den Zutritt hatten, treffliches Kupfer, Thee, lackirte Waaren und Manufakturen verschiedener Art.

Bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts führte die Ostindische Handels-Compagnie ihre Unternehmungen mit vielem Glücke aus. Den Aktionären wurden alljährlich bedeutende Dividenden ausbezahlt, welche 15 bis 20 Prozent betrugen, ja bisweilen bis zu 50 Prozent stiegen. Im Jahre 1663 brachten 5 Schiffe eine Ladung aus dem Indischen Archipel, welche auf dem Markte zu Amsterdam für zwei Millionen verkauft wurde, während der Einkaufspreis sich nur auf 600,000 Gulden belief. Aehnliche gewinnbringende Ladungen kamen häufig an. Im Jahre 1697 kam eine Ladung Waaren aus Ostindien, deren Einkaufspreis fünf Millionen betrug und die für nicht weniger als zwanzig Millionen losgeschlagen wurde. — Mit dem Abschluß des siebzehnten Jahrhunderts hatte aber auch die Ostindische Handels-Compagnie ihre höchste Blüte erreicht und ging von jener Zeit an allmälig dem Verfall entgegen. Um jedoch ihren Kredit aufrecht zu erhalten, entrichtete sie ihren Aktionären alljährlich noch dieselben Dividenden, wie zur Zeit ihres finanziellen Glanzes, wodurch ein Ausfall entstand, der sich von Jahr zu Jahr vergrößerte, so daß derselbe gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht weniger als 135 Millionen Gulden betrug. Um diese Zeit wurde die zwei Jahrhunderte alte Gesellschaft aufgelöst.

Jetzt erst trat der holländische Staat durch Uebernahme der Verwaltung der indischen Besitzungen in seine natürlichen Rechte, die er viel zu lange einer Gesellschaft von Kaufleuten überlassen hatte. Die Finanzen Holländisch-Indiens aber waren zerrüttet, der Handel nach Abzug der großen administrativen Ausgaben kaum mehr einträglich, und es hätte eine Zeit der politischen Ruhe, verbunden mit einer weisen und ehrlichen Verwaltung bedurft, um die zerrütteten Zustände wieder zu heben. Hätte die Fruchtbarkeit des Bodens den Fleiß des Landmanns nicht stets durch reichlichen Ertrag belohnt und den wenigen Bedürfnissen des bescheidenen Bewohners überflüssig Genüge geleistet, das reiche Indien wäre in Folge der vielen Abgaben und Erpressungen in Noth und Elend gerathen. Aber die Armuth der öffentlichen Kassen und der Mangel an Silber berührte den Inländer wenig, dem die immer gütige Natur alles zum Leben Nothwendige lieferte.

Fragt man nach der Ursache des Verfalls der im ersten Jahrhundert ihres Bestehens so blühenden Handelsgesellschaft, so müssen wir dieselbe ganz vorzüglich in der schon erwähnten unnatürlichen Stellung zum Staate suchen, ebenso in der außergewöhnlichen, einer Privatgesellschaft nicht zukommenden Befugniß, an die Stelle der Regierung zu treten und einen Staat im Staate zu bilden. Die reich gewordenen Kaufleute, in deren Solde die in Indien kämpfenden Krieger standen, schauten verachtend auf diese herab; daher kam es, daß dem Militär in Ostindien die Seele dieses Standes, der Ehrgeiz, fehlte. Nur verkommene Individuen oder wegen schlechten Betragens aus dem Dienste entlassene Beamte oder Offiziere meldeten sich gewöhnlich für den ostindischen Dienst, so daß es am Ende Niemandem zur Ehre gereichte, sich diesem Gesindel des In- und Auslandes anzuschließen. Die für den Dienst des Vaterlandes in Holland durch Aushebung zur Fahne gerufene holländische Jugend konnte nicht wie das geworbene Heer in England auch für den Dienst in den Kolonien verwendet werden, sondern man überließ es der Compagnie, sich Söldnertruppen anzuwerben.

In den ersten Jahren des Bestandes der Handelsgesellschaft, als es sich noch darum handelte, gegen den Nationalfeind als mächtiges Volk aufzutreten und festen Fuß in Indien zu fassen, hatte die Sache ein ganz anderes Bewandtniß. Es galt eine Nationalangelegenheit, der republikanische Geist der aus Landeskindern bestehenden Flotten-Mannschaft trieb sie an, jene Thaten der Tapferkeit und des Muthes jenseit des Ozeans zu vollbringen, die der Kämpfe im Heimatlande würdig waren und denen derselbe Zweck, Bekämpfung des Nationalfeindes und Erwerbung der nationalen Selbständigkeit, zu Grunde lag. Als aber dieser Zweck erreicht, als im Vaterlande der Krieg um das nationale Dasein beendigt und die Waffen nach den Friedensschlüssen niedergelegt waren, da hörte die Ostindische Handelsgesellschaft auf, den patriotischen Eifer für das Gelingen ihrer Unternehmungen zu wecken. Der Mann von Ehre und Charakter zog es lieber vor, sich dem unmittelbaren Dienste der Regierung zu widmen oder als freier Bürger ein Geschäft auszuüben, als sich zum Miethling einer Gesellschaft hinzugeben, die wol den Werth der Muskatnüsse, aber nicht den der Lorbeeren kannte.

Der Militär- und besonders der Civildienst wurde im Allgemeinen in Indien mit Nachlässigkeit und Treulosigkeit betrieben. Der Beamte hatte nur seine eigene Bereicherung im Auge und erpreßte daher von den Einwohnern allerlei ungerechte und ungesetzliche Abgaben. Hierzu gesellten sich die Jahrgehalte für die inländischen, ihrer Würde entsetzten Fürsten und die großen Besoldungen für das Beamtenheer. Auch die Gesandtschaften, die Geschenke für inländische Fürsten, abgesehen von den Ausgaben für die zahlreichen kleinen Kriege, verschlangen Summen, die zuletzt selbst der gewinnreichste Handel nicht erschwingen konnte.

In dem Maße, als Reichthum und Macht der holländischen Handelscompagnie sank, hob sich die englische Compagnie, welche sich unterdessen mit Hülfe der vom Staate gesendeten englischen Regimenter auf dem asiatischen Kontinent ausgebreitet hatte. Obwol auch die East India Company mit einer Macht ausgerüstet wurde, welche einer Privat-Gesellschaft nicht zukommt, und obgleich

auch dort ähnliche Mißbräuche in der Administration der Kolonien wie in den holländischen sich einschlichen, so waren doch Verwaltung und Handel dort mehr getrennt und der Einfluß des Staates auf die Kolonien war durch die von der Regierung allein abhängige Land- und Seemacht bedeutender. Deshalb hielt sich die englische Compagnie auch länger, obgleich auch die britische Regierung, durch traurige Erfahrungen während des jüngsten Aufstandes in Indien belehrt, der Compagnie jede politische Macht zu nehmen für nöthig fand.

Die Engländer wurden von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an aber auch gefährliche Nachbarn der Holländer, welche ihnen nicht mehr wie vor einem Jahrhundert mit ihren Schiffen noch Trotz bieten konnten. Während Europa in den Jahren 1780 bis 1795 durch Kriege sich abschwächte, benutzten die Engländer die daraus entstehenden Verwirrungen, um sich zu Herren aller Besitzungen der Holländer auf dem asiatischen Kontinent zu machen. Die französische Republik, welche England auf alle Weise in Europa zu schaden trachtete, konnte diesem Reiche doch seine Uebermacht zur See nicht nehmen. England bemächtigte sich auch der gewinnreichen Molukken und des Kaps der guten Hoffnung, und zwar, wie man vorgab, im Namen des abgetretenen Prinzen von Oranien. Nach Einverleibung Hollands in das französische Kaiserreich war von allen ehemaligen Besitzungen der Ostindischen Compagnie nichts als Java übrig geblieben, und auch diese kostbare Insel eroberten die Engländer im Jahre 1811.

Nach dem Fall Napoleons erhielten die Holländer die meisten ihrer Kolonien zurück. Ein späterer, für die Holländer als kleinerer und schwächerer Staat sehr nützlicher und besonders zur Vermeidung von Konflikten nothwendiger Vertrag mit England im Jahre 1824 vertheilte die Besitzungen der beiden Staaten in Indien in der Art, daß Holland seine noch auf Malakka und dem Kontinente besetzten Punkte den Engländern gegen Benkulen und Padang an der Westküste Sumatra's abtrat, wodurch den Holländern der alleinige Besitz des Archipels, den Engländern aber jener des asiatischen Kontinents gewährleistet wurde.

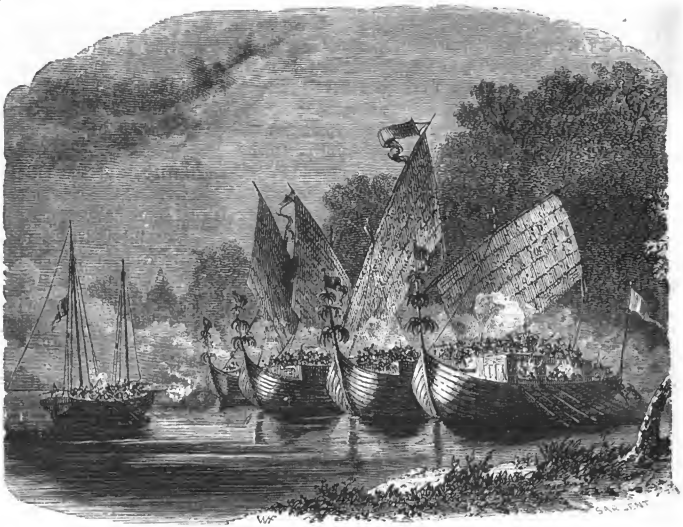
Die Briten beneiden die Holländer heute noch um die schönen Besitzungen in der ostindischen Eilandflur. Im Jahre 1862 ist zwischen beiden Nationen ein Zank über Sumatra entstanden, der zu einigen scharfen diplomatischen Noten führte. Die obere Hälfte dieser Insel bildet die Ostgrenze einer der wichtigsten Fahrbahnen im Ozean, nämlich der Malakkastraße, in und an welcher die Engländer drei wichtige Punkte inne haben: Singapore, Malakka und Pulo Pinang. Die Nordspitze steht unter einem unabhängigen malayischen Fürsten, dem Könige von Atschin, in dessen Lande der vortreffliche Pfeffer wächst, welcher von Pulo Pinang in den Handel kommt. In dem Vertrage von 1824 ward zwischen Holländern und Engländern die Fortdauer der Selbständigkeit aller bis dahin unabhängigen Staaten auf Sumatra festgestellt und es ward ferner ausgemacht, daß dem Handel beider Nationen mit jenen Staaten kein Hinderniß in den Weg gelegt werden solle. Doch beklagen sich die Engländer darüber, daß die Holländer auf Sumatra rücksichtslos annektirt und den Handel von Pulo Pinang geschädigt hätten. Es ist hierbei allerdings wesentlich Eifersucht im Spiele.

Schon 1841 remonstrirten die Engländer; aber die Holländer nahmen das Fürstenthum Siak in Besitz und beanspruchen nun die Oberherrlichkeit über alle Pfefferhäfen von Siak bis Atschin; auch in Langkat haben sie ihre Flagge aufgezogen.

Die Insel Sumatra ist in neuester Zeit noch durch die Auffindung der Steinkohlen bei Benkulen von großer Wichtigkeit für die Holländer geworden. Sie wurden etwa 10 Meilen weit im Innern von der genannten Hauptstadt entdeckt. Die ganze Gegend ist sehr uneben, liegt auf der Westseite der Gebirgskette, von welcher Sumatra seiner ganzen Länge nach durchzogen wird, und hat viele Gebirgsbäche. Der Zugang ist schwierig; man kennt bis jetzt drei ausgedehnte Lager, deren Mächtigkeit durchschnittlich 11,80 Meter beträgt, und hat berechnet, daß ihr Inhalt mehr als 200 Millionen Kubikmeter umfaßt. Der ungeheure Schatz ist aber werthlos, so lange gute Wege fehlen. Gegenwärtig transportirt man die Kohle auf Karren, die von Büffeln gezogen werden, der Hügel, Flüsse und Sümpfe halber auf weiten Umwegen, und während der Regenzeit muß man ganz feiern. Man bringt die Kohle nach der Pulo-Bai, wo auch das Postschiff und die wenigen Handelsfahrzeuge anlegen, welche den Handel mit Benkulen vermitteln. Die Entfernung dorthin beträgt etwa fünfthalb deutsche Meilen. In dem Bericht der niederländischen Untersuchungskommission wird hervorgehoben, daß es in Batavia an Unternehmungsgeist und Kapital fehle, um die Hafenanlagen und Eisenbahnen zu bauen, welche erforderlich sind, um jene reichen Schätze zu heben. Bis jetzt wird ein großer Theil des Kohlenbedarfes im indischen Archipelagus von Labuan bezogen, einer kleinen, von den Engländern besetzten Insel vor der Nordküste von Borneo; die Kohle von Benkulen ist vortrefflich und ganz geeignet, jene von Labuan zu ersetzen.

Die gedrückten Finanzen sowol im Mutterlande als in den Kolonien, der nach vieljährigem Kriege und Unterdrückung durch die napoleonische Tyrannei gelähmte Handel konnte jedoch so leicht nicht wieder gehoben werden. Dazu kam, daß die Javanen unter Diepo Negoro im Jahre 1825 gegen die Niederländer aufstanden und ein furchtbarer Krieg sich entspann, der bis zum Jahre 1830 währte und nicht weniger als 250,000 Javanen und 30,000 Europäern das Leben kostete. Diepo Negoro wurde endlich gefangen genommen und blieb bis zu seinem Tode Staatsgefangener der Holländer.

Wie hier auf dem Lande, so blieben auch Kämpfe zur See keineswegs aus. Viele der unterworfenen heimischen Fürsten im ostasiatischen Archipel suchten den verhaßten Eroberern dadurch zu schaden, daß sie die Piraten unterstützten, welche die Gewässer unsicher machten. Der Seeraub wurde in ein förmliches System gebracht und aus den geschützten Buchten brachen ganze Flotten wohlausgerüsteter malayischer Pranen hervor, um die europäischen Handelsfahrzeuge zu kapern, welche auf der großen Bahn nach China und Hinterindien an den ostasiatischen Inseln vorüberfahren mußten. Es kam zu manchem harten Seegefechte zwischen holländischen Kanonenbooten und malayischen Seeräubern. Wenn auch Tausende dieser Piraten erhängt wurden, so gelang es dennoch nicht, die Plage auszurotten, welche mit den ganzen gesellschaftlichen Zuständen Ostasiens eng verknüpft erscheint.



Kampf zwischen Holländern und einer malayischen Seeräuber-Flotte. (Nach Belcher.)

Auch im Mutterlande hatten die Holländer alle Hände voll zu thun. Das Jahre 1830 war überhaupt für die Niederlande eines der wichtigsten seit ihrer Existenz als selbständiger Staat. Es fällt in dieses Jahr der Abfall von Belgien. Wurde durch die Theilung des Reiches Holland als Staat geschwächt, so war doch die Trennung der südlichen Provinzen den nördlichen Handelsstädten willkommen, da Antwerpen mit seinem trefflichen Hafen und günstiger Lage an der Schelde den Städten Amsterdam und Rotterdam eine gefährliche Nebenbuhlerin war.

Ein weiteres in das Jahr 1830 fallendes, für die Finanzen, den Handel und die Schifffahrt höchst wichtiges Ereigniß war die Sendung des Generals van den Bosch als Generalgouverneur nach Ostindien. Dieser geniale Staatsmann, der die Produktivität des fruchtbaren Java dem Staate auf eine Weise zu Nutze machte, wie solches noch nie zuvor geschehen, der zugleich mit dem Charakter der Eingebornen innig vertraut war, verstand es, sie zufrieden und glücklich zu machen, während ihr Fleiß dem Staate zugleich den höchsten Nutzen brachte. Es gelang ihm, durch den bedeutenden Gewinn, den sein Kultursystem aus den Produkten Java's, namentlich dem Kaffee, zu ziehen wußte, nicht nur die Finanzen Hollands wieder zu heben, sondern auch dem ostindischen Handel neuen Aufschwung zu geben.

Nach diesen Betrachtungen über die geschichtlichen Verhältnisse des ostasiatischen Archipels wenden wir uns zunächst der wichtigsten Insel in demselben, dem Eilande Java zu. Tana Jawa (das Land Java) oder Nusa (Insel) Jawa, wie die Eingebornen sie nennen, ist eine der größten Sunda-Inseln, die, mit einer leichten Abweichung nach Süden zu, sich zwischen 105° 11′ und 114° 33′ östl. L. v. Gr. von Osten nach Westen erstreckt. Die nördlichste Spitze, Kap St. Nikolas, liegt unter 5° 52′ südl. Br., während der südlichste Punkt, die Kreidefelsen von Karang Tambak, von 8° 46′ geschnitten wird. Im Süden und Westen brandet der indische Ozean gegen die Küsten; im Nordwesten trennt die von Schiffen aller Nationen belebte Sundastraße Java von Sumatra, und im Südosten scheidet nur ein schmaler Kanal die Insel von dem benachbarten Eilande Bali.

Ueber den Ursprung des Namens Java sind wir im Ungewissen. Eine der im Lande selbst verbreiteten Traditionen erzählt, daß die Insel ihre Benennung von den ersten Einwanderern empfing, die vom asiatischen Kontinente nach ihr übersiedelten. Damals hieß Java noch Nusa hara hara oder Nusa kedang, die wilde, unkultivirte Insel; als aber die neuen Ankömmlinge dort ein Java-wut genanntes Gras (Panicum italicum) antrafen, von dem sie sich zuerst nährten, nannten sie das Eiland nach diesem Java. Auch im 27. Kapitel des Propheten Hesekiel ist schon von den reichen Kaufleuten von Javan die Rede, welche Eisen, Zimmt und Kalmus auf den Markt nach Tyrus brachten. Wir überlassen es Andern, den Zusammenhang dieses Javan mit unserer Insel nachzuweisen. Die Araber, die ihren Glauben schon, ehe die Europäer das Kap der guten Hoffnung umschifften, über den ostasiatischen Archipel ausgebreitet hatten, nennen alle dort wohnenden Völker Javi, und Java ist auch der Name, mit dem die Eingebornen von Celebes die Inseln Borneo, Java, Sumatra und die malayische Halbinsel bezeichnen.

Die Länge Java's von seinem westlichsten bis zu seinem südöstlichsten Punkte beträgt 144 Meilen bei einer verhältnißmäßig geringen, von 9 bis 28 Meilen wechselnden Breite. Das Areal umfaßt 2314 Quadratmeilen oder mit Einschluß der Nachbarinsel Madura 2445 Quadratmeilen.

Rings um Java herum liegen eine Menge kleiner Inseln, namentlich an der Nordküste, die, wo sie verschiedene Buchten gleichsam abschließen, zur Bildung der Häfen viel beitragen helfen. Die bedeutendste dieser Inseln, Madura, ist vom Hauptlande nur durch einen etwa eine halbe Stunde breiten Kanal getrennt, in welchem sich der wichtige Hafen von Surabaja befindet. Madura erscheint wie eine Art Fortsetzung Java's; es ist auch gewöhnlich mit diesem derselben Regierung unterworfen gewesen und hat einen Theil des alten javanischen Kaiserreichs gebildet. Während die Nordküste Madura's fast in einer geraden Linie verläuft, zeigen die Umrisse Java's viele rechtwinklige Einbiegungen; nur im westlichen und nördlichen Theile sind dagegen Baien und kleine Buchten häufig.

Als die Europäer Java zuerst besuchten, stand die ganze Insel unter einem Herrscher; doch vor dieser Zeit war das Land in zwei von einander unabhängige Hälften getrennt, die unter eigener Regierung standen. Diese Theilung in Ost- und West-Java hat sich dem Namen nach noch bis auf den heutigen Tag erhalten

und auch die Bevölkerung und Sprache ist in beiden Hälften von einander abweichend. Als Java wird nur der östliche Theil bezeichnet, während man den westlichen Sunda nennt. Ganz Java und Madura stehen jetzt unter einem vom Könige der Niederlande ernannten Gouverneur, der fast absolute Gewalt hat und Armee und Flotte befehligt. Es zerfällt, abgesehen von Madura, welches seit 1857 eine eigene Residentie bildet, in 20 Residentien: Batavia, Buitenzorg, Preanger, Cheribon (Tscheribon), Tagal, Pekalongan, Banjumas, Samarang, Dschapara, Kadu, Bagaleen, Rembang, Madiuhn, Patschitan, Surabaja, Kediri, Passurnan und Besuki nebst Banjuwangi.

Inmitten des südlichen Theiles der Insel führen die beiden von den Holländern abhängigen heimischen Fürsten ihre Scheinherrschaft. In Surakarta am Solofluſſe residirt in einem Gebiet von 70 Quadratmeilen der Susuhunan und nahe der Südküste in der alten Provinz Mataram zu Dschokdschokarta ein Sultan oder König, dessen Lehnsherrschaft sich über 36 Quadratmeilen erstreckt.

Der beste Hafen Java's, Surabaja an der Ostküste, ist durch die vorliegende Insel Madura gegen Wind und Wellen prächtig geschützt und kann bei seiner Breite und Geräumigkeit eine ganze Flotte mit Bequemlichkeit beherbergen. Weniger gut als Hafen ist die Rhede von Batavia, die allerdings auch durch einige kleine Inseln abgesperrt erscheint. Hieran schließt sich der Hafen von Samarang. Die Nordküste ist übrigens reich an natürlichen Häfen, wo Schiffe zu allen Jahreszeiten guten Ankergrund finden und Handel treiben können. Die Südküste, die dem anbrandenden Wogenschlage des indischen Ozeans ausgesetzt ist und der es an geeigneten Ankerplätzen fehlt, wird seltener von Schiffen besucht.

Wer von der Küste aus nach dem Innern des Landes vordringt, den überrascht das mächtige Felsentheater, das in kühnen und vorspringenden Formen vor ihm aufsteigt. In ununterbrochener Reihe zieht sich Berg an Berg hin, die alle vulkanischen Ursprungs, zwischen fünftausend und zwölftausend Fuß hoch sind. Im Westen, in Bantam, trifft man zunächst auf den Gunong-Karang (Gunong bedeutet Berg), der, obgleich niedriger als die meisten andern Gipfel der Insel, doch weithin in der See sichtbar ist und den Schiffern als Landmarke dient. An ihn schließt sich das Salakgebirge mit dem Gedeh und Pangerango im Süden Batavia's; deutlich erblickt man ihre Spitzen in den Straßen der Stadt, und wegen der blauen Farbe, die sie stets kennzeichnet, hat man sie mit dem Namen der „Blauen Berge" belegt. Vom östlichen Theile des Gedeh trennen sich die vulkanischen Kegelberge in zwei verschiedene Zweige, deren einer nach Süden zu abweicht, während sich der andere in östlicher Richtung fortzieht.

Der erstere geht in eine unregelmäßige Querkette über, die sich durch die Insel hinzieht, bis sie wieder mit dem nördlichen Zweige zusammentrifft. Vereint ziehen sie immer in östlicher Richtung fort bis zu den Vulkanen Sindoro und Sumbing, die unter dem Namen „die zwei Brüder" bekannt sind. Nicht allzufern von diesen beiden Bergen treffen wir auf drei bedeutende Vulkane, den Ungarang, Merbabu und Merapi, weiter östlich auf den Dschapara, der ein besonderes Bergsystem für sich zu bilden scheint. Mit dem Telaga-Wurang, dessen Fuß an der

Ostküste die Wogen des Ozeans bespülen, schließt die große, Java der Länge nach durchziehende Vulkanenreihe. Im Ganzen zählt man über 40 höhere Berge, die, wenn auch untereinander in der Form verschieden, doch alle in der breiten Basis und kegelförmigen Spitze übereinkommen. Alle erheben sich aus der nur wenig über dem Meeresspiegel liegenden Fläche und fast jeder steigt unabhängig von den andern empor. Viele besitzen erloschene Krater, aus andern steigt beständig Schwefeldampf und Rauch auf; einige zeigten von Zeit zu Zeit Ausbrüche. Der höchste aller javanischen Berge ist der Gunong-Semern (11,480').

Außer diesen großen vulkanischen Bergreihen besitzt Java noch viele kleinere Gebirge. Zahlreiche Hügelketten durchziehen das Land nach allen Seiten und machen es uneben. Nur die Seeküste ist meistens flach.

Straße durch eine javanische Ortschaft.

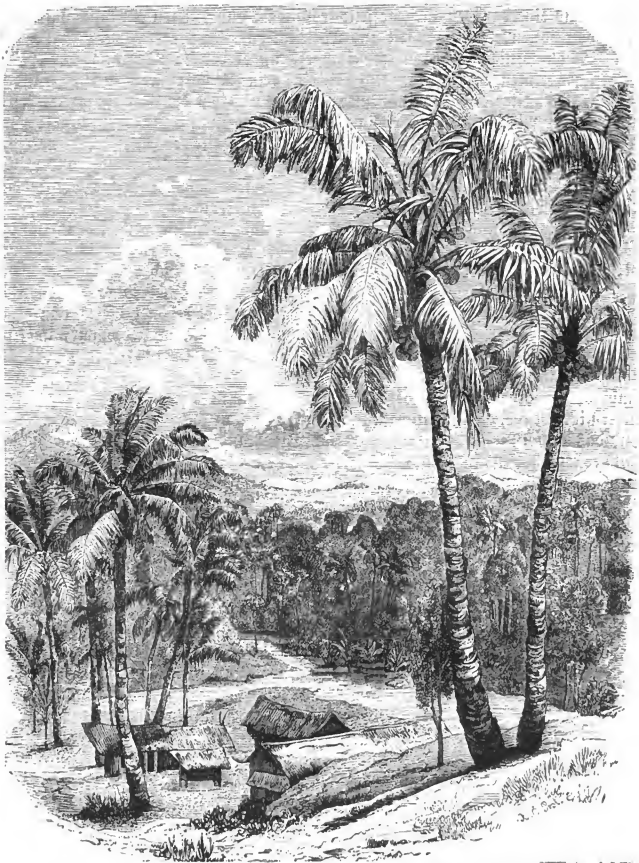
Einem Lande, das so reich an Bergen und Wäldern ist, wie Java, fehlen auch niemals die Flüsse. In der That ist die Insel durch eine Menge kleiner Ströme und Bäche wohl bewässert. Die ganze Konfiguration Java's erlaubt die Bildung größerer Flüsse nicht, doch zählt man etwa 50 Gewässer, die während der nassen Jahreszeit für Flöße schiffbar sind, während fünf oder sechs das ganze Jahr hindurch bis einige Stunden stromaufwärts dem Verkehre dienen. Der größte und bedeutendste Strom ist der Solo, oder Bengawan (große)-Solo der Eingebornen. Er entspringt im Distrikte Kadawang, nimmt die vom Merapi

herabströmenden Bäche auf, fließt bei der Stadt Surakarta vorüber und mündet, immer in nordöstlicher Richtung strömend, gegenüber der Insel Madura bei Grisse mittels zweier Arme in die See. Bei Awi ergießt sich, aus den südöstlichen Provinzen kommend, der Madion in den Solo und von hier ab wird der Lauf des letzteren, der bisher durch Felsen und Stromschnellen unterbrochen war, ruhig und für Schiffe benutzbar. Für den Handel der östlichen Provinzen ist der Solofluß von großer Wichtigkeit. Während der Regenzeit führen ziemlich große Boote die Erzeugnisse des innern Landes nach der See; nur im August, September und Oktober, den trockenen Monaten, erleidet die Schifffahrt bis nach Surakarta hin eine Unterbrechung. Die benutzten Boote sind von eigenthümlicher Bauart; sie haben im Vergleich zur Länge eine geringe Breite, flachen Boden und gehen nicht tief. Am oberen Flußlaufe in der Gegend von Surakarta haben diese Schiffe nur die Tragfähigkeit von einigen Tonnen; ihre Bedeckung besteht aus Strohmatten oder Kajang. An der Mündung jedoch finden wir gedeckte, mit einer Kajüte versehene Kähne von fünfzig bis hundert Tonnen Gehalt. Im Januar gehen die meisten Boote mit Pfeffer und Kaffee beladen den Fluß von Surakarta abwärts. In etwa acht Tagen langen sie in Grisse oder Surabaja an, wo sie Salz und fremde Manufakturwaaren als Rückfracht einnehmen.

Der Größe nach folgt auf den Solo der Surabajafluß oder Kali-mas, der seine Quellen bei Batu an dem Ardschunoberge hat. An seinem Ursprunge führt er den Namen Kali-brantes; er fließt zunächst in südlicher Richtung fort und windet sich dann um den Kawiberg, worauf er, nach der Aufnahme mehrerer Nebenflüsse, durch die Provinzen Rowo und Kediri nach Norden zu weiter strömt. Einige kleinere Flüsse, die zwischen Samarang und Lasem in's Meer fallen, sind besonders für den Transport des gefällten Holzes von Wichtigkeit. An der Nordküste hat jeder Distrikt seinen Fluß — doch sind diese nur für kleinere Schiffe fahrbar, und schon deshalb ohne größere Bedeutung, weil ihre Mündungen durch Sand- oder Schlammbarren versperrt sind.

Größere Seen fehlen auf Java gänzlich. Nur die Rawas oder Sümpfe schwellen in der nassen Jahreszeit zu einem bedeutenden Umfange an; wenn dann aber die trockenen Monate eintreten; verschwinden sie unter der üppigen Sumpfvegetation wieder ganz. Zu dieser Art sind die großen Sumpfteiche in Dschapara, der „Binnen-See" der Holländer und der große Sumpf in Samarang zu rechnen. Einzelne kleine Seen von runder Form, die in herrlicher Gegend zwischen den Bergen liegen, sind an die Stelle alter Krater getreten.

Java zeigt an der nördlichen Küste ein Tiefland, das an vielen Stellen sumpfig und mit Mangrovebäumen und Büschen überwachsen ist. Namentlich findet dies in den westlichen Theilen Statt, während die Südküste fast ganz aus steilen Klippen und Felsen besteht, die beinahe senkrecht aus dem Meere aufsteigen. Das Innere nehmen vulkanische Gebirge ein, die nach Norden zu meistens allmälig abfallen, namentlich im breitesten, westlichen Theile der Insel. Während der flache Nordrand an vielen Stellen dem Auge wenig Anziehendes bietet, zeichnen sich die gebirgigen Südprovinzen durch eine ungemein verschiedene und großartige Scenerie aus.



Vegetation bei Bellevue (Buitenzorg). Nach dem Reisewerke der „Novara."

Rauschende Urwälder, krystallklare Ströme und Bäche, eine immergrüne Vegetation und eine darüber ausgegossene tropische Sonne bieten ein landschaftliches Bild von vollendeter Schönheit und Majestät dar.

Schon wenige Stunden landeinwärts findet der Wanderer, wenn er die ungesunde Küstengegend hinter sich hat, eine reine Atmosphäre und ein gesundes Klima. Je weiter er vordringt, desto frischer weht ihm die Luft entgegen, desto entzückender wird das Bild, das sich vor seinen Augen aufrollt. Durch gesegnete Kulturlandschaften kommt er in die hochgelegenen Theile der Insel. Hier herrscht ewiger Frühling, selbst in der heißen Jahreszeit bleibt die Luft frisch, und wenn auch überall Dürre und Trockenheit eintreten, bieten doch unzählige Bäche dem dürstenden Menschen stets einen erfrischenden Labetrunk.

Wie wenig andere Länder der Welt bringt Java die verschiedenartigsten Gewächse hervor: Kinder der Tropen und der gemäßigten Zone. Ein seltener Reichthum an Arten charakterisirt die Flora dieser Insel und auch die einzelnen Pflanzenindividuen zeichnen sich durch üppigen Wuchs aus. Was der Mensch von dem Reiche der Pflanzen nur verlangen kann, das bietet dieses ihm auch auf Java dar. Reis, der in mehr als hundert Varietäten vorkommt, ist das wichtigste Getreide der Insel. Mais und Bohnen (Katschang) sind gleichfalls beliebte Nahrungsmittel der Eingeborenen. Zuckerrohr, Kaffee, Thee, Pfeffer, Indigo, Tabake, Vanille, werden in großem Umfange kultivirt. Kokospalmen liefern ihre Nüsse, die javanische Kartoffel (Oeymum tuberosum), die Dioscorea und das Arum ihre nahrhaften Wurzeln. Die Maniokpflanze (Jatropha manihot) wächst überall in den Hecken wild. Kein Land der Erde thut es in Bezug auf saftige und wohlschmeckende Früchte Java gleich. Ebenso ist an heilkräftigen Pflanzen kein Mangel. Zu den einheimischen Medizinalgewächsen ist nun noch die werthvolle, das Chinin liefernde Cinchona gekommen, die mit Erfolg kultivirt wird. Eine Menge Pflanzen liefern Faserstoffe zu Seilen, Matten und Flechtwerken, der Papiermaulbeerbaum seine Rinde zur Papierbereitung; an Farbstoffen, namentlich an Indigo, fehlt es keineswegs, die großartigen Wälder sind eine unerschöpfliche Quelle des besten Bauholzes, unter dem die schlanken und festen Stämme des Teakbaumes den ersten Rang einnehmen. Auch das auf Java so ungemein häufige Bambusrohr darf nicht vergessen werden; seine Anwendung ist eine sehr mannichfaltige. Die Früchte des Seifenbaumes können zum Waschen verwandt werden; der Gummibaum liefert das elastische Kautschuk, dessen Verwendung von Tag zu Tage steigt. Der Damarbaum ist wegen seines Harzstoffes von unschätzbarem Werthe, da aus diesem einer der feinsten Firnisse bereitet wird. Die meisten und kostbarsten Gewürze sind auf Java heimisch oder werden dort kultivirt, wie Zimmt und Muskatnuß. Die Kultur des Thees wird von Chinesen besorgt; auch der Weinstock gedeiht. Unter den Giftpflanzen hat der Upasbaum eine weitverbreitete fabelhafte Berüchtigung erlangt.

Wenden wir uns zur Thierwelt, so vermissen wir zunächst den Elephanten, der auf Sumatra und dem benachbarten asiatischen Kontinent so häufig vorkommt. Dagegen hat das Rhinozeros auf Java seine Heimat, wenngleich

es immer seltener wird und nicht mehr den Schaden in den Feldern anrichtet, wie früher. Stark, ausdauernd, flink und wohlgebaut ist die Rasse der auf Java gezüchteten Pferde. Nur sind sie etwas klein, gleichen aber in allen übrigen Eigenschaften dem edlen Roß der Araber. Das Rind gedeiht vorzüglich; als Arbeitsthier tritt jedoch an seine Stelle der Karbau oder heimische Büffel. Ziegen und Schafe, letztere europäische Ziegen genannt, kommen nicht gut fort. Die Schweinezucht ist auf Java namentlich Sache der Chinesen.

Unter den wilden Thieren tritt uns in verschiedenen Abänderungen zunächst der Tiger mit seiner ganzen Furchtbarkeit entgegen. Er ist der weitverbreitete Räuber, der das Land unsicher macht und Menschen und Vieh raubt; dafür muß er jedoch wieder bei Thierhetzen und Stiergefechten die erste Rolle spielen. An ihn schließen sich mehrere andre Raubkatzen. In den Wäldern und Grasebenen leben noch wilde Schweine, verschiedene Hirscharten und einige Affen. Die Gesammtzahl der Säugethier-Arten Java's beträgt etwa fünfzig.

Alles europäische Hausgeflügel gedeiht auf Java sehr gut. In großen Wäldern ist der Pfau, der Begleiter des Tigers, sehr häufig. Unter den Raubvögeln fehlen die Adler; sie sind jedoch durch mehrere Falkenarten vertreten, denen sich einige Papageien anschließen. Die Federn des Reihers dienen den Eingeborenen zum Schmucke; zahllose kleinere bunte Vögel, echte Kinder der Tropen, beleben Wald und Flur. An den schroffen Kalkfelsen der Südküste baut die Salanganschwalbe ihr gelatinöses Nest, das, von den Eingeborenen mit Lebensgefahr gesammelt, den Chinesen als Leckerbissen dient.

Längs der Küste und an den Flußmündungen ist der Kaiman (Crocodilus biporcatus) ein gefährliches Thier, das zwischen dem Nilkrokodil und dem des Ganges mitten inne steht. Ihm zunächst an Größe folgt der sechs bis sieben Fuß lange Bewak der Malayen, der Meniawak der Javanen, eine Monitorart, welche die Europäer fälschlich als Leguan bezeichnen. Sowohl die Eier dieser Eidechse, als die des Krokodils werden von den Eingebornen gegessen. Kleinere Saurier, die der Fliegen wegen in die Häuser dringen, sind auf Java häufig. Die Seeschildkröten sind durch einige Arten vertreten; sie liefern Schildpatt und ihr Fleisch wird als Delikatesse verzehrt. An Fröschen, Schlangen, Fischen und niederen Thieren ist kein Mangel. In manchen Gegenden werden die Stechmücken höchst lästig. Honig und Wachs werden von einigen wilden Bienenarten gewonnen; die Javanen aber beschäftigen sich nicht mit der Bienenzucht nach unserer Art.

Die richtige Ausnutzung für diese herrliche, großartige Natur zum Wohle der Menschen findet aber erst Statt, seit Java eine Kolonie der Holländer geworden ist. Die Eingebornen, die sich in Westjavanen und Ostjavanen oder Sundanesen scheiden, gewannen dem reichen Lande nur das ab, was zu ihren eigenen Bedürfnissen nothwendig war, und erst seit die Holländer durch ihr ungemein vernünftiges und höchst humanes System die Einwohner zur größeren Thätigkeit anhielten und alte Mißbräuche auszurotten begannen, ergossen sich die Schätze Java's auch nach Europa. Früher aber schon war es das merkwürdig thätige Volk der Chinesen, das auf Java festen Fuß faßte und als Handels-

vermittler auftrat. Auch die über den ganzen ostasiatischen Archipel und die hinterindische Halbinsel zerstreuten eingewanderten Malayen finden wir auf Java, während die zuerst nach dem Osten eingewanderten Hindu und die später als Eroberer und Verkündiger eines neuen Glaubens auftretenden Muhamedaner allmälig in der Urbevölkerung aufgegangen sind, wenngleich ihre Beimischung sich noch in den edleren Gesichtszügen der Ostjavanen erkennen läßt, während die Bewohner des Westens weniger feine Physiognomien zeigen.

Sultan von Dschokdschokarta.

Während Java im Beginn unsers Jahrhunderts nur eine Einwohnerzahl von etwa 4,800,000 Seelen hatte, weist der Census vom 1. Januar 1864 die stattliche Zahl von 13,649,680 Köpfen auf, wobei Madura mit eingerechnet ist. Es entfallen danach etwa 5000 Seelen auf die Quadratmeile, und Java muß hiernach mit zu den bevölkertsten Ländern der Erde gerechnet werden. Unter dieser Bevölkerung befinden sich indeß nur 26,460 Europäer und etwa 156,388 Chinesen.

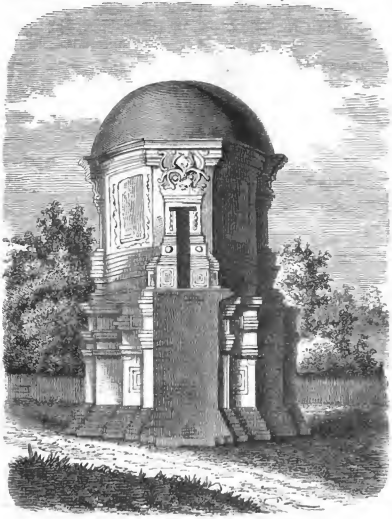
Der Flächeninhalt aller von der holländischen Regierung unmittelbar verwalteten Länder des ostasiatischen Archipels beträgt nahezu 28,000 Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von 24 Millionen Menschen. Die Zahl der Europäer ist nur eine geringe; im Allgemeinen nimmt man an, daß nur einer auf eine Quadratmeile der Besitzungen fällt.

Geräuschlos arbeitet die holländische Regierung an der Ausbreitung ihrer Macht im indischen Archipel und an der Befestigung ihrer Stellung unter den Eingebornen fort. Die heimischen Fürsten auf Java sind allesammt von den Holländern mediatisirt worden und nur zweien der Potentaten hat man einen gewissen Pomp und Anschein von Macht und Geltung gelassen. An ihrem Hofe fehlt es weder an zahlreichem Gefolge, noch an Tänzerinnen, Leibwachen und Trabanten. Turniere wechseln mit Stiergefechten und Tigerhetzen, aber ernstere Dinge finden keinen Platz an den Höfen von Solo (Surakarta) und von Dschokdschokarta, wo die „Kaiser", d. h. die Sultane oder Fürsten, ihre Scheinherrschaft führen, überwacht von einem holländischen Residenten, genau so, wie die Engländer die heimischen Fürsten Ostindiens überwachen. Die Verhältnisse Java's sind durchaus friedlicher Natur und auch auf anderen Inseln des Archipels, wo bisher die Willkür kleiner Tyrannen herrschte, sehnt sich das Volk nach einer ähnlichen Stellung, wie die Bevölkerung Java's sie bereits besitzt.

Javanische Tänzerin. (Nach Raffles.)

Und so sehen wir denn zu unserer Verwunderung nach dem Zeugnisse wahrheitsliebender und gewissenhafter Beamten, daß viele bis jetzt noch unabhängige oder nur in sehr mittelbarem Verhältniß zur Regierung stehende Völkerschaften das lebhafte Verlangen an den Tag legen, unter den unmittelbaren Schutz der Regierung zu gelangen und von der Willkürherrschaft einheimischer Fürsten und Beamten befreit zu werden, die ihre Stellung und ihr Amt nur mißbrauchen, um die Früchte des fremden Fleißes zu ernten. Es muß in die Augen fallen, daß gerade jene Völker, welche am innigsten mit der holländischen Regierung verbunden sind und in deren Distrikten holländische Beamte — freilich in Verbindung mit Eingebornen — die Verwaltung und die Rechtspflege des Landes führen, mit den Segnungen des Friedens am meisten begabt sind. Dabei nimmt deren Seelenzahl mit Riesenschritten zu; Handel und Industrie sind im fortwährenden Steigen begriffen, die Gesittung und Moralität heben sich und weder die Sprache noch die Religion der Väter wird aufgegeben; die alten Sitten sind, insofern sie nicht durch die

Fortschritte als veraltet erscheinen, geehrt; die Geschichte und die Denkmäler früherer Zeiten werden sorgfältig gepflegt. Man läßt die Nationalität nicht nur als ein Gegebenes bestehen und sucht sie nicht zu unterdrücken, sondern man faßt sie als einen lebendigen, organischen Bestandtheil des Völkerlebens auf und sucht ihr Wachsthum und ihre Entwicklung zu fördern. Der Javane hat nicht aufgehört Muhamedaner zu sein; er ist es jetzt nur in einem besseren Sinne als früher, indem er weniger abergläubisch, dafür intelligenter und moralisch besser geworden ist als ehedem. Bei aller Ruhe und allem Fortschritt, die sich überall in den holländischen Kolonien offenbaren, fehlt es jedoch keineswegs an Zwischenfällen, welche vorübergehende Störungen verursachen. Hierhin ist vor Allem die Aufregung zu rechnen, in welche im Jahre 1860 die Preanger Regentschaften auf Java durch die religiöse Schwärmerei eines gewissen Hadschi Harum versetzt wurden. Er predigte eine Lehre, welche geeignet ist, Denjenigen, der über dieselbe allzueifrig nachdenkt, in Melancholie zu versetzen und selbst zum Wahnsinn zu bringen. Zu wiederholten Malen belegte der Adipati diesen religiösen Schwärmer, der selbst die mittelbare Ursache des Todes eines seiner Schüler war, mit Gefängnißstrafen, ohne daß es möglich war, seinem gefährlichen Treiben ein Ende zu machen. Deshalb wurde vom Gerichtshof in Uebereinstimmung mit dem Pangsulu (inländischem Rechtsgelehrten) beschlossen, genannten Hadschi nach der Residentschaft Timor zu verbannen. Wir führen diesen an sich wenig bedeutenden Vorfall deshalb an, um dem Leser durch ein Beispiel zu zeigen, wie die Volksreligion geschätzt, den eingeborenen Beamten hinlängliche Macht zur Ausübung einer billigen Justiz gelassen ist und daß endlich selbst in Fällen, wo ein strengeres strafrechtliches Einschreiten nöthig ist, mit möglichster Milde zu Werke gegangen wird.



Westseite des großen Tempels von Sabang.

Die religiöse Schwärmerei und der Aberglaube äußern sich überhaupt bei den Javanen nicht selten durch sonderbare Handlungen, doch haben dieselben schon

seit langer Zeit keine politische Gefährlichkeit mehr, oder die Regierung weiß durch kluges Verhalten denselben zuvorzukommen. Als der General-Gouverneur vor einigen Jahren mehrere Residentschaften Java's bereiste, wußte in der Residentschaft Pekalongan ein gewisser Dscho Seputro eine große Anzahl der Bevölkerung zu dem Glauben zu überreden, daß im Gefolge des General-Gouverneurs ein böser Geist sich befinde, der Unglück über die Länder brächte, durch welche jener ziehe. Ohne daß strenge Maßregeln ergriffen wurden, beschwichtigte man die leichtgläubige Menge und machte den religiösen Schwärmer unschädlich. —

In den Abschnitten, die speziell über Java handeln, werden wir öfter Gelegenheit haben, davon zu sprechen, wie der Javane noch mit großer Verehrung von den Herrschern der Vorzeit redet und daß er die Abkömmlinge der alten Könige trotz ihrer jetzigen Machtlosigkeit und ihrer Neigung zur Willkürherrschaft noch heutigen Tages in hohem Grade verehrt. Die Regierung ist weit entfernt, diese Erinnerungen an vergangene nationale Größe ersticken zu wollen, sondern hält die Denkmäler aus früherer Zeit hoch in Ehren und giebt neuen Ortschaften, Gebäuden, Fahnen oder Korporationen Namen von berühmten Personen aus der javanischen Geschichte. Im Jahre 1860 wurde der Name der Ortschaft Kaboh in der Residentschaft Surabaja, einem Verlangen der Bevölkerung gemäß, in jenen von Modscho-Kasri umgewandelt. Noch viele Ortschaften jener Gegend tragen den glückbringenden Beinamen „Modscho", der den Javanen an die längst verschwundene, aber in der Bevölkerung noch fortlebende alte Hauptstadt Modschopahit erinnert, während die Tempelruinen von Sabang, wo ein großer und kleiner Tempel noch heute die Aufmerksamkeit mancher Alterthumsfreunde an sich ziehen, an die beste Zeit altjavanischer Kunstblüte erinnern.

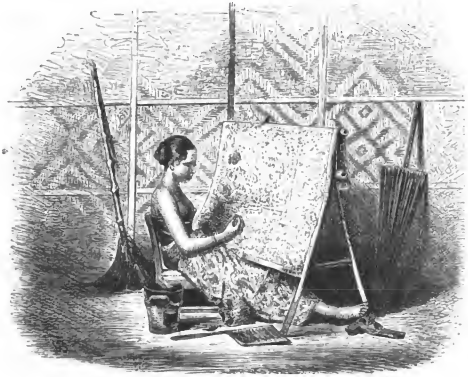
Die Vertheidigung der ausgedehnten Besitzungen der Niederländer im ostasiatischen Archipel ist einem Heere von 29,000 Mann anvertraut. Kaum die Hälfte desselben, nämlich 12,000 Mann, besteht aus Europäern. Der Nationalitätsausweis der europäischen Truppen für das Jahr 1860 führt folgende Zahlen an: Holländer 7355, Deutsche 1476, Belgier 1228, Schweizer 2109, andere Europäer 601, weiße Kreolen 238, Farbige 869. Unter den letzteren finden wir 29 Offiziere. Die Deutschen stellen 80 Offiziere, doch ist diese Zahl gegen frühere Jahre gering zu nennen, da man in letzter Zeit mit der Aufnahme deutscher Aerzte, die als „Gesundheitsoffiziere" zu den Offizieren gehören, aufgehört hat. Die medizinische Schule in Utrecht bildet jetzt genug Einheimische aus, um alle Stellen mit diesen zu besetzen.

Auch die Werbungen von Soldaten im Auslande sind jetzt eingeschränkt worden, wozu der im Jahre 1860 ausgebrochene Aufstand der Schweizertruppen Anlaß gab. Der europäische Theil der Garnisonen zu Samarang, Surakarta und Dschokdschokarta bestand größtentheils aus Schweizern, die unter König Franz II. von Sicilien gedient hatten und, als dieser vertrieben wurde, in holländische Dienste traten. Schon im Januar 1860 zeigten sich unter diesen Truppen meuterische Vorzeichen, es fanden Desertionen Statt, und die Schuldigen mußten bestraft werden. Im August wiederholte sich die Verschwörung, doch glückte es

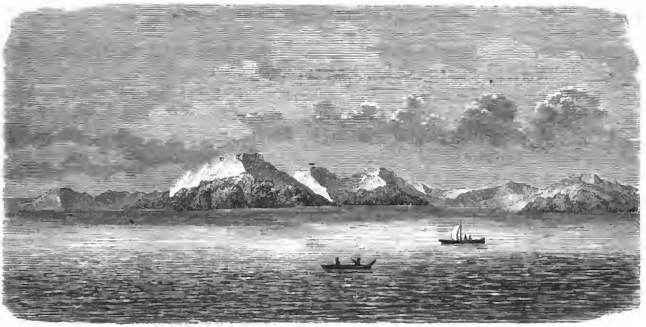
diesmal der Wachsamkeit der Militärbehörden nicht, dem Aufruhr durch zweckmäßige Maßregeln zuvorzukommen.

Am 17. August, wenige Tage nachdem zu Surabaja 15 Schweizer mit den Waffen desertirt waren, brach zu Samarang in der sogenannten Württembergischen Kaserne ein Aufruhr aus. Die Absicht der Meuterer war, die Wachen zu überrumpeln und zu tödten, die Gefangenen zu befreien, sich der Kasse zu bemächtigen und sich dann mit ihren Kameraden im Fort Willem I. und mit den übrigen Garnisonen zu vereinigen. Obwol der Plan schon zur Reife gediehen war, so erhielt der Militär-Kommandant doch noch etwa eine Viertel-Stunde vor der beabsichtigten Ausführung der That Nachricht von dem frevelhaften Vornehmen und traf seine Maßregeln in so zweckmäßiger Weise, daß die Aufrührer nach einem kurzen Gefechte mit den treu gebliebenen Soldaten in ihre Zimmer zurückgedrängt wurden. Obwol sie beständig von den Fenstern aus auf das die Kaserne umringende Militär feuerten, so sahen sie doch bald das Verzweiflungsvolle ihrer Lage ein und ergaben sich. Nach einer vom Kriegsrathe angestellten Untersuchung wurden 14 Anstifter des Aufruhrs für schuldig befunden und 9 derselben zum Tode verurtheilt.

Eine wichtige Rolle spielt bei der Vertheidigung der niederländischen Besitzungen auch die Marine. Im Jahre 1860 waren im indischen Archipel 27 größere Kriegsschiffe in den verschiedenen Gewässern stationirt, unter welchen sich 18 Dampfschiffe befanden. Bemannt waren diese Fahrzeuge mit 2700 europäischen und 800 indischen Seeleuten. Außerdem besteht die sogenannte „Koloniale Marine", Fahrzeuge, welche in Indien gebaut sind und nicht nach Europa segeln, aus 70 kleineren Segelschiffen und Dampfbooten.



Javanische Stickerin.



Insel Dwars in de Weg. (Originalzeichnung.)

Erstes Kapitel.

Durch die Sunda-Straße nach Batavia.

Die Südwestspitze Java's. — Das Traverseiland. — Die Sundastraße und ihre Inseln. — Koralleninseln. — Inseln mit steilen Ufern. — Vulkanische Inseln. — Matrosen-Sagen. — Das Städtchen Andscher. — Der Birmah oder Früchteverkäufer. — Ungünstiger Wind. — Land- und Seewinde. — Veränderung der Küste. — Alluvialgrund. — Das Eiland Onrust. — Rhede Batavia's. — Das chinesische Boot. — Batavia. — Gesundheitszustand. — Weltevreden. — Privathäuser. — Javanisches Mittagsmahl. — Meester Cornelis. — Tänzerinnen. — Ostindische Beamte. — Statistik der Bevölkerung Batavia's. — Kambong China. — Historische Skizzen. — Bartholomäus-Nacht in Batavia.

Sechzig Tage waren seit unserer Abfahrt von Rio Janeiro verflossen, während welcher Zeit sich uns nur der Anblick des einsamen, unendlichen Meeres darbot, mit seinen hochgehenden, schäumenden Wellen, über denen das blaue Himmelsgewölbe sich aufthürmt. Am 4. Juli 1840 erblickten wir endlich das heißersehnte Land. Es war die Südwestspitze Java's, die sich steil aus der blauen Flut erhob, und die man mit dem Fernrohr bald als ein waldbedecktes Gebirge erkannte, an dessen Fuße ein gelber Sandstreifen sich hinzog, gegen welchen die schäumende Brandung anschlug. Bald sahen wir das Festland mit bloßen Augen, während zugleich mehrere große und kleine Inseln wie grüne Sträuße aus dem Meere hervortauchten. Die größte dieser Inseln, der wir uns noch an demselben Tage bis auf eine halbe Meile näherten, war die Travers-Insel. Es neigte sich der Tag, die dunkeln Wälder der nahen Küste, an der keine Spur eines menschlichen Wesens zu entdecken war, ragten hoch über unsere Masten empor; eine laue, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft wehte vom Lande gegen das Schiff und hie und da konnte man den Laut eines Papagei's oder eine andere thierische Stimme vernehmen.

Je mehr wir am folgenden Tage nordwärts und tiefer in die Sunda-Straße, die große Pforte des Ostens, drangen, durch welche fast alle nach dem Indischen Archipel, sowie nach China und Japan segelnden Schiffe passiren, desto zahlreicher wurden die uns umgebenden Inseln und desto kleiner wurden die Wellen, so daß unsere Reise einer Lustfahrt durch einen Binnensee glich, dessen frische, von der Tropensonne erleuchteten Gestade wie ein Panorama an uns vorüberzogen.

Man kann die Sunda-Straße in Bezug auf ihre Wichtigkeit für die Schifffahrt mit dem Kanal zwischen England und Frankreich vergleichen. Während aber den nordischen Kanal und die angrenzenden Küsten dicke Nebelschichten bedecken, legt sich hier der meist reine, tiefblaue Himmel über das Meer und das in der Tropensonne brütende Waldgebirge. An der britannischen Küste sieht man das ziemlich niedrige Kreide-Gebirge der sekundären und tertiären Formation, hier sind es vulkanische Erhebungen mit der noch immer thätigen Alluvial- und Korallenbildung, also im Werden begriffene Ländermassen. An der britischen Küste endlich kündigt das Land mit seinen unbewaldeten, aber mit Häusern bebauten Feldern und Straßen bedeckten Höhen eine alte, fortschreitende Kultur an, während hier der Boden sich noch in seinem jungfräulichen Zustande befindet.

Die Sunda-Straße hat eine trichterförmige Gestalt. Wenn man die Südspitze Java's passirt hat, so verringert sich die Breite derselben mehr und mehr, bis man in die Nähe der Landecke Anjscher mit dem Städtchen gleiches Namens gelangt, dem Sitz eines holländischen Residenten und dem ersten bewohnten Punkt, den man auf der Fahrt durch die Sunda-Straße entdeckt. Von hier aus erblickt man auch den östlichsten Punkt Sumatra's, nämlich den hohen Kegel der Lampongspitze.

Die sämmtlich unbewohnten, aber durch ihre prachtvolle Vegetation, ihre Berge und Küstenbäche so einladend auf den armen, in den engen Schiffsraum eingepferchten Seefahrer herüberschauenden Inseln der Sunda-Straße und der Nordostküste Java's kann man sowol dem äußern Anblick nach als in Bezug auf ihren innern Bau in drei Klassen bringen. Zunächst die flachen, scheibenartig auf dem Meere liegenden Korallen-Inseln, die im ganzen indischen Archipel zu Hunderten zerstreut sind. Auf solchen Inseln, die ihre Entstehung allein den Korallenthieren verdanken, werden weder Hügel noch ergiebige Quellen gefunden, dennoch bemerkt man mehrere Inseln in der Nähe der Javaküste, an deren Strande der Korallenbau sich deutlich kenntlich macht, in deren Centraltheil jedoch bedeutende Hügel und Felsen sich erheben, von welchen krystallhelle Quellen herabrauschen. Solche Inseln waren ursprünglich aus dem Meere hervorragende Felsen, wie es deren noch viele im indischen Archipel giebt, um welche sich später die Korallenthiere angesiedelt und einen breiten Gürtel gebildet haben, so daß im Laufe von Jahrtausenden aus der Bergspitze eine umfangreiche Insel geworden ist.

Eine zweite, von den Koralleninseln schon durch den Anblick verschiedene Klasse von Eilanden sind jene zwar flachen, aber mit steilen Ufern versehenen Eilande, die einer mäßigen Erhebung von Trachyt ihren Ursprung verdanken, aus welchen sich aber nirgends eine bedeutende Bergspitze erhebt. Ihre Ufer gleichen den Mauern einer jedem Angriffe trotzenden Festung und nur hie und da

zeigen sich einige größere Buchten, wohin die Schaluppe, will sie einen guten Landungsplatz erreichen, mit sicherer Hand gelenkt werden muß, um nicht an die nahen, von der Brandung beständig gepeitschten Felsen geschleudert und zertrümmert zu werden. Solche Inseln eignen sich vortrefflich zur Kolonisation, denn eine dicke Lage äußerst fruchtbarer Erde bedeckt in der Regel das nur am steilen Gestade noch nackt hervorgehende Gestein, während die gewöhnlich in sanfter Erhöhung aufsteigende Oberfläche der Insel ein üppiger Wald von riesenhaften Palmen und Laubbäumen bedeckt, zwischen denen schattige, mit hohem Alang-Grase bewachsene Plätze auftreten.

Mehrere, am Fuße kleiner, waldiger Erhöhungen entspringende Quellen vereinigen sich gewöhnlich zu einem Bach, der raschen Laufes sich ein tief ausgehöhltes Bett gräbt und als eine im Sonnenglanze schillernde Kaskade schäumend und rauschend in's Meer stürzt.

Die dritte, am meisten in's Auge fallende und den erhebendsten Anblick gewährende Inselgattung sind die kegelförmigen Trachyt- oder Basaltberge, die in beträchtlicher Höhe unmittelbar aus der bläulichen Meeresfläche emporstreben. In der Regel haben sie nur einen schmalen Küstensaum. Das sind eigentliche vulkanische Berge, wenn gleich nicht immer mit einem Krater versehene Vulkane. Solcher kegelförmigen Inseln zählt man in der Sunda-Straße vier. Es sind dieses in der Nähe der javanischen Küste das Prinzeneiland (Pulu Panahitan, Pulu=Insel). Der Gipfel des Berges mag etwa 3000 Fuß über der Meeresfläche liegen. Gegenüber dieser Insel in der Nähe der Sumatra-Küste erhebt sich eine ähnliche Berginsel, der Kaiserspik (Pulu Tuboan) am Eingange der Samanka-Bai; hinter ihr wölben sich in bläulicher Ferne die waldigen Gebirge Sumatra's. Das Eiland Dwars in de Weg (Quer im Wege, malayisch Pulu Beni) hat eben so wenig als das folgende einen breiten Küstensaum. In sanfter Erhebung zieht sich der düstere Wald unmittelbar vom Ufer aus bis zur Spitze, welche so ziemlich den Mittelpunkt der Insel bildet. Die Insel Krakatau, die vierte, liegt wie die vorhergehende, und da man gewöhnlich dicht an ihr vorbeifährt, so hat man Gelegenheit, die breiten Bergabhänge mit ihrer dichtgedrängten Waldung, aus welcher bisweilen das Geschrei eines Vogels herüberdringt, wohl zu betrachten und sich an der Majestät dieser Landbildung zu erfreuen.

Man denke sich das Staunen eines Holländers, welcher nie seine flachen Grasfluren verlassen hat und zum erstenmale nach viermonatlicher Fahrt auf dem einsamen Ozean diese aus dem Meer bis zur Wolkenregion hinanstrebenden Ländermassen mit ihrer eben so riesenhaften als fremden Vegetation erblickt! In der That hat auch die sonst nicht sehr thätige Phantasie des holländischen Seemanns manches Märchen über diese Insel ersonnen, wovon folgendes eine Probe bildet:

„Einst segelte ein Schiff an der Insel Krakatau vorbei; Alles sah hinaus, um dieses wundersame Land zu betrachten. Der Bootsmann aber, mit dem Anblick nicht zufrieden, sprang über Bord, schwamm an's Ufer und schweifte in den Wäldern der wüsten Insel umher, wo er zur Strafe für seine Desertion ewig herumirren muß. Die Schiffe aber, auf welchen man den Bootsmann von Kra-

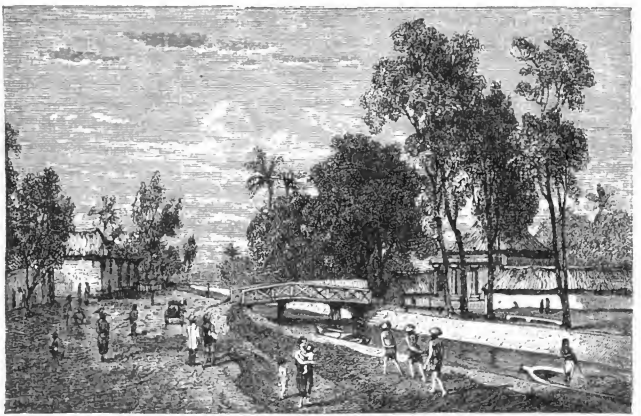
katau pfeifen hört (die Bootsleute bedienen sich auf den Schiffen zu ihrem Kommando metallener Pfeifen), wird bald der Sturm ereilen oder ein Unglück wird sie betreffen." Aehnlicher auf die Sunda-Inseln bezügliche Matrosen-Märchen kursiren mehrere unter den holländischen Seeleuten.

Das Städtchen Andscher besitzt ein kleines Fort, von wo aus beständig eine Wache nach den ankommenden oder vorbeisegelnden Schiffen aussieht (Uittijk). Nicht selten wünscht der Kapitän oder Kommandant eines Schiffes einen Lootsen, der das Schiff längs der Küste bis auf die Rhede von Batavia bringt; dieser Wunsch wird dann durch eine aufgehisste Flagge zu erkennen gegeben.

Am Kanal in Batavia. Aus der Reise der Fregatte „Novara."

Aber auch ohne daß ein solcher Begleiter an Bord kömmt, bemerkt man bald, daß die Ankunft eines europäischen Schiffes am Javastrande nicht unbeachtet geblieben ist. Denn alsbald stößt ein winziges, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehendes Schiffchen vom Ufer, das zur Erhaltung des Gleichgewichtes sich der Bambusstangen bedient. Man hält das kleine Ding in der Ferne anfangs für einen Vogel, aber das bewaffnete Auge entdeckt einen inländischen Kahn. Drinnen sitzt ein halbnackter Bewohner eines Küstendorfes, der, das Kriegsschiff von ferne erblickend, sogleich sein kleines Fahrzeug mit den ihm zu Gebote stehenden Vorräthen füllt, um sie auf dem Schiffe zum Verkaufe anzubieten. Er rudert direkt auf dasselbe zu und kommt am Hintertheile an, wo ihm ein Seil zugeworfen wird, durch welches er sich nun ziehen läßt. Solche Früchteverkäufer heißen Birmah und ihre Fahrzeuge Tambangan. Außer goldgelbem Pisang, saftigen Pompelmusen,

stachligen Ananassen und Kokosnüssen bringt unser Birmah auch öfter Gegenstände aus dem Thierreich, gewöhnlich einen Affen von der Gattung Cercopithecus oder Galeopithecus, oder auch einen Kakadu, den die neugierigen Schiffsleute besehen und für ein Geringes käuflich an sich bringen können. Der Birmah ist gewöhnlich der erste Eingeborne, den der neue Ankömmling aus Europa zu Gesicht bekommt. Seine Hautfarbe ist gelbbraun, seine Haare schwarz, doch nicht gekräuselt, und mit einem Kopftuche umwunden. Die Augen sind schwarz und lebhaft, die Backenknochen hervorstehend, die Nase platt gedrückt, der Mund zahnlos, in Folge des in Indien allgemein eingeführten Gebrauches des Abfeilens der Zähne, sobald beide Geschlechter in die Jahre der Reife gekommen sind.



Kanal in Weltevreden. Aus der Reise der Fregatte „Novara."

Der Wind war unserer Fahrt keineswegs günstig. Denn im Monate Juli herrscht in jenen Regionen der Ost-Mussun, während dessen die Luftströmung unaufhörlich zwischen Südost und Nordost schwankt, so daß sie gerade von jener Gegend herwehte, wohin wir uns begeben mußten. Dieser Umstand, der dem Seemanne so ungünstig ist, bietet dem wißbegierigen Reisenden große Vortheile, denn man ist genöthigt, von den Landwinden, die sich nur wenige Meilen weit in's Meer erstrecken, Gebrauch zu machen, um dennoch nach Osten vorzurücken. Indem man daher stets ziemlich nahe an den Küsten sich halten muß, hat man Gelegenheit, ihre wechselnden Formen, die weiter hinten ausgebreitete Landschaft und die in der Nähe der Küste aufsteigenden Felsen und Eilande zu besehen. Die erquickendste Zeit während einer Küstenfahrt im Tropenlande ist der kühle Morgen.

Frisch bläst der Landwind von den waldgekrönten Häuptern der noch in Nebel gehüllten Gebirge herab und treibt das Schiff auf fast glatter Oberfläche vorwärts. Auch die nahe Küste bedeckt noch der Schleier der nächtlichen Dünste. Da zeigt sich die feurige Morgenröthe am östlichen Meeres-Rande und bald darauf erglühen das Land und das Meer mit seinen Inseln im Sonnenstrahl. Man wünscht sich Flügel, um über das beengende hölzerne Gerüst an's Land sich zu begeben und im kühlen Morgenthau jene Höhen zu erklimmen, von welchen wol die lockendste Aussicht über Land und Meer sich ausbreiten mag. Bisweilen nähert sich das Schiff der Küste so sehr, daß der Reisende die Hütten der Eingebornen erkennen kann, die, von hohen, schlanken Kokospalmen beschattet, einen ungemein reizenden Anblick gewähren.

Nachdem wir vor der quellenreichen Insel Pulu Babi vorbei bis zur Nikolasspitze (dem nördlichsten Punkte Java's) gekommen, sahen wir die Küste allmälig sich verflachen und auch das Central-Gebirge verlor sich hinter den Wäldern von Avicennien und Rhizophoren, deren Wurzeln von der Meeresflut bespült werden. Die Farbe des Meerwassers zeigt an, daß seine Tiefe abgenommen und Schlammtheile aus dem nahen Alluvialboden sich in ihm auflösten. Die zahlreichen kleinen Inseln, die von nahe und fern noch immer über die Meeresfläche sich erheben, sind sämmtlich unbewohnte Koralleninseln und selten nur entdeckt man hinter Pisanggebüschen eine einzelne Bambushütte auf denselben. Eine Ausnahme von diesen unbewohnten Eilanden macht die drei Meilen von der Rhede Batavia's entfernte kleine Insel Onrust (Unruhe). Schon ihr Name lehrt, daß dort die einsame Stille der übrigen Inseln einem emsigen Treiben menschlicher Einrichtungen Platz machte. Es befindet sich nämlich auf dieser Insel eine Schiffswerfte und Hunderte von chinesischen und javanischen Arbeitern sind beschäftigt, theils Schiffe auszubessern, sie mit neuen Kielen oder Masten zu versehen, oder auch neue Schiffe zu bauen. Im Umkreise der Rhede von Batavia zählt man siebzehn größere und kleinere Inseln, welche sämmtlich nur mit Waldung oder Alang-Gras bedeckt sind und die Namen von holländischen Städten, wie Enkhuisen, Amsterdam, Schiedam, Rotterdam ꝛc. tragen.

Der Anker fällt endlich mitten unter den bunt beflaggten Schiffen der verschiedenen Nationen, durch welche der neue Ankömmling sich schlängelnd einen passenden Platz suchen muß. Um das majestätische Kriegsschiff, das wie ermüdet von der fast 4000 Meilen langen Fahrt stille steht und sanft sich an der Ankerkette wiegt, scharen sich zahlreiche Kähne, die jedoch, weit entfernt als zudringliche Wegelagerer zu erscheinen, vielmehr die Neugierde des eben angekommenen Europäers auf's Höchste erwecken. Den Birmah in seinem kleinen Kahne mit seinem bunten, einladenden Waarenlager haben wir bereits bei Andjcher kennen gelernt. Der batavische Birmah bringt uns auch Gemüse verschiedener Art, Bohnen-Arten, spanischen Pfeffer (Capsicum annuum), Papayer (Carica papaya). Andere Kähne sind bereit, für geringe Belohnung einen der Schiffsbewohner an's Land zu bringen.

Während aber die Kähne der Malayen still neben dem Schiffe liegen und auf den von dorther kommenden Ruf warten, besteigt der Besitzer eines größeren

Fahrzeuges selbst das neu angekommene europäische Schiff und wendet sich mit schmeichelndem Lächeln an die auf dem Verdecke befindlichen Offiziere und Mannschaften, indem er sie in gebrochenem Holländisch anredet. Seine gelbe Hautfarbe, die schiefen, nach innen gekehrten Augenspalten, der lange Zopf und das weiße, über die Beinkleider fallende Hemd lassen ihn sogleich als einen Chinesen erkennen. Er kennt mehrere Schiffsbewohner, die schon einmal oder öfter die Reise herwärts unternommen, persönlich, und redet sie als alte Bekannte an. Geschäftig läuft er von den Kajüten des Kommandanten und der Offiziere bis zu den im Zwischendeck wohnenden Matrosen und Schiffsjungen, von einem jeden Bestellungen der verschiedensten Art annehmend, die er in der Regel mit der größten Pünktlichkeit besorgt. Nicht nur Lebensmittel, Schreibmaterialien und Gegenstände des täglichen Bedürfnisses, sondern auch Kleider, Wäsche, Ellen-, Gold- und Silberwaaren, chinesische, indische und europäische Produkte der Industrie bringt er auf Bestellung an Bord, wozu ihm nöthigenfalls der Kredit, den er bei seinen Landsleuten am Lande genießt, behülflich ist. Sieht man sich näher auf der Rhede um, so bemerkt man bald, daß die Chinesen nicht nur als Handelsleute und Botschafter figuriren, sondern daß sie auch als Handwerker und Werkführer bei Schiffsbauten keine geringe Rolle spielen. Hat ein Schiff eine Reparatur nöthig, so sind es in der Regel chinesische Zimmerleute und Arbeiter, welche das Werk vollenden. Als Vergolder und Bildhauer für die innern Verzierungen der Schiffe haben sie sich in Ostindien einen besondern Ruf erworben. Man sieht daher schon bei der Ankunft auf der Rhede, daß die Chinesen im indischen Archipel nicht wenig für den Verkehr und die Kultur beitragen, und besonders den Europäern, welche nur in geringer Anzahl vorhanden sind, als Arbeiter, Handwerker und Handelsleute für den innern Verkehr außerordentlichen Nutzen gewähren. Denn die etwas indolenten Javanen und Malayen sind selbst nach Jahrhunderte langem Verkehr mit den Europäern nur mühsam über die Schranken ihrer vaterländischen Kultur hinausgegangen; es fehlt ihnen besonders das Schmiegsame im Geiste und Charakter, sowie das Talent und die Gelenkigkeit in Ausführung von Geschäften, wodurch der Chinese sich auszeichnet.

Unter den auf der Rhede liegenden Schiffen bemerkt man nicht selten eines, dessen dünne, nicht sehr hohe Masten mit wenigen, aber großen Segeln und vielen bunten Flaggen unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt. Es ist eine chinesische Dschunke, welche, von den Küsten des himmlischen Reiches kommend, durch die chinesische See hierher gesegelt ist, theils um Waaren zu bringen, theils um Auswanderer an den Ort ihres künftigen Aufenthaltes zu befördern. Alljährlich wandert nämlich eine große Anzahl Chinesen in Java ein, um sich dort anzusiedeln; doch sorgt die holländische Regierung, durch traurige Erfahrungen belehrt, dafür, daß diese Zahl die festgesetzte Norm nicht übersteigt, in welchem Falle die himmlischen Gäste gebeten werden, sich für dieses Jahr vom indischen Reiche Java's noch ferne zu halten.

Eigenthümlich ist die Bauart des chinesischen Schiffes. Statt des vorn scharf zulaufenden Kiels, wodurch die europäischen und amerikanischen Schiffe die

andringende Welle geschickt durchschneiden, enden die chinesischen Dschunken mit einer breiten Fläche, ähnlich den holländischen Kossen, ohne jedoch wie diese den Wellen breite und feste Seitenflanken entgegenzusetzen. Daß durch diese Bauart die Gefahr der Zertrümmerung oder des Eindringens des Wassers in's Innere des Schiffes vergrößert wird, ist einleuchtend. Im Innern der chinesischen Dschunke bemerkt man eine Uebervölkerung, die an das menschenreiche Vaterland der Schiffsbewohner erinnert. Ein bunt bemaltes Gitter- und Bretter-Werk trennt die einzelnen kleinen Räume von einander, in welchen sich verschiedene, aus chinesischen Industrie-Erzeugnissen bestehende Waarenlager befinden.

Verlassen wir die Wasserstadt mit ihren beweglichen Palästen und Wohnungen, sammt den zahlreichen beflaggten hölzernen Thürmen, und begeben uns an's Land, nach der Hauptstadt des Ostens, indem wir mit der Schaluppe durch den langen, mit vieler Mühe und Unkosten erbauten, doch durch die anstürmenden Wellen öfter wieder zerstörten Hafen fahren. Hinter einigen riesigen Tamarinden, die Ueberbleibsel des hier einst ausgebreiteten dichten Waldes, schauen die glänzend weißen Mauern eines Gebäudes hervor, das als Wirthshaus und Absteige-Quartier für die von und nach der Rhede Fahrenden dient, und wo man sich gewöhnlich einen Wagen für die Fahrt nach der Stadt miethet, denn ein Spaziergang durch die Stadt am hellen Tage gilt für einen Europäer als unschicklich.

Das eigentliche, alte Batavia ist gegenwärtig von Europäern nicht mehr bewohnt. Wir finden dort viele Ruinen von ehemaligen großen Gebäuden, aus denen gegenwärtig Kaktusgewächse, Aloe und Bambu hervorwachsen. Auch von den alten Stadtmauern, den zahlreichen Kanälen, welche die Stadt durchschnitten, finden wir, und zwar zum Glück für die Bewohner, keine Spur mehr. Denn gerade die Mauern und Kanäle der Stadt, verbunden mit der für ein Tropenklima wenig passenden Bauart der Häuser, sowie endlich die Nähe ausgebreiteter Sümpfe, erfüllten ehemals die Luft in der Stadt mit verderblichen Gasen, welche die Sterblichkeit der Bewohner in fürchterlicher Weise vermehrten, so daß Batavia mit Recht in äußerst üblem Rufe in Bezug auf Gesundheitsverhältnisse stand. Vergebens suchte die Ostindische Compagnie im vorigen Jahrhundert die ungeheure Zahl der in Batavia allmonatlich vorgekommenen Todesfälle zu verheimlichen, die Menge der dahin Gereisten, welche nicht mehr zurückkehrten, war zu groß, als daß die Verderblichkeit des dortigen Aufenthaltes ein Geheimniß bleiben konnte. Wie gegenwärtig noch die Bai von Benin an der Westküste Afrika's wegen ihres ungesunden Klima's verrufen ist, so konnte man auch damals von Batavia und der Umgegend sagen:

Kommst du von jenem Ort, so rechne dir's als Glück,
Denn Zwanzig sterben dort, bis Einer kehrt zurück.

Wir besitzen zufällig die Begräbnißlisten der verschiedenen Kirchhöfe von Batavia vom Jahre 1730—1752, aus welchen hervorgeht, daß im Jahre 1730 allein nicht weniger als 48,000 Begräbnisse zu Batavia stattfanden. Da aber die Einwohnerzahl in jenem Jahre 101,185 betrug, so ergiebt sich hieraus das ungeheure Sterblichkeitsverhältniß von 1 zu 2,02! Es ist jedoch zu bemerken, daß nicht alle zu Batavia Begrabenen Einwohner der Stadt waren, sondern daß auch

die auf der Rhede liegenden Schiffe ihr Kontingent zu den Todten lieferten. Immerhin aber können wir das Sterblichkeitsverhältniß in jener Zeit zu Batavia wie 1 zu 3 annehmen. Wir sehen daher, daß das Wort des Dichters „vom entsetzlichen Eiland, wo von jedes Schiffes Mannschaft, das ihm naht, die eine Hälfte stets die andere begräbt", für jene Zeit und für den kleinen Umkreis von Batavia nicht übertrieben ist, sondern mit der Wirklichkeit ziemlich übereinstimmt.

Während aber die verkehrte Einrichtung, die Hauptstadt Java's gerade in einer Sumpfgegend anzulegen, verbunden mit der Unkenntniß der höchst nachtheiligen Wirkungen der in Zersetzung übergehenden organischen Stoffe, welche durch die stagnirenden Gewässer der Kanäle in hohem Grade vermehrt wurden, ungemein verderblich auf die Bewohner Batavia's und der Umgegend einwirkte, wurde allmälig, in Folge genauer Kenntniß der klimatischen Verhältnisse und ihrer Einwirkung auf den Menschen, der Gesundheitszustand verbessert. Nicht nur die durch menschliche Irrthümer herbeigeführten nachtheiligen Einflüsse wurden beseitigt, sondern auch die durch die Bodenbeschaffenheit sich erzeugenden schädlichen Einwirkungen zum Theil wenigstens aufgehoben. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurden zuerst die Mauern der alten Stadt eingerissen, die Kanäle zugedeckt, Alleen in den Straßen angelegt, und, was die Hauptsache ist, alle Europäer verließen den Umkreis der Stadt und siedelten sich etwa eine halbe Stunde landeinwärts an einem Orte an, der schon 30—50 Fuß über der Meeresfläche liegt und den freien und kühlen Lüften, die von den Bergen Salak und Gedeh herabwehen, sowie auch andererseits den Seewinden ausgesetzt ist. Dieser Ort, wo noch gegenwärtig die europäische Bevölkerung ihre Wohnsitze hat, heißt **Weltevreden** (Wohlzufrieden). Da er den anmuthigsten und prachtvollsten Theil Batavia's bildet, so wollen wir uns mit unserm Wagen direkt vom Landungsplatz dahin begeben, in der alten Stadt aber, wo gegenwärtig nur Javanen, Chinesen und portugiesische Kreolen wohnen und die Gewölbe der europäischen Kaufleute (tokós) sich befinden, erst später etwas länger verweilen.

Alleen der schattenreichen **Ficus religiosa**, dann von **Hibiscus**-Arten mit goldgelben und weißen Blüten, sowie der **Erythrina indica**, führen uns durch die Straßen der alten Stadt nach dem schönen Weltevreden, wo jedes Haus für sich stehend, von prachtvollen Gärten umgeben, einer italienischen Villa gleicht, deren Bauart ganz dem Klima des Landes entspricht. Die Gebäude sind in der Regel nur ein- oder zweistöckig und besitzen zu ebner Erde einen Säulengang, der als Speisel okalität, sowie als Aufenthalt während des Tages und als Empfangszimmer dient. Dort befindet man sich beständig in freier Luft. Nur die Schlafgemächer sind wie unsere Zimmer geschlossen und nehmen die Eckräume des Hauses ein.

Außer den sehr geschmackvollen Privathäusern bemerkt man zu Weltevreden aber auch mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude, die ebenfalls von blütenreichen Gebüschen umgeben und von den Wedeln hoher Palmen beschattet sind, unter welchen besonders die schöne Fächerpalme (**Corypha Gebang**) hervorragt. Auf dem großen, mit einem steinernen Löwen gezierten Waterloo-Platz befindet sich der Palast des General-Gouverneurs, das Post- und Admiralitäts-Gebäude,

sowie nicht weit davon, ebenfalls an einem großen Platze, das allgemeine Civil- und Militärhospital. Letzteres besteht aus vielen kleinen Gebäuden, zwischen welchen reizende Gärten angebracht sind. Jedes Häuschen enthält nur zwei oder drei Säle. Diese Anlage eines Krankenhauses ist für ein Tropenland sehr zweckmäßig und selbst nothwendig, da ein großes, mit vielen Sälen versehenes Gebäude nicht so leicht gelüftet, sowie auch nicht leicht verhindert werden kann, daß die unreine und verdorbene Luft von einem Krankensale in den andern strömt. Auch zwei reformirte und eine katholische Kirche befinden sich zu Weltevreden.

Ganz Neu-Batavia oder Weltevreden ist nichts als ein prachtvoller, mit Häusern und Palästen versehener Park, der keine Aehnlichkeit mit einer europäischen Stadt besitzt. Es kann auch Weltevreden in Bezug auf seine Bauart als ein Muster für die Städte innerhalb der Tropenzone gelten, wobei die Bewohner nicht nur eine gesunde, reine Luft athmen, sondern auch dem Schönheitsgefühl in wohlthuendster Weise entsprochen wird. Denn im Lande des ewigen Sommers, wo Flora's Kinder stets in festlichem Gewande sich zeigen, muß die Gartenkunst sich eng der Baukunst anschließen.

Wir passiren die schöne Straße Gunong Saharie und machen endlich Halt vor einem Gasthause, um darin das Mittagsmahl nach ostindischer Weise zu nehmen. Die Bauart des Gasthauses ist wie die eben beschriebene der übrigen Privathäuser. Für die Küche und die Dienerschaft sind eigene Gebäude aus Bambu im Hofraume angebracht. Der Wirth sowie die Gäste schlummern gegenwärtig auf ihren Lagern oder in bequemen, aus spanischem Rohr geflochtenen Lehnstühlen, denn die Mittagsstunden bringt in der Regel jeder Europäer in Ostindien schlafend zu. Was mich betrifft, so konnte ich mich dieser Sitte nie fügen, und obgleich auch ich mich des Mittags nur mit dem leichten Sarong und Kabaia, dem gewöhnlichen Nacht- und Morgen-Anzug, bedeckte, so konnte ich mich doch bei hellem Sonnenschein dem Schlafe nicht hingeben, sondern zog jede leichte Beschäftigung oder Lektüre dem Schlummer vor. Gegen 4 Uhr wird es endlich in den Häusern der Europäer lebendig. Man wäscht sich oder nimmt ein Bad und geht zu Tische. Die Hauptschüssel bildet der Reis, der, in wenig Wasser oder in Dampf weich gekocht, fast ganz trocken zur Tafel gebracht wird. Man vermengt ihn nun mit einer pikanten, gelben, aus der Keri-Wurzel bereiteten Sauce, welchem Gemenge man noch etwas zerriebenen spanischen Pfeffer (Sambal), gesalzene Eier, Gemüse und manches Andere beifügt. Hühnerbraten ist ebenfalls ein tägliches Gericht der ostindischen Tafel. Außerdem aber kommen auch Suppen, Schaf-, Kalbs- und Rindfleisch, verschiedene sehr feine Fischarten, sowie die dem Holländer unentbehrlichen Kartoffeln auf die Tafel. Was letztere anbelangt, so gedeihen sie ausgezeichnet auf Java, doch werden sie nur auf Bergabhängen und Hochebenen angebaut, die 2—3000 Fuß über der Meeresfläche liegen und sich eines gemäßigten Klima's erfreuen. Der Nachtisch endlich besteht in einer reichen Auswahl köstlicher Früchte, an welchen Java überreich ist. Ich erinnere mich, einst an der Tafel eines inländischen Pangerang (Fürsten) gesessen zu haben, auf welcher nicht weniger als 32 verschiedene Arten von Früchten standen.

Die Sonne hat sich indessen gegen den Horizont geneigt und die Zeit des abendlichen Spaziergauges ist herangerückt. In Batavia füllen sich erst am Abend die Straßen mit Lustwandlern, und insbesondere sind es die Kreolinnen mit ihren weißen, lustigen Kleidern und mit ihren schwarzen Locken, die sich jetzt auf den Straßen zeigen. Ihre Hautfarbe hat verschiedene Nüancen, je nach dem Antheil, den die europäische, malayische oder mongolische Rasse an ihrem Stammbaum haben. Ihr Wuchs ist gewöhnlich schlank, ihr Körperbau üppig, und wenn auch ihre geistige Bildung nicht sehr befriedigt, so wissen sie doch durch allerlei Toiletten-Künste ihre Reize zu erhöhen und die Blicke ihrer Verehrer auf sich zu ziehen.

Straße in Neu-Batavia.

Auch die javanische Bevölkerung beginnt ihre Spiele erst am Abend, um dieselben in der Regel bis Mitternacht fortzusetzen. Wir wollen uns, da der Mond so hell die Landschaft beleuchtet, in der kühlen Abendluft nach dem Fort Meester Cornelis begeben, wo eine bedeutende javanische Bevölkerung sich angesiedelt hat; dort können wir Zeuge der abendlichen Unterhaltungen der Javanen sein.

Die Bambuhäuser der Javanen sind ungefähr so, wie sie auf ganz Java gefunden werden. Für den Javanen und Malayen giebt es kaum einen Unterschied zwischen Stadt und Land in Bezug auf seine Wohnung, nur die Umgebung eines javanischen Dorfes und den reizenden und nützlichen Dorfwald vermißt man in den städtischen Ansiedlungen.

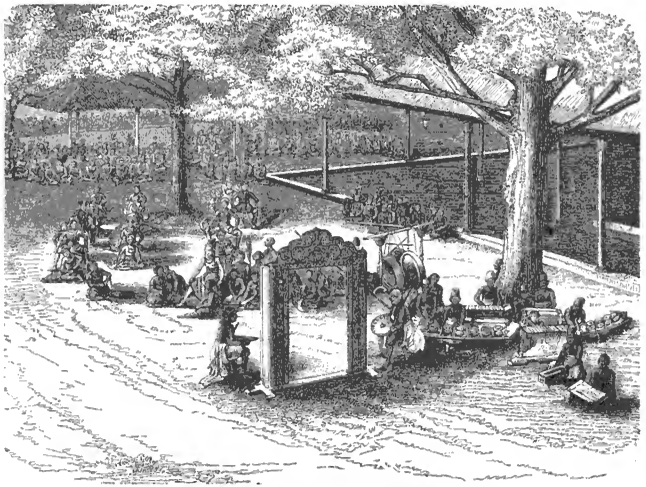
Da sitzt eine Anzahl Eingeborner in und vor dem Speisehause auf dem Boden oder auf hölzernen Pflöcken und beschäftigt sich mit Würfelspiel, während Andere, Siri kauend, müßig umherschauen und sich dem süßen Nichtsthun hingeben. Der Siri besteht aus dem scharfen und aromatischen Blatte des Betels (Piper Betle), der Nuß der Pinangpalme und etwas Kalk. Man bewahrt ihn in einer Dose auf, die bei den vornehmen Javanen aus Gold oder Silber, bei den weniger Bemittelten aus Holz verfertigt ist. Der Gebrauch des Siri-Kauens ist im ganzen Indischen Archipel, auf der Halbinsel Malakka, sowie auch weiter auf dem asiatischen Kontinent verbreitet.

Auf jenem größern, mit zerstreuten Palmen besetzten Platze ertönt eigenthümliche, etwas lärmende javanische Musik. Es sind die hellklingenden, mehr melancholischen als fröhlichen Laute des „Gamelang“ oder „Gonggong“, eines der gebräuchlichsten javanischen Musikinstrumente, die unser Ohr berühren. Der Gamelang besteht aus etwa 12—15 an einander gereihten messingenen Schüsseln von verschiedener Dicke, deren jede beim Anschlage einen andern Ton giebt, welche eine Moll-Skala bilden, die der javanische Musiker mit einem Bambusstöckchen in einfachen Melodien ertönen läßt. Während wir bis jetzt nur Männer beobachteten, die Frauen aber züchtig in den Häusern blieben und sich vor den Blicken der Vorübergehenden verbargen, sehen wir hier eine Anzahl javanischer Schönheiten, deren Oberkörper bis zur Brust nackt ist; der übrige Körper ist nur mit einem bunten Sarong bekleidet, während um die Hüften eine rothe Schärpe weht, deren lange Enden sie in beiden Händen schwingen, um damit allerlei graziöse Stellungen und Tänze auszuführen. Je nach dem Takte der Musik sind ihre Bewegungen schneller oder langsamer, doch nie werden sie so toll, daß sie sich im wilden Taumel herumdrehen. Die Tänze werden von einer gewissen Ruhe und Anmuth getragen. Alle Tänzerinnen haben auf Java einen zweideutigen Ruf und bewerben sich besonders in den javanischen Städten um die Gunst der Europäer. Eine Reihe schöner Zähne schmückt ihren rosigen Mund, während der Javane die Schneidezähne bei seinen erwachsenen Landsleuten entfernt haben will. Auch die Hunde, sagt er, haben weiße Zähne, der Mensch soll dieselben nicht haben.

Unterdessen ist der Abend sehr vorgerückt, die Mitternachtsstunde naht; wir müssen unsre niedlichen Tänzerinnen verlassen. Das Gezirpe der Insekten, das Quaken der Frösche hat aufgehört, es ist stille auf den Straßen und in den Häusern geworden. Mit einem Tabé tuan! (Gute Nacht, mein Herr!) verläßt uns der javanische Junge. Wir ruhen in der leichten Nachtkleidung und ohne Decke, aber geschützt durch einen Gazevorhang gegen die Moskitos, die besonders den europäischen Ankömmling oft jämmerlich zurichten, bis zur Morgendämmerung, die nach fünf Uhr beginnt.

Obwol der ostindische Beamte und selbst der Kaufmann und Offizier keineswegs eine sehr thätige Lebensweise führen und sie im Gegentheile ihre unumgänglich nöthigen Geschäfte nur mit der behaglichsten Ruhe und mit einem Phlegma ausüben, welches jenes der Holländer in ihrem Vaterlande noch weit übertrifft, so versäumt doch der Trägste unter ihnen das frühe Aufstehen nicht.

Denn die kühlen Morgenstunden sind die angenehmsten des Tages und man würde sich der schönsten Genüsse berauben, wollte man diese Zeit verschlafen. Unser Beamter erhebt sich daher früh vom Lager und nimmt entweder in einem fließenden Wasser ein Bad, oder in Ermangelung eines solchen übergießt er seinen Körper mit mehreren Eimern kalten Wassers, worauf er dann sich im Sarong und Kabaia vor sein Haus setzt, seine Manila-Cigarre raucht und Thee trinkt. Hat man mit diesen Geschäften einige Stunden verbracht, dann wirft man sich in die leichte Kleidung, die in weißen Hosen, weißem Kattunjäckchen, Schuhen und einem Strohhut besteht, und geht oder fährt in's Bureau, wo man bis 2 Uhr bleibt, um das Tagesgeschäft zu beendigen und den Rest des Tages dem Schlafe, der Tafel und den geselligen Freuden zu widmen.



Konzert der Eingebornen unter einem Waringinbaum.
(Nach einem Stereoskopenbilde.)

Der Kaufmann zu Weltevreden verbringt seinen Tag auf ähnlicher Weise, doch ist sein Bureau das in der Altstadt befindliche Gewölbe (tokó). Durch dieses träge Leben mehr noch als durch die klimatischen Verhältnisse erschlafft nach mehrjährigem Aufenthalte im Tropenlande Körper und Geist des Europäers, eine gewisse Indolenz bemächtigt sich der Seele, die Begeisterung für das Hohe und Edle schwindet, Leidenschaften und Tugenden schwächen sich ab. Wir bemerken diese körperlichen und geistigen Veränderungen insbesondere bei den Nachkommen

der Europäer im Tropenlande, besonders im dritten und vierten Geschlechte. Wer sollte in den zu Batavia und auf den Molukken wohnenden Portugiesen, in jenen kraftlosen, feigen und schwelgerischen Menschen, die Abkömmlinge der kühnen Weltumsegler suchen, von welchen die Geschichte so ruhmvoll spricht?

Wir wollen uns nun wieder nach dem volkreichen Alt-Batavia begeben, das wir gestern nur flüchtig durchfuhren. Nach der im Jahre 1859 vorgenommenen Zählung besteht die Gesammtbevölkerung der Residentschaft Batavia, zu welcher außer Alt- und Neu-Batavia auch noch mehrere Dörfer und Ortschaften gehören, aus 457,591 Seelen. Wir ersehen aus den alljährlich einlaufenden statistischen Angaben, daß in jenen entfernten Ländern häufigere Volks-Zählungen vorgenommen werden, als dieses in vielen Ländern Europa's der Fall ist. Die genannte Gesammtbevölkerung der Residentschaft Batavia vertheilt sich nach den verschiedenen Rassen und Völkerschaften in folgender Weise: Europäer 4,504, Chinesen 44,265, Araber 217, andere fremde Asiaten 298, Eingeborne 408,307; zusammen 457,591. Von den Europäern sind 3,435 in Indien geboren, also Kreolen, während die Uebrigen eingewandert sind. Aus der obigen Liste geht hervor, daß nach den Malayen und Javanen, die wir zusammen als „Eingeborne" bezeichneten, die Chinesen der Zahl nach am bedeutendsten in Batavia vertreten sind, wie sie auch, was oben schon angedeutet wurde, in sozialer Hinsicht eine bedeutende Rolle in Indien spielen. Wir wollen uns daher, da uns die Eingebornen im Laufe dieses Buches noch vielfach beschäftigen werden, nach dem chinesischen Stadtviertel oder dem „Kampong China" begeben. Schon auf dem Wege dahin begegnen uns mehrere Chinesen, die sich gewöhnlich durch Schirme, welche aus Palmenblättern und einem Bambusstock verfertigt sind, vor den Sonnenstrahlen schützen.

Das chinesische Kampong umfaßt mehrere Straßen und Gäßchen; es herrscht in denselben eine Geschäftigkeit, die man bei den Eingebornen nie findet und selbst bei der europäischen Bevölkerung Java's vergebens sucht. Fast jedes chinesische Haus hat in seinem untern Stock eine Art Waarenmagazin. Neben alten Kleidern, inländischen und europäischen Waaren aller Art, findet man nicht selten Bücher naturhistorischen und medizinischen Inhalts, die der Eigenthümer auf Versteigerungen wahrscheinlich um einen Spottpreis gekauft und die er wohlfeil wieder abgiebt, wenn der Käufer sich nur nicht merken läßt, daß ihm an dem Besitz derselben viel gelegen ist. Fragt man nach einem Gegenstand, der im Trödelkrame sich nicht vorfindet, so bittet der Chinese den Käufer, ein wenig zu warten, läuft dann zu einem seiner Nachbaren oder Bekannten und bringt wo möglich das Verlangte.

Fast jeder Chinese ist des Lesens und Schreibens kundig. Als Tinte wird Tusche verwendet, die beim jedesmaligen Gebrauche frisch angerieben wird; statt der Feder bedient man sich eines aus Bambu und Fuchshaaren verfertigten Pinsels. Zur Erleichterung des Rechnens gebraucht der Chinese eine eigenthümliche Maschine. Auf einem hölzernen Kästchen sind mehrere Stangen mit beweglichen Kügelchen angebracht; durch Hin- und Herschieben einer gewissen Zahl und nachheriger Vergleichung oder Zusammenzählung derselben vermag er die kompliziertesten Regeldetri-Exempel in großer Schnelligkeit auszurechnen. In jedem chinesischen Hause

fällt dem Eintretenden ein großes Bild in die Augen, an dessen unterm Rande beständig eine Lampe brennt. Es ist dies die heilige Stätte, der Hausaltar, an welchem täglich Opfer gebracht und Gebete verrichtet werden. Das Bild stellt zwei Figuren vor. Ein ziemlich beleibter, gewöhnlich mit einem Schnurrbart versehener Mann mit gutmüthigen Gesichtszügen und in chinesischer Tracht sitzt gemächlich auf einem Lehnstuhl. Hinter ihm aber steht eine häßliche, abgemagerte, kohlschwarze Gestalt, die viel Aehnlichkeit mit unserm Teufel hat, nur daß sie der Hörner entbehrt. Die in Ostindien in Folge oberflächlicher Anschauung entstandene Ansicht, daß die Chinesen diese Bilder anbeten, und zwar vorzüglich jenes das böse Prinzip vorstellende, entbehrt jeder Begründung. Die Chinesen bekennen, daß den Bildern keinerlei Kraft zukomme, sondern daß sie nur an hochbegabte, weise Männer erinnern sollen, und die Bitte an Gott (Ti-te) geht dahin, den Betenden diesen Männern ähnlich werden zu lassen. Die schwarze Gestalt, welche man in den Tempeln und den Häusern abgebildet sieht, scheint ebenfalls eine verehrte Person darzustellen, die aber nach Art der uralten Bilder noch monströse Formen beibehielt. In jedem Hause der Chinesen findet sich in einem Kistchen ein Bild des Buddha.

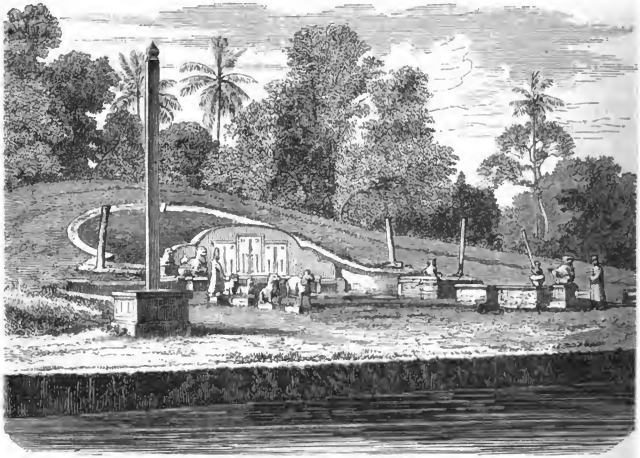
Selten bekommt man bei einem Chinesen die Frau des Hauses zu sehen; dieses Kleinod hält der Chinese im Innersten seiner Gemächer verborgen. Es giebt indessen auf Java und im Indischen Archipel nur wenig in China selbst geborne Frauen, indem die Auswanderung aus dem himmlischen Reiche den Frauen verboten ist; die Frauen der auf dem Indischen Archipel wohnenden Chinesen sind entweder Javaninnen oder in den meisten Fällen Abkömmlinge von einer javanischen oder malayischen Mutter und einem chinesischen Vater. —

Die Chinesen haben zu Batavia einen eigenen, sehr umfangreichen Begräbnißplatz (s. S. 48), der zu den Merkwürdigkeiten der Stadt zählt. Die in eigenthümlichem Styl aufgeführten plastischen Werke auf den Gräbern der Reicheren und Vornehmeren sind meistens aus Trachyt gehauen und stellen theilweise Thiergestalten vor, deren naturhistorische Klassifizirung dem Beschauer etwas schwer fallen dürfte.

Ueber die Verbreitung und das Wesen der Chinesen im ostasiatischen Archipel hat der Engländer John Cameron in der neuesten Zeit sehr interessante Berichte veröffentlicht, welche die volle Bedeutung der „Himmlischen" für die indischen Inseln ins richtige Licht stellen. Die Anzahl Derjenigen, welche sich ganz ansässig machen, ist übrigens nur klein und die Zunahme der chinesischen Bevölkerung auf Java, Malakka ꝛc. durch Geburten nur unbedeutend. Sie erhalten, wie erwähnt, ihren Zuwachs durch Einwanderung. Während der Monate Dezember bis April erscheinen die Dschunken, die mit Kulis überfüllt sind, aus allen Seeprovinzen des himmlischen Reiches. Die Zahl der Einwanderer würde trotz der vielfachen Beschränkungen in's Kolossale anwachsen, wenn nicht die starke Rückströmung vorhanden wäre. Aber von Dreien, welche kommen, gehen sicherlich Zwei wieder in ihre Heimat.

Es scheint, als ob der Charakter der Chinesen sich überall gleich bleibe, und daß keinerlei äußere Umstände, gleichviel in welchem Lande, auf denselben

ändernd einwirken können. Sie haben ihre eigene hohe Kulturstufe erreicht. In der Eigenthümlichkeit derselben liegt es auch wol, daß sie sich wenig mit anderen Völkern vermischen. Man trifft sie auf den entlegensten Inseln des Archipels, wo sie, oft nur ein Dutzend Männer, den Handel von Tausenden monopolisiren und von den Einwohnern in Sitte, Kleidung oder Religion nicht das Geringste annehmen; sie sind dort genau so geblieben, wie in den Hafenstädten ihres eigenen Reiches. Es giebt unter ihnen gute und schlechte Menschen; aber selbst die Besten haben etwas Schlechtes an sich.



Chinesische Begräbniß-Stätte.

Charakteristisch für alle Chinesen, welche in die Fremde ziehen, erscheint eine starke Heimatliebe, die aber nicht etwa mit Patriotismus verwechselt werden darf, denn sie erstreckt sich nur auf die Provinz oder die Geburtsstadt. Die Landsmannschaften halten zusammen, und es ist Herkommen, daß die Männer, welche im Auslande zu Wohlstand gelangen, den Daheimgebliebenen Unterstützung zukommen lassen. Aber in der Heimatliebe wurzelt auch ein sehr empfindlicher Uebelstand. China besteht aus vielen großen Provinzen mit so verschiedenen Nationalitäten, wie dergleichen nur die Staaten Europa's aufzuweisen haben, und die Bewohner derselben sprechen verschiedene Dialekte. Zwischen diesen Nationen haben seit undenklichen Zeiten Eifersucht und Fehden bestanden; das Volk des einen Distriktes wird im Hasse gegen das andere geboren und auferzogen, und die Auswanderer nehmen diesen Haß mit sich.

Die, welche nach den Sunda-Inseln, Malakka u. s. w. kommen, stammen aus verschiedenen Provinzen, und zum ersten Male sind sie gezwungen, in einer Stadt zu wohnen und wenigstens äußerlich alle Feindseligkeiten aufzugeben.

Anstatt nun die nationalen Vorurtheile abzulegen oder deren Aeußerung bis zur Rückkehr nach China aufzuschieben, scharen sich die Leute jeder Provinz zusammen und bilden eine Hoey oder geheime Gesellschaft.

Der Zweck soll angeblich gegenseitige Unterstützung sein, aber die Hoey haben andere Absichten und greifen auch hindernd in die Justiz der Gerichtshöfe ein.

Chinesisches Viertel in Batavia.

Die Aufnahme-Förmlichkeiten sind in den Augen der Chinesen ungemein feierlich; die bindenden Eidschwüre sollen gegen Verrath nach außen schützen und bezwecken auch unbedingten Gehorsam gegen die Oberen. Die Kandidaten werden mit verbundenen Augen in den Versammlungssaal vor die Meister geführt, während die übrigen Mitglieder, bewaffnet und in reiche seidene Gewänder gekleidet, umherstehen. Nach Erledigung einiger Einleitungsfragen wird der Kandidat in die Mitte des Saales geführt, wo man ihm die Binde von den Augen nimmt. Er muß etwa eine halbe Stunde in Schweigem verharren, bevor ihm der Eid abgenommen wird; dann tritt ein Priester zu ihm, öffnet ein großes Buch und redet ihn also an: „Du bist hierher gekommen ohne Zwang, ohne Furcht, nicht getrieben von Gewinnsucht, um ein Bruder zu werden. Willst Du schwören, nichts von Dem zu verrathen, was Du heute Nacht hier sehen wirst, allen Anord-

nungen des Bundes nachzukommen und seine Gesetze zu beobachten?" Nachdem der Kandidat zugeschworen hat, werden ihm die Gesetze des Bundes vorgelesen, deren hauptsächlichste folgende sind: „Du sollst nicht über die Angelegenheiten des Bundes sprechen, außer mit Deinem Bruder. — Du sollst Deinen Bruder nicht betrügen, noch bestehlen, noch sein Weib, seine Schwester oder Tochter verführen. — Wenn Du Unrecht thust oder die Bundesgesetze brichst, so sollst Du zum Bunde selbst wegen Bestrafung kommen, aber Dich nicht an die Behörden des Landes halten. Wenn Du einen Mord oder eine Räuberei begehst, so sollst Du für immer vom Bunde ausgestoßen sein. — Wenn ein Bruder einen Mord oder Raub begeht, sollst Du ihn nicht anzeigen; Du sollst ihm aber auch nicht zur Flucht behülflich sein oder die Gerichtsdiener von seiner Verhaftung abhalten. — Wenn ein Bruder unschuldig eingekerkert wird, sollst Du auf jede mögliche Weise ihm zur Flucht verhelfen." —

Dann werden noch eine Menge Zeichen mitgetheilt, vermittels deren sich die Mitglieder erkennen. Die ganze Ceremonie hat einen religiösen Anstrich, und die Versammlungshalle ist wie ein Tempel ausgeschmückt. Der in diesen Gesellschaften herrschende Geist ist mit geordneten Zuständen vielfach unverträglich. Der chinesische Aufstand vom Jahre 1854 erhielt durch diese Hoey's manche Nahrung.

Abgesehen von dem üblen Einflusse dieser Gesellschaften sind die Chinesen sehr werthvolle Unterthanen der europäischen Besitzungen in Ostasien. Aber es scheint, als ob diese Einrichtungen unausrottbar in ihrem ganzen Wesen liegen. Wenn man die Chinesen als gute Bürger bezeichnet, so kann das nur mit Hinblick auf das allgemeine Wohl geschehen, denn individuell genommen haben sie doch zu viele Laster. Viele sind Opiumraucher und sehr leidenschaftliche Spieler; fast ein Drittel der chinesischen Bevölkerung huldigt dem Laster des Opiumgenusses, das schließlich auch den stärksten Körper untergräbt und den endlichen Ruin des mit dieser Leidenschaft Behafteten herbeiführt.

Der Hang zu Glücksspielen kann als ein Nationallaster der Chinesen betrachtet werden, denn Alle huldigen demselben mehr oder minder. Das bevorzugte Lieblingsspiel, zu dem nur ein einziger Würfel angewandt wird, heißt Poh und ist deshalb bemerkenswerth, weil es dem Bankhalter keine Vortheile gewährt; dieser wird von den Spielern mit Prozenten vom Gewinn bezahlt, und so ist weniger Anlaß zum Betruge gegeben. Die niederen und ärmeren Klassen der eingewanderten Chinesen in Batavia, Singapore u. s. w. füllen die Gerichtshöfe. Sie liefern alle Arten von Missethätern, namentlich Diebe und Räuber in großer Anzahl. Die höheren Klassen dagegen, d. h. jene Leute, welche reich geworden sind, entsagen ihren Lastern oder führen wenigstens nach Außen hin ein ehrbares Leben. Mit Recht sagt man den Chinesen viel Böses nach; wahr ist aber auch, daß fast die ganze Industrie und ein großer Theil des Handels im Ostasiatischen Archipel von ihnen abhängen und daß sie es sind, welche sehr fleißige Arbeiter liefern. Deshalb heißt es nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß sie das werthvollste Bevölkerungs-Element im Archipel seien.

Nach dem bisher Gesagten wird man nicht daran zweifeln, daß die Chinesen in Batavia ein sehr unruhiges Element waren oder noch sind, gegen welches die Holländer alle Ursache haben auf der Hut zu sein. Daher erhebt sich auch ein Fort, das mit vielen Kanonen drohend gespickt und mit europäischen Soldaten wohl besetzt ist, über den Buden und schnörkelhaft verzierten Häusern des Kampong China.

An das Dasein der Festung, sowie überhaupt an das Kampong China knüpfen sich nicht unwichtige historische Ereignisse, und obgleich die Geschichte der Ansiedlung der Chinesen im Indischen Archipel in einem welthistorischen Werke kaum eine nähere Erörterung finden dürfte, so bietet sie doch mehr Wichtiges und Interessantes, als die Geschichte irgend eines kleinen, durch politische Uebereinkunft gebildeten Staates im Innern des europäischen Kontinents. Die Chinesen auf Java halten bereits seit einigen Jahrhunderten eine Chronik über alle dort vorgefallenen Ereignisse, und obgleich diese chinesischen Quellen von europäischen Schriftstellern kaum benutzt werden, theils wegen der seltenen Kenntniß der chinesischen Sprache, theils wegen der den Chinesen eigenthümlichen Abgeschlossenheit und Geheimhaltung ihrer Literatur und inneren Angelegenheiten, so finden sich doch in den auf Java erscheinenden Journalen und Werken hie und da Auszüge aus chinesischen Geschichtswerken. Die Ereignisse sind zwar mit großer Genauigkeit, aber auch durchgängig mit Eitelkeit und Eigenliebe niedergeschrieben worden, da sich die Chinesen als die ersten und wichtigsten Bewohner Java's betrachten, so daß alle sie selbst nicht direkt betreffenden Ereignisse sich in ihren Geschichtswerken nur als Schattirungen zur eigenen Geschichte wiederspiegeln.

Beim ersten Erscheinen der Holländer auf Java im Jahre 1596 fanden sie bereits allenthalben an den Küsten Chinesen, welche Handel mit chinesischen und javanischen Produkten, sowie allerlei Gewerbe trieben und selbst Zucker und Arak bereiteten. Sowol den Javanen als den Europäern fremd, zogen die Chinesen im Laufe der Zeit von beiden Nutzen, indem sie auch bei den politischen Ereignissen ihre Rolle spielten. Zwar setzten die Holländer nie sonderliches Vertrauen in die Tapferkeit der Chinesen und fast nie sah man chinesische Soldaten als Hülfstruppen benützt, sondern es fanden die Chinesen höchstens bei Vertheidigung der Forts ihren Platz, sowie als Botschafter und Spione. Noch bei dem jüngsten Krieg auf der Insel Bali (1844) diente ein chinesischer Schiffskapitän, dessen Dschunke bei Ankunft der holländischen Flotte auf der Rhede lag, als Botschafter an den dortigen Radschah, da man, auf die völkerrechtliche Treue der Balinesen nicht sehr vertrauend, keinen Offizier als Abgesandten schicken wollte.

Die Vorliebe der Chinesen für den Handel sowie die Nothwendigkeit des Besitzes gut beschützter Magazine veranlaßte, daß sie allmälig vom Lande, wo sie der Habsucht der früher noch unabhängigen javanischen Fürsten und den Plünderungen herumziehender Banden bloßgestellt waren, sich in Städte zogen. Insbesondere mehrte sich die chinesische Bevölkerung in dem im 17. und 18. Jahrhundert an Macht und Ansehen stets steigenden Batavia, besonders da auch durch die alljährlich ankommenden Auswanderer ihre Zahl in dieser Stadt ungemein zunahm. Hierzu kam, daß im Jahre 1723 alle chinesischen Ansiedler aus den

Philippinischen Inseln wegen Auflehnung gegen die spanische Regierung vertrieben wurden und ein großer Theil der Verbannten auf Java, und namentlich in Batavia, sich niederließ. Damals befanden sich unter den Chinesen eine große Menge Unzufriedener, und selbst die Wohlhabenden und Angesehenen waren der niederländischen Regierung abhold. Unter den aus China selbst angekommenen Einwanderern war auch ein chinesischer Prinz, Namens Tiusia, wie man sagte, ein unehelicher Sohn des damaligen Kaisers von China. Er mußte wegen politischer Vergehen sein Vaterland meiden und fand auf Java unter seinen Landsleuten keine geringe Zahl von Abenteurern, die seinen ehrgeizigen Plänen zu dienen bereit waren. Er faßte endlich den Entschluß, sich an die Spitze der chinesischen Bevölkerung auf Java zu stellen, die Europäer in ihren Forts und Garnisonsplätzen anzugreifen, niederzumachen und sich selbst unter dem Titel eines Königs von Dschakatra zum Herrn des Landes aufzuwerfen. Gern schlossen seine Landsleute sich ihm an. Heimlich wurde eine große Menge Waffen aus China herbeigeschafft, das auf dem Lande herumstreifende Gesindel zog man in die Nähe Batavia's, und nur der Zaghaftigkeit der Chinesen, welche noch mehr Waffen und Mannschaften aus China erwarten wollten, bevor sie einen Angriff wagten, hatte man es zu danken, daß die europäischen Garnisonen nicht unvorbereitet überfallen wurden. Die Chinesen sind zwar treffliche, jedoch zur Vollführung ungeschickte Verschwörer.

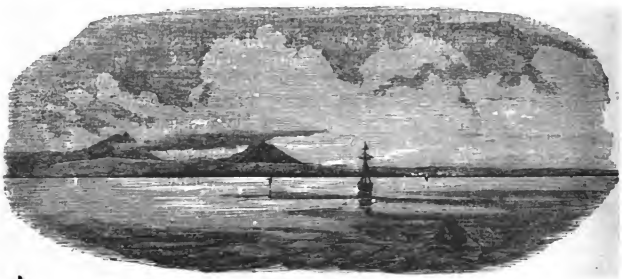
Die holländische Regierung, bestehend aus einem von der Handels-Compagnie angestellten General-Gouverneur und dem Staatsrathe (Raad van Indie) war keineswegs so blind, daß sie die drohende Gefahr nicht schon lange vorhergesehen hätte. Es erging daher schon im Jahre 1720 der Befehl an alle Beamten, eine strenge Kontrole über die einwandernden und die bereits ansässigen Chinesen zu führen. Von Ersteren sollten jährlich nur eine bestimmte Zahl gegen Abgabe einer Steuer zugelassen und von Letztern alle Diejenigen nach Ceylon abgeführt werden, welche als Vagabunden im Lande umherschweiften oder ihre Subsistenzmittel nicht nachweisen könnten. Wären rechtliche und strenge Beamte mit der Ausführung dieser Verordnungen beauftragt gewesen, so wäre die drohende Gefahr abgewendet und die chinesische Bevölkerung dem Lande selbst in vieler Beziehung nützlich geworden. Aber außerdem, daß die Beamten niederen Ranges größtentheils aus unwürdigen Personen bestanden, kam noch der traurige Umstand hinzu, daß vom Jahre 1725 an, wo der sehr geachtete Zwaardecroen die Würde als General-Gouverneur niederlegte, bis zum Jahre 1740 dieser hohe Posten von Männern bekleidet wurde, die nichts weniger als genugsame Energie und Rechtlichkeit zur Erfüllung ihres Amtes hatten. Die oben genannten Vorordnungen wurden von den Beamten nur zur eigenen Bereicherung benutzt, indem sie jeden bereits auf Java wohnenden Chinesen mit Ausweisung bedrohten, wenn er ihrer Habsucht nicht Genüge leistete. Während der friedliche Theil der Bevölkerung statt des Schutzes, auf welchen er gerechten Anspruch hatte, nur Druck und Plünderung von Seite der Beamten erfuhr und daher im höchsten Grade erbittert wurde, verfuhr man auf eine nachlässige Weise gegen die wirklich gefährlichen Individuen. Auch fremde Einwanderer wurden unbedingt zugelassen, wenn sie die Beamten bestachen.

Als im September 1740 die Chinesen zu Batavia die oben erwähnte Stellung einnahmen, wurde im Staatsrathe beschlossen, durch eine allgemeine Bewaffnung der Europäer die drohende Gefahr abzuwenden. Zu den Garnisonen gesellte sich die städtische Miliz (Schutterij). Unterdessen hatten aber auch mehrere chinesische Haufen die Waffen ergriffen und besetzten die Thore der Stadt, obwol sie sich bis dahin nur vertheidigungsweise verhielten. Durch geschickte militärische Anordnung von Seite der Holländer gelang es indessen, die Haufen der Chinesen zu zerstreuen und die bis dahin unterbrochene Verbindung der Stadt mit den nächsten Garnisonen wieder herzustellen, wodurch für den Augenblick die Gefahr beseitigt war. Es wäre nun an der Zeit gewesen, sich so schnell als möglich der Häupter der Verschwörung zu bemächtigen, alle Waffenvorräthe der Chinesen mit Beschlag zu belegen, die Müßiggänger und Vagabunden aufzugreifen und in vorläufiger Haft zu halten, den zur Arbeit Zurückkehrenden aber Amnestie zu gewähren und so durch kluge, nicht allzustrenge Maßregeln die Ordnung wieder herzustellen, was bei den feigen Chinesen nicht allzuschwer gewesen wäre. Zu diesen Maßregeln riethen auch alle Mitglieder des Staatsrathes, mit Ausnahme seines Oberhauptes, des General-Gouverneurs Valkenier. Dieser grausame, rachsüchtige und feige Mensch hatte, nachdem er jahrelang der drohenden Gefahr müßig zugesehen und sich durch zweideutige Mittel Schätze gesammelt, nun den fürchterlichen und unnöthigen Plan gefaßt, alle Chinesen ohne Ausnahme niederzumachen und ihre Güter zu konfisziren. Obwol aber sein Vorschlag von den Mitgliedern des Rathes mit Abscheu zurückgewiesen wurde, und besonders der kühne van Imhoff, nachheriger General-Gouverneur, sich in edler Entrüstung jeder unnöthigen Gewaltthat widersetzte, wußte Valkenier seinen grausamen Plan dennoch in Ausführung zu bringen. In der Nacht vom 27. auf den 28. September 1740 erschienen aus entlassenen europäischen Soldaten und Kreolen bestehende Volksmassen auf den Straßen Batavia's, Fackeln in der einen Hand, Dolche in der andern schwingend, und forderten im Namen des Gouverneurs die Bevölkerung und die Garnison auf, an den Chinesen Rache zu nehmen. Ein Theil der niedern Volksklassen, sowie mehrere in den Schenken versammelte halbberauschte Soldaten gaben diesen Banden Gehör, und es begann ein Morden in den Häusern der Chinesen, wie es die Geschichte nur in der Sizilianischen Vesper und in der Bartholomäus-Nacht aufweist. Zwei Tage und zwei Nächte wüthete die grausame Volksmasse in den chinesischen Wohnungen, Männer, Frauen und Kinder ohne Erbarmen niedermetzelnd, so daß gegen 10,000 Leichen die Straßen Batavia's bedeckten. Mit Hülfe der gutgesinnten Soldaten und der bewaffneten Bürger gelang es endlich, dem Morden ein Ende zu machen, indem nun das Schwert nicht gegen die Chinesen, sondern gegen ihre Mörder gerichtet wurde. Ein großer Theil der Chinesen aber war vor die Stadt geflüchtet, wo sie die Plantagen und Villen besetzten und ihre Geschosse gegen die heranrückenden Europäer richteten. Jede Versicherung, daß keine weitere Rache ausgeübt würde, im Falle sie die Waffen streckten und friedlich ihre Gewerbe wieder betrieben, blieb fruchtlos, denn die schrecklichen Mordscenen, von welchen die Belagerten Zeugen gewesen waren, benahmen ihnen jedes Ver-

trauen auf die Treue der Europäer. Es blieb daher nichts übrig, als die Chinesen in ihren Zufluchtsorten förmlich zu belagern und zur Uebergabe zu nöthigen. Eine allgemeine Amnestie folgte hierauf; doch die Zahl der Chinesen, die sich vor dieser Katastrophe in Batavia und der Umgegend auf etwa 12,000 belaufen hatte, war jetzt auf 1276 herabgesunken. Den Uebriggebliebenen wurde ein Platz zur Erbauung von Wohnungen angewiesen, der sich alsbald mit steinernen Häusern und Magazinen füllte und bis zum heutigen Tage den Kampong China bildet.

Als die Kunde von Valkenier's Handelsweise nach Holland gelangte, wurde er seines Amtes entsetzt, der würdige van Imhoff zum General-Gouverneur erhoben und Ersterer den Behörden Batavia's zur Aburtheilung überwiesen. Valkenier rettete sich durch die Flucht, wurde jedoch am Kap der guten Hoffnung ergriffen und nach Batavia gebracht, woselbst er im Gefängnisse starb. Van Imhoff schickte nun Kriegsschiffe mit chinesischen Vertrauensmännern nach allen Richtungen aus, um die ihnen zu Gesichte kommenden Dschunken anzusprechen und ihnen die Versicherung zu ertheilen, daß friedliche und arbeitsame Chinesen auf Java stets eine sichere Zufluchtsstätte erhalten würden. Auch wurde an den Kaiser von China berichtet, daß die Regierung der Niederlande an den traurigen Vorfällen schuldlos sei. Das Schreiben blieb unbeantwortet.

Seit jener Zeit nehmen die Chinesen auf Java keinen besonderen Antheil an politischen Ereignissen. Die Wachsamkeit der gegenwärtig wohl geordneten und durch billige und humane Grundsätze geleiteten Regierung ist derart, daß es den Chinesen unmöglich wird, eine politische Macht zu bilden. Sie führen keine Waffen, und wäre es auch im Interesse der Regierung; denn diese verlangt nur, daß sie ihre industrielle Betriebsamkeit zu ihrem und zum allgemeinen Vortheil entfalten, doch duldet sie keine chinesischen Soldaten.



Rhede von Batavia.

Residenz des General-Gouverneurs zu Buitenzorg.

Zweites Kapitel.

Ausflug nach Buitenzorg, dem Salak-Gebirge und nach dem Vulkan Gedeh.

Buitenzorg. — Wohlfeiles und bequemes Reisen der Offiziere und Beamten. — Wajong's oder Speisehütten. — Das javanische Dorf. — Der Dorfwald. — Das Innere des Dorfes. — Gastfreundschaft des Kapala Kampong. — Religiöse Bedeutung des Waringinbaumes. — Aufenthalt zu Buitenzorg. — Ewiger Frühling. — Verunreinigung der Luft mit fremden Gasen. — Der Gunong Salak. — Ausbruch des Salak im Jahre 1699. — Bildung von Schlamm und Sümpfen in der Gegend von Batavia. — Heilkräftige Wirkung der Bäder im Tschiapus. — Botanischer Garten zu Buitenzorg. — Kultivirung von Pflanzen der kältern Zonen. — Gigantische Pflanzen- und Thierarten in den Tropen. — Klimatische Verhältnisse von Buitenzorg. — Besteigung des Gedeh durch Hochstetter.

Der erste Ausflug, den der zu Batavia angekommene Fremde in der Regel unternimmt, ist nach Buitenzorg (sprich: Beutenzorg), dem gewöhnlichen Aufenthaltsort des General-Gouverneurs. Buitenzorg, verdeutscht „Sorgenlos" (Sanssouci), ist der Hauptplatz eines Distrikts und einer Residentschaft, die ihren Namen einst vom englischen Statthalter Sir Stamford Raffles empfing, nachdem dort schon im Jahre 1744 von dem General-Gouverneur Baron van Imhoff

ein Schloß erbaut worden war. Dieser reizende Ort, der mit Allem, was die reiche Natur Java's liefert, geschmückt ist, liegt 39 Pfähle (ein „Pfahl" = 1/4 Meile) von Batavia. Der Weg dahin führt durch herrliche Reisfelder und Kaffeegärten, hinter welchen javanische Dörfer sich bescheiden verbergen. Man hat schon öfter die Hauptstadt Batavia mit Buitenzorg durch einen Schienenweg verbinden wollen, ohne daß dieser Plan bis jetzt zur Ausführung gekommen wäre. Es würde uns jedoch nicht einfallen, mit dem fliegenden Dampfroß durch die gesegneten Fluren dahinzubrausen, auch wenn es bereit stünde; eben so wenig mit der Post, die in vier Stunden nach Buitenzorg gelangt, wir bedienen uns lieber des Vorrechts, welches die auf Java reisenden Offiziere und Beamten genießen, sich von jedem Orts- oder Dorfvorsteher (**Kapala kampong**) so viele Pferde und Kuli's geben zu lassen, als sie zur Weiterbeförderung ihres Gepäckes bedürfen.

Beim Anbruch der ersten Morgendämmerung, wenn der kühle Thau Gebüsch und Felder noch bedeckt, beginnen wir langsam unsere Reise. Da die Lastpferde in der Regel nur im Schritte sich bewegen, so ziehen wir es vor, den Wanderstab zur Hand zu nehmen und zu Fuß unseren Weg fortzusetzen, statt auf dem Rücken des trägen Pferdes dahinzutraben. Bis gegen zehn Uhr können wir die Reise, ohne von der Sonne allzusehr belästigt zu werden, fortsetzen, da ohnehin der Weg sich nach aufwärts zieht und reine, kühle Lüfte uns vom fernen, grünlich-blauen Gebirge entgegenwehen. Hat aber die Sonne eine gewisse Höhe erreicht, so wird es gut sein, uns entweder in einem Kampong oder auf einer Poststation der Ruhe hinzugeben, da ohnehin die Kuli's und die Pferde gewechselt werden und erstere ihre vorgeschriebene Route nicht überschreiten würden.

Wir machen indessen auch öfter Halt, bis wir zur festgesetzten Station gelangen. An den breiten, wohlgebauten, mit Datapbäumen (**Erythrina**) oder Waringin (**Ficus Benjamina** oder **indica**) bepflanzten Wegen steht häufig ein kleines Bambu-Häuschen unter dem Schatten des dunkelgrünen Bambu-Gebüsches, der Tamarinde, oder einer Areng-Palme (**Arenga saccharifera**), aus deren Saft der javanische Zucker bereitet wird. Hier ruht die Karawane ein halbes Stündchen aus, denn hier steht eine kleine Verkaufsbude (**Wajong**) mit willkommenen Erfrischungen. Außer Pisang, Kokosnüssen und saftreichen, sehr erfrischenden Belimbis (**Averhoea Belimbi**) findet man in der Regel die äußerst feine und wohlschmeckende Mangostan (**Garcinia Mangostana**), welche etwa so groß wie ein mittelgroßer Apfel und von einer roth-braunen, an Gerbsäure sehr reichen Schale umgeben ist, deren Inneres aber ein schneeweißes, flaumiges Fleisch enthält; dieses schmeckt sehr aromatisch und erfrischend und erinnert an das von unseren Konditoren künstlich bereitete Gefrorene. Den Durst stillen besonders die Citrus-Arten, wovon die sogenannten Limonellen (**Citrus Limonellus**, malayisch **Djeruk limo**) am allgemeinsten verbreitet sind. Unsere Javanen lassen sich von dem Besitzer des Wajong auch allerlei zubereitete Speisen und Backwerk aus Reis (Kwee-Kwee) geben und entrichten hierfür nur wenige Kupferdeute.

Haben wir uns durch den Genuß der saftreichen Früchte gestärkt und eine Zeitlang im Schatten des Buschwerkes geruht, während unser Blick nach den

Bergen, den Wäldern und Auen der im hellen Sonnenglanze schimmernden Landschaft hinschweifte, so setzen wir unsere Wanderung fort. Die Führer weisen auf ein nahes Wäldchen, dessen dichtes Laub in verschiedenen Schattirungen eine Mannichfaltigkeit von Bäumen anzeigt, die nur durch Menschenhand gepflanzt sein können. Das javanische Dorf giebt sich dem Wanderer nicht durch Thurmspitzen oder auch andere hohe Gebäude von ferne kund, sondern die Wohnungen sind von einem Walde von Fruchtbäumen umgeben, die sie weit überragen. Man entdeckt die Häuser nur, wenn man sich schon im Dorfe selbst befindet. Ein angenehmer, belebender Duft dringt zu uns von den zahllosen Blüten, die in den verschiedensten Farben sich dem überraschten Blicke darbieten. Und diese ganze Dorfflora gehört nur den Nutz- und Zierpflanzen an. Neben saftigen, fast einen Fuß hohen Ananas (**Bromelia Ananas**) erheben sich die herrlich rothen Blüten des Kembang-Strauches (**Hibiscus rosa sinensis**), der Oleander (**Nerium Oleander**), die **Tabernomontana coronaria**, und **Gardenia**-Arten. Eine sehr gute Sorte von Kaffee (**Coffea arabica**), der auf Java sogenannte Pagger-Kaffee, wird als niedriger Strauch in dem das Dorf umgebenden Wäldchen in der Regel gebaut. Außer jenen Früchten, die wir bereits kennen gelernt haben, sehen wir hier den Manga-Baum (**Mangifera indica**) mit seinen zahlreichen, ovalen Früchten von der Größe eines Gänseeies und darüber; eine Spezies der Manga (**Mangifera foetida**) zeichnet sich durch ihren starken, harzähnlichen Geruch aus. Dort hängt an dem nicht allzuhohen Baum die mehlartige Nanka (**Artocarpus integrifolia**), daneben steht der bekannte Brotfruchtbaum (**Artocarpus incisa**). Die säuerliche Frucht des Rambutan (**Nephelium lapaceum**) befindet sich nebst mehreren Citrus-Arten, wie besonders die große, ungemeine saftreiche Pompelmus (**Citrus decumana**), ganz in der Nähe der Bambu-Hütten. Zu den Fruchtbäumen des Dorfes gehören auch die durch ihren Rosengeruch sich auszeichnenden **Jambusa vulgaris** (mal. **Djambu ajer mawar**, d. i. die Rosenmasse **Djambu**), ferner die **Jambusa Malacartis** und die **Djambu Wolanda**, oder die aus West-Indien herübergekommene **Persea gratissima**. (**Wolanda** heißt „Holländisch." Die Javanen glauben, daß Alles, was durch holländische Schiffe zugeführt wird, auch ein Erzeugniß aus Holland sei.) Aus Westindien wurde der sogenannte Sauersack (**Anona muricata**, mal. **Nanka Wolanda**) eingeführt, welcher auf Java gedeiht. Wir würden unsere Leser ermüden, wollten wir das Verzeichniß der eßbaren Früchte Java's nur einigermaßen vollständig aufzählen. Nur möchte ich einige Bäume nennen, welche dem Javanen die Würze zu ihrer Hauptnahrung, dem Reis liefern. Hierher gehört vor Allem der Pete-Baum (**Parkia biglobosa**) mit seinen schöngefiederten Blättern und dichtem Laube; ferner **Albizia lucida** und **Pithecolobium bigeminum**, welche beide den malayischen Namen **Djenkol** führen. Ferner werden die Schoten vom spanischen Pfeffer (**Capsicum longum, C. annuum, C. frutescens**) als unentbehrliche Zugabe zum Reis betrachtet.

Auch Farbhölzer, wie **Caesalpina Sappan, Marsdenia parviflora**, eben so der Seifenbaum (**Sapindus Rarak**), dessen Früchte als Seife verwendet werden, findet man in der Nähe der javanischen Dörfer, sowie endlich nicht leicht in einem

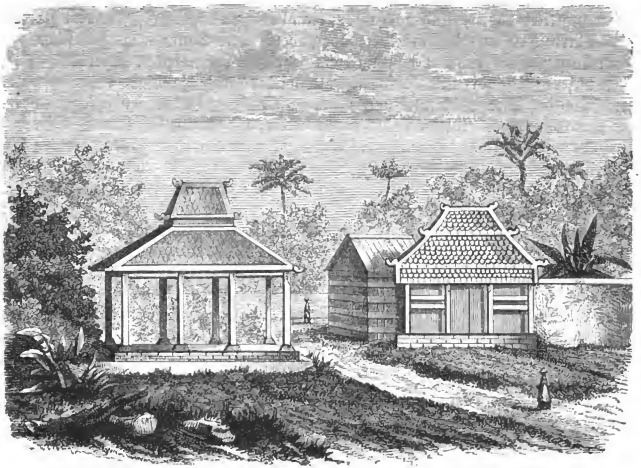
Dorfwalde das Kaju Kelor (**Moringa Pterygosperma**) fehlt, an deſſen ſchlanken, ſchnell wachſenden Stamm ſich die von den Bewohnern des Archipels allgemein benutzte, ſchon oben erwähnte Schlingpflanze **Piper betle** und **Chavica Siriboa** (mal. **Siri bodas** und **Siri berem**) ſchlingt. Die aromatiſchen Blätter dieſer beiden zu den Piperaceen gehörigen Pflanzen werden mit der Nuß von **Areca Catechu**, gelöſchtem Kalk und Gambir gekaut.

Landhaus und javaniſche Bauernhütte. (Originalzeichnung.)

Sind wir durch den freundlichen Wald, der gürtelartig angelegt iſt, gekommen, ſo ſehen wir eine größere oder geringere Anzahl von Bambu-Häuſern, die, ſämmtlich auf Pfählen ruhend, einen untern, durch das ganze Haus gehenden Raum beſitzen, der zum Schutze der Hausthiere dient. Hühner (**Ajam**, malayiſch), Enten (**Bebek**), Katzen (**Kutjeng**), Hunde (**Andjeng**), ſind die gewöhnlichen Bewohner des unterſten Raumes des javaniſchen Hauſes. Der Karbau-Büffel (**Bos bubalus s. Caribo**) iſt häufig an eine Kokos- oder Pinangpalme angebunden; das Pferd beſitzt einen eigenen Stall. Die vornehmen Javanen laſſen oft für ihre zahlreichen Pferde große Ställe errichten, die mit mehr Sorgfalt als ihre eigenen Wohnungen erbaut ſind.

Die Wände des Hauſes beſtehen entweder aus einem Geflechte von Bambu oder aus nebeneinander angebrachten und mit Rotang verbundenen Bambu-Röhren. Das Dach iſt häufig mit den Blättern von **Sagus Caecis** bedeckt, einer

der Kokos ähnliche Palme, deren Wedel aber besser als die der letzteren zur Bedeckung der Häuser sich eignen. Halbirte Bambu-Röhren, dicht neben einander gelegt, dienen wie unsere Hohlziegel zur Dachdeckung, sowie auch getrocknetes Alang-Gras, oder endlich Bambu-Schindeln zu diesem Zweck verwendet werden. Unter dem Dache des Hauses hält der Javane oft einige Turteltauben in einem Käfig.



Häuptlingshaus und Gebäude für öffentliche Versammlungen. (Originalzeichnung.)

In der Mitte des Dorfes befindet sich ein Haus, dessen Bauart etwas verschieden von jener der übrigen Wohnungen ist und aus Brettern von Dschati-Holz (**Tectonia grandis**) zusammengefügt ist. Es ist dies das Haus des Kapala Kampong (**Demang**) oder Dorf-Häuptlings. Auch ein anderes Gebäude, welches entweder blos aus Bambu-Säulen, die einen geräumigen Saal einschließen, oder aus einigen großen Abtheilungen besteht, bemerkt man gegenüber der Wohnung des Dorf-Häuptlings. Dieses Gebäude, welches Pandopo heißt, dient zu den Gemeinde-Versammlungen sowie zu jeder öffentlichen Verhandlung. Ein großer, reinlich gehaltener Platz befindet sich vor dem Pandopo, der Pasanggrahan, in dessen Mitte ein großer Waringin-Baum steht, dessen ungeheures Laubdach fast den ganzen Platz beschattet. Unter diesen Bäumen wurde in frühern Zeiten, als noch die Hindu-Religion in Java herrschte, Gericht gehalten. Der Waringin-Baum spielte daher in alter Zeit auf Java dieselbe Rolle, wie die heiligen Eichen bei den alten Germanen.

Bei Ankunft eines europäischen Beamten oder Offiziers geht diesem der Kapala Kambong häufig entgegen und ladet ihn zu Gaste. Wir nehmen die Einladung für die Mittagsstunden an, speisen auch bei ihm, belohnen aber den armen Dorf-Häuptling für seine Gastfreundschaft mit einem Paar Silberstücken, die er bei dem Mangel an edlem Metall auf Java und dem Ueberfluß an Kupfer- und Papiergeld daselbst ohnehin selten zu Gesicht bekömmt.

Indessen haben wir andere Pferde bekommen und auch die Kuli's, welche uns bisher begleitet haben, sind nach ihrem Kambong zurückgekehrt, nachdem sie das Gepäck Arbeitern aus diesem Dorfe übergaben. Die Sonne neigt sich schon tief gegen Westen; wir nehmen von unserem sehr zuvorkommenden Wirth Abschied, setzen unsere Reise fort und gelangen bald wieder durch die Pfade des Dorfwäldchens nach der Straße, die uns noch heute nach Buitenzorg bringen soll. Nachdem wir eine Strecke von einigen Pfählen gewandert, die Sonne sich bereits unter den Horizont gesenkt und das Heer der Insekten gleich nach dem Untergange derselben sein lärmendes und verwirrtes Konzert begonnen, leuchteten die Spitzen des Salak-Gebirges wie brennende Fackeln noch im Dunkel der Nacht, denn für jene Höhen war das Tagesgestirn noch nicht untergegangen. Ein prachtvoller, großartiger Anblick!

Wie die Feuersäule den Israeliten in der Wüste vorleuchtete, so zeigten die glühenden Bergspitzen uns die Richtung unserer Wanderung an, wenn nicht der vom Monde erhellte Weg dies schon hinlänglich gethan hätte. Endlich verdunkelten sich auch die Bergesspitzen, und über die Landschaft war nur das matte, bläuliche Licht des sichelförmigen Mondes ergossen. Auch einige Sternbilder der beiden Himmelshemisphären waren sichtbar. Ich richtete staunend meine Blicke auf jene, auch den Bewohnern meiner Heimat sichtbaren Welten.

Gegen neun Uhr kam ich in Buitenzorg an, wo ich, ermüdet vom Tagesmarsche und im hohen Grade befriedigt von den Genüssen des Tages, der Ruhe mich überließ.

In den nordischen Zonen scheint uns die Natur zur ewigen Klage über die Witterung bestimmt und das sehnsüchtige Verlangen nach dem Dorado der klimatischen Verhältnisse in uns gelegt zu haben. Wir fühlen uns unbehaglich in der winterlichen Kälte. Die Hitze des Sommers erscheint unerträglich, und die große Zahl der trüben, regnerischen Tage verkümmert den Genuß des unserem körperlichen Wohlbehagen am meisten zusagenden Frühlings. Es giebt wol wenige Menschen, die sich nicht in der Phantasie ein Land geschaffen, in welchem nicht nur alle Extreme der Temperatur unbekannt sind und ewig eine behagliche Frühlingswärme herrscht, sondern auch die atmosphärischen Niederschläge nur für kurze Zeit die ätherische Reinheit des Himmels trüben. Dort müssen denn auch die langen Winterabende, sowie die übermäßig verlängerten Sommertage unserer Breiten durch eine beständige Tages- und Nachtgleiche ersetzt werden. Solche Klimate sind aber nicht blos ein Produkt unserer Phantasie, sondern sie existiren in der That in den Hochebenen und Gebirgen der Tropenzone.

Um zur Region des ewigen Frühlings in der Aequatorialzone zu gelangen, muß man sich 4000 — 5000 Fuß über die Oberfläche des Meeres erheben, man hat dann eine mittlere Tages- und Jahrestemperatur von 14 — 16 Grad R., und

die Grenzen der jährlichen Schwankungen sind kaum so groß, als die täglichen, durch die Wärme-Ausstrahlung während der Nacht bedingten. In einer solchen Höhe liegt die Ortschaft Buitenzorg zwar nicht, denn die Residenz daselbst liegt nur 830 Fuß über der Oberfläche des Meeres, doch steigt von dort aus das Terrain immer höher, und selbst die über die Gebirgs-Joche führende Landstraße erhebt sich bis zu 3500 Fuß. Trotz dieser verhältnißmäßig nicht sehr bedeutenden Erhebung Buitenzorg's über das Meer und des im Ganzen ebenfalls nicht sehr beträchtlichen Temperatur-Unterschiedes mit dem am Strande beobachteten, sind sowol die Gesundheitsverhältnisse daselbst ausnehmend günstig, als auch die Luft ungemein behaglich und wohlthuend. Denn es ist nicht so sehr die hohe Temperatur an sich, welche die Gesundheit der Menschen, besonders der Europäer im Tropenlande gefährdet, sondern die der warmen Luft durch die Zersetzung pflanzlicher oder thierischer Ueberreste sich beimengenden fremden und schädlichen Gase, welche vergiftend auf das Blut in den Lungen einwirken und jene Krankheiten hervorrufen, welche man gewöhnlich unter dem Namen Tropenkrankheiten versteht. Wo aber die Luft beständig durch See- oder Gebirgswinde rein gehalten wird und das Relief des Bodens so gestaltet ist, daß nirgends sich Sümpfe und Ausdünstungen fremdartiger Gase bilden können, da wird auch der Gesundheitszustand des Menschen trotz der hohen Temperatur der Luft ein günstiger sein.

Zu Buitenzorg kennt man wegen der Reinheit der Luft die lästigen Insekten, besonders die Moskitos nicht, welche an allen Orten der Tropenländer sich finden, wo die Luft verunreinigt ist und Sumpfausdünstungen stattfinden.

Der erste Anblick, der sich mir am Morgen von der Galerie des Gasthauses aus darbot, war die gegen Südwest sich erhebende Seite des Gunong Salak. Dieser Anblick, einer der schönsten und großartigsten, die ich jemals zu sehen Gelegenheit hatte, wird stets lebhaft meinem Gedächtnisse vorschweben. Die Flanke des Berges mit seiner Kluft Dschurang Tschiapus, in welcher sich die von den beiden Seiten zusammenlaufenden Wasser zu einem Bach Tschiapus (Tji = Wasser) vereinigen, der schäumend und rauschend über Felsblöcke sich in die Ebene stürzt, ist unserm Standpunkt nahe genug gerückt, um die prachtvolle und üppige, aus Palmen und andern Laubbäumen bestehende Vegetation zu erkennen. Ueber der Vegetation erblickt man deutlich drei Spitzen des Berges, von denen der Gunong Gadschah (d. i. Elephantenberg) der höchste ist, während die westliche Spitze Gunong Salak, die östliche Gunong Tschiapus heißt. Vom Fuße des Berges bis zu einer Höhe von 2000—3000 Fuß findet man die Reis- und Kaffee-Kultur; von da an behauptet sich die Urwildniß bis zum höchsten Gipfel, der 6750 Fuß über dem Meeresspiegel liegt.

Die drei genannten Spitzen sammt dem Gedeh-Gebirge (Gedeh = erhaben, groß), von welchem letztern von Buitenzorg aus zwei Kegel-Spitzen, der Gunong Pangerango und G. Mandala Wangi sichtbar sind, schließen sich der großen Reihe von Vulkanen an, die sich von der Sunda-Straße an bis an die Westspitze von Java fortsetzt, und deren Zahl nicht weniger als 45 beträgt. Der Gunong Salak zeigt aber seit zwei Jahrhunderten keine vulkanische Thätigkeit mehr. Der

jüngste und einzig bekannte Ausbruch des Salak geschah im Jahre 1699 in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar. Heftige Erdstöße wurden am östlichen Theile Java's und an der Westspitze Sumatra's verspürt, denn die Wirkungen in der Tiefe der Erde werden durch das Meer nicht aufgehoben. Die Stöße glichen, wie die „Abhandlungen der batavischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften" berichten, heftigen Kanonenschüssen, und die Einwohner Batavia's flohen erschreckt aus ihren Häusern, welche alle in ihren Grundmauern erschüttert wurden, während 41 Gebäude gänzlich einstürzten und 28 Menschen das Leben verloren. Aber die nachgiebigen und leichten Hütten aus Bambu trotzten den Erdstößen, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Zahl der durch jene Katastrophe umgekommenen Menschen zu Batavia verhältnißmäßig so gering war.

Das Erdbeben von 1699 gab auch Anlaß zur Verschlämmung und Verstopfung der in der Nähe Batavia's in die Java-See sich ergießenden Flüsse, wodurch die Umgegend weit und breit in einem Sumpf umgewandelt wurde, in welchem zahllose organische Wesen in Zersetzung übergingen, in Folge dessen Batavia im achtzehnten Jahrhundert, wie bereits oben erwähnt, im hohen Grade ungesund wurde. An dem westlichen Abhange des Salak, fern von den alten Kratern, finden wir eine Solfatara, d. i. eine Quelle von heißen Schwefel- und Wasserdämpfen, die aus den Ritzen des Bodens hervorquellen.

Das Salak- und Gedeh-Gebirge bilden gleichsam das Gerippe von Ostjava. Die an den nördlichen Abhängen sich bildenden Bäche und Flüsse münden in die Java-See, während jene der südlichen Abhänge in die Wynkoops-Bai an der Südküste Java's sich ergießen. Die mit dichten Waldungen bis zu den höchsten Spitzen (der Gedeh ist 9580 Fuß hoch) bewachsenen Berge sind von Rhinozerossen und Tigerkatzen (Felis minuta) bewohnt.

Der oben genannte Bach Tschiapus fließt nicht weit vom Gasthause zu Buitenzorg vorbei. Er hat zu Buitenzorg eine durchschnittliche Wärme von + 15° R., während die mittlere Luftwärme weit höher sich herausstellt. Das Wasser des Tschiapus behält nämlich noch längere Zeit jene niedrige Temperatur bei, die in seinen Quellhöhen beständig herrscht.

Die heilkräftige Wirkung der Bäder im Tschiapus, verbunden mit der reinen Luft und der geistigen Erheiterung auf jenen reizenden Höhen erfuhr ich an mir selbst, als im Jahre 1844 ein hartnäckiger, allen in Gläsern und Flaschen bewahrten Heilmitteln trotzender Rheumatismus mich befiel und mir die trostlose Aussicht bevorstand, an Händen und Füßen gelähmt im fremden Lande ein jammervolles Leben zu verbringen. Die innere Lebenskraft wurde durch die günstigen äußeren Verhältnisse in kräftigster Weise angeregt, und es trat die Verjüngung aus dem so lange stockenden Krankheitsprozesse ein. Der Gebrauch dieser aus reinem Wasser bestehenden Bäder hat in diesem Falle mehr gewirkt, als eine Reihe von Medikamenten, ohne deren heilkräftige Wirkung in gegebenen Fällen leugnen zu wollen.

Der Palast des Gouverneurs ist mit seinen Nebengebäuden erst seit 1834, wo er durch ein Erdbeben einstürzte, wieder neu und geschmackvoll erbaut. Außerdem

findet man zu Buitenzorg noch mehrere nach Art der Häuser zu Batavia aufgeführte Gebäude, einen großen javanischen Kambong mit vielen Reihen von Bambu-Hütten und das chinesische Viertel mit 5000 Einwohner.

Das Größte und Bedeutungsvollste aber, was Buitenzorg als Ortschaft bietet, ist sein prachtvoller, im Jahre 1817 durch Baron van der Kapellen errichteter botanischer Garten. Die lebhafteste Phantasie kann sich kaum einen schönern und reizendern Fleck auf dem Erdball denken, als diesen Park, in welchem Natur und Kunst sich vereinigt haben, ein irdisches Eden zu schaffen. Alle sowol auf dem Indischen Archipel wachsenden Pflanzen, auch die von der Tropenzone der westlichen Hälfte der Erde, dem asiatischen Kontinent und den afrikanischen Küsten durch den Fleiß und den wissenschaftlichen Eifer der Reisenden hiehergebrachten Gewächse gedeihen in reicher Mannichfaltigkeit und in prachtvollem Farbenschmuck. Alle diese Kinder der tropischen Flora wachsen im Freien, sie finden hinreichende Wärme zu ihrer Entwicklung und stehen nicht, wie in den europäischen Gewächshäusern, innerhalb enger Mauern, wo, weil die Luft durch künstliche Heizung erwärmt werden muß und das Licht der hellen Tropensonne mangelt, in der Regel nur Zwerggestalten erzielt werden. Wir sehen gleich am Eingang eine Gruppe hoher Tamarindenbäume, in deren Schatten einige holländische Kühe, die der Gouverneur hierher bringen ließ, weiden und die hier sich einzugewöhnen scheinen. Etwas weiter finden wir kleine Wäldchen von Muskat- und Nelkenbäumchen, deren Wohlgeruch sich weit verbreitet und die trotz des einstigen Befehls der weiland Ostindischen Compagnie, daß diese nützlichen Pflanzen nur auf Banda und Amboina Heimatsrechte besitzen sollten, hier ganz trefflich gedeihen. Vom Zimmtbaume sind neun Arten vorhanden, von welchen der aromatische Zimmt (**Cinnamomum aromaticum**) der vorzüglichste ist. Die große Zahl der zum Theil schon oben genannten indischen Fruchtbäume, dann die Dattelpalme und mehrere dem asiatischen Kontinent ursprünglich entstammende Gewächse finden sich hier mit reichlichen Blüten und Früchten behangen. Pisang und Banane sind durch 50 verschiedene Arten vertreten, welche zusammen ein kühles, feuchtes Gebüsch bilden, dessen breite, schirmartig herabhängende Blätter dem Wanderer angenehmen Schatten gewähren.

Man ist überrascht, einige Eichenarten, wie **Quercus pruinosa**, welche auf Java in einer Höhe von 4000—5000 Fuß wachsen, im Schatten hoher Palmen grünen zu sehen. Die Palme, dieser Schmuck der Tropenzone, findet sich durch nahezu 200 Arten repräsentirt. Vor Allem zieht die riesige Zuckerpalme (**Arenga saccharifera** und **Arenga communis**), aus welcher der Inländer ein alkoholisches Getränk bereitet, unsere Aufmerksamkeit an. Auf steinigem Grund ist die schlanke Kokospalme gepflanzt und die schöne, auf der Rückseite der Blätter silberweiß glänzende Fächerpalme, die mit ihren großen Zweigen weit hinauf in das Blau des Himmels ragt. Zwei große Bäume, deren Wurzeln schon weit über der Erde zu beginnen scheinen, beschatten ein liebliches, aus Bambu geflochtenes Gartenhäuschen. Es sind Stämme der **Ficus elastica**, aus welcher der zu Kautschuk erhärtende Saft fließt.

Eine ziemlich große Strecke ist mit Baumwollgewächsen verschiedener Art, von dem kleinen, kaum einige Zoll hohen Gossypium herbaceum, bis zu den strauchartigen Gossypium vitifolium, G. cordifolium u. s. w. bepflanzt. In ihrer Nähe steht der Theestrauch mit seinen glänzenden Blättern und seinen weißen und rothen Blüten. In einiger Entfernung von diesen Sträuchern finden wir die um schlanke Bäume und Stangen sich rankenden Pfeffer-Arten.

Weg durch Buitenzorg. Aus der Reise der „Novara."

Es würde mich zu weit führen, wollte ich nur die Geschlechter der Mimosen, der Fococeen und Malvaceen, der saftigen Kaktus und der lieblichen Orchideen, unter welchen die duftende Vanille sich um mächtige Stämme schlingt, anführen, die diesen reichen Garten zieren, obgleich ich auch dann noch nicht die Tausende von einjährigen Pflanzen, dann die Farrn, Moose und andere geschlechtslose Gewächse aufgezählt hätte.

Einige Pflanzen müssen jedoch noch hier erwähnt werden, da sie den Charakter der Tropenvegetation mit bedingen helfen. Der schon einigemal erwähnte schlanke Bambu, von welchem es 18 verschiedene Arten in Buitenzorg giebt,

könnte dem Tropenlandbewohner sammt der Kokospalme dasselbe sein, was dem Lappländer sein Rennthier; nur mit dem Unterschiede, daß der Erstere, umgeben von

Palmengruppe aus dem botanischen Garten von Buitenzorg. Aus der Reise der „Novara."

der Fülle und dem Reichthum der Natur, auch ohne diese Gewächse seine Bedürfnisse in vielfacher Weise bestreiten könnte, während der Bewohner des hohen Nordens auf sein fast alle Lebensbedürfnisse befriedigendes Rennthier angewiesen ist. Aus dem hohlen Schafte des Bambu erbaut der Javane sein Haus, er

verfertigt aber auch daraus seine Geräthschaften, seine Waffen; es dient ihm das Holz während der Nacht als Fackel, während aus den Fasern vieler Bambu-Arten Körbe geflochten, Segel und selbst Zeuge zu Kleidern gewoben werden. Die junge Wurzel dient als wohlschmeckende Nahrung; auch kann Zucker aus ihr bereitet werden. Der hohe, schattenreiche Bambu mit seinem oft 40—80 Fuß messenden Stamme gehört derselben Pflanzenfamilie an, die wir in unseren Breiten nie anders als durch niedrige, mit schwachen Halmen versehene Gräser erblicken.

Es liegt in der Eigenthümlichkeit der Tropennatur, daß sie die Thier-, besonders die Pflanzenarten in gigantischen Formen erzeugt. So gehört der hohe Drachenbaum (**Dracaena Draco**) zu den Spargelgewächsen, welche bei uns nur als niedrige Kräuter vorkommen, die gewaltige Tamarinde zu den Schotengewächsen, die in höheren Breiten sich nicht zur Baumform erheben. In derselben Weise hat sich unter den Thieren das Geschlecht der Eidechsen in dem Tropenlande zum fürchterlichen Krokodil gestaltet; die Dickhäuter, bei uns durch das Schwein repräsentirt, finden wir dort in dem Elefanten, dem Rhinozeros wieder, und auch das Katzengeschlecht weist in der Tropenzone ebenfalls seine größten Formen im Löwen, Tiger und Panther auf.

Der botanische Garten zu Buitenzorg enthält aber nicht nur die Tropengewächse, sondern eine Fülle der in den gemäßigten Zonen und selbst im hohen Norden wachsenden Pflanzen findet dort gedeihliches Fortkommen. Der Weinstock lehnt sich mit reichen, schweren Trauben an die langen Geländer, die Olive grünt in mehreren Exemplaren an beschatteten Orten, und eine Menge unseren Gärtnern wohlbekannter Zierpflanzen scheinen sich dort heimischer als in unseren Gärten zu finden, da sie meistens aus wärmeren Ländern nach unserm Norden verpflanzt wurden. Weil jedoch die in der kältern Zone ausschließlich einheimischen Pflanzen bei der anhaltenden Wärme nur eine kurze Lebensdauer haben, die Kälte überdies in größern Räumen nicht so leicht künstlich erzeugt und unterhalten werden kann, so hat der Eifer der Botaniker dafür gesorgt, daß für die eines kalten Klima's bedürftigen Gewächse geeignete Plätze in verschiedenen Höhen ausgesucht wurden. Auf den breiten, terrassenförmig ansteigenden Seiten des Gedeh-Gebirges herrschen, von unten nach oben fortschreitend, die verschiedenartigsten Temperaturzonen. Die mittlere Jahreswärme an seinem Gipfel beträgt + 4° R. und nicht selten bedeckt sich das Wasser in der Nacht mit einer Eiskruste. Mit dem zu Buitenzorg selbst angelegten botanischen Garten stehen daher noch vier andere, in verschiedenen Höhen angelegte Gärten in Verbindung, von welchen der höchste zu Tschipanas gegen 4000 Fuß über der Meeresfläche liegt. So kommt es denn, daß wir in jenen botanischen Gärten die Repräsentanten der Flora des ganzen Erdkreises, von den eigentlichen Tropenpflanzen bis zu dem gewöhnlich im Schnee wachsenden Rennthiermoos (**Cenomica rangiferina**), finden.

Der Hauptgarten zu Buitenzorg wurde auf Anordnung des General-Gouverneurs van der Capellen von Professor Reinhard angelegt. Schon die Wahl des Platzes an der Grenze der Tropentemperatur, wo Pflanzen verschiedener Zonen zugleich gedeihen können, beweist die große Einsicht und Kenntniß des Gründers.

Nach Reinhard folgte Blume als Direktor des Gartens. Es legte dieser Botaniker bedeutende Herbarien an und beschrieb eine Menge neuer Gewächse, doch sagt man ihm nach, daß er die mühsam und oft mit Aufopferung von Gesundheit und Leben von Anderen gemachten Entdeckungen nicht selten benützte, um sie als die seinigen auszugeben. Als Blume im Jahre 1826 nach Europa zurückkehrte, betrug die Zahl der im Garten kultivirten Gewächse 3385 Arten. An die Stelle Blume's trat der treffliche Botaniker Haßkarl, der den Garten mit einer großen Zahl von neuen Pflanzen bereicherte und einen umfassenden Katalog nach Endlicher's System schrieb. Haßkarl hat viele aus inländischen Namen entlehnte botanische Bezeichnungen geändert, weil die Javanen oft verschiedenen Geschlechtern denselben Namen geben, während wieder andere javanische Namen eine natürliche Ordnung umfassen. So bedeutet „Baku" überhaupt Farrn, und die Javanen begreifen auch die großen palmenähnlichen Farrn unter diesem Namen. Alle Orchideen heißen in der javanischen Sprache „Angrek", die Laurus-Arten „Huru". Der Katalog von Haßkarl zählt 1298 Geschlechter mit 7000—8000 Arten auf.

Was die klimatischen Verhältnisse von Buitenzorg betrifft, so beträgt die mittlere Temperatur des Jahres daselbst 19,9° R. und ist daher um etwa 2° R. geringer, als an der Küste und zu Batavia. Diese scheinbar nicht bedeutende Differenz in den Wärmeverhältnissen übt im Vergleich mit den Küstengegenden auf den Menschen einen sehr heilsamen Einfluß, besonders wenn man bedenkt, daß der Unterschied der Tages- und Nachttemperatur auf den Höhen bedeutender ist und die Morgenstunden von 5—8 Uhr, wo der Landwind von den Bergen herabweht, dem Luftwandler Erquickung und Stärkung bieten. Den günstigsten Einfluß auf die Gesundheit aber übt die schon erwähnte Reinheit der Luft, in Folge deren Athmung und alle übrigen Funktionen des Körpers mit Leichtigkeit vor sich gehen.

Die Mussons und die aus denselben sich ergebenden Regen- und Feuchtigkeitsverhältnisse anlangend, bemerken wir hier, daß für Java die oben erwähnten Gesetze über die Mussons einige Abänderungen erleiden, da die Insel südlich vom Aequator sich ausdehnt. Da der asiatische Kontinent nordöstlich, der australische südwestlich von Java liegt, so herrscht in unsern Sommermonaten, also von April bis Oktober, wo der asiatische Kontinent sich erwärmt, der australische bedeutende Wärmeausstrahlung zeigt und auch das Meer kälter ist als der nördlich dasselbe begrenzende Kontinent, der Ost-Musson, oder es herrschen die östlichen Winde im Umfange von Nordost bis Südost. Der Ost-Musson ist zugleich der trockene Musson, denn die kälteren Lüfte des Südens enthalten eine geringere Menge Feuchtigkeit in Dunstform aufgelöst, als sie bei ihrer Erwärmung an der Aequatorialzone aufzunehmen vermögen. Die Luft ist daher während des Ost-Musson rein.

Bei südlicher Sonnen-Deklination hingegen, also in den Monaten Oktober bis März, erwärmen sich der australische Kontinent und die angrenzenden Meere bedeutender, als die nördlicher gelegenen Zonen, sowie überdies in dem asiatischen Kontinent die Erkaltung sehr lebhaft vor sich geht. Der Luftstrom ist daher zu dieser Zeit Nordwest und West; es herrscht der West-Musson. Die aus Nordwest

nach Java kommenden Luftströme sind aber über den Aequator gewandert, sie enthalten viel Feuchtigkeit, weil sie Meereswinde sind, besonders aber weil sie eine hohe Temperatur besitzen und demgemäß eine große Menge Feuchtigkeit absorbiren können. Sobald diese Luftströme die Waldungen und Berge des Landes berühren, erkalten sie und verlieren einen Theil ihrer Feuchtigkeit, die als reichlicher Regen herabfällt.

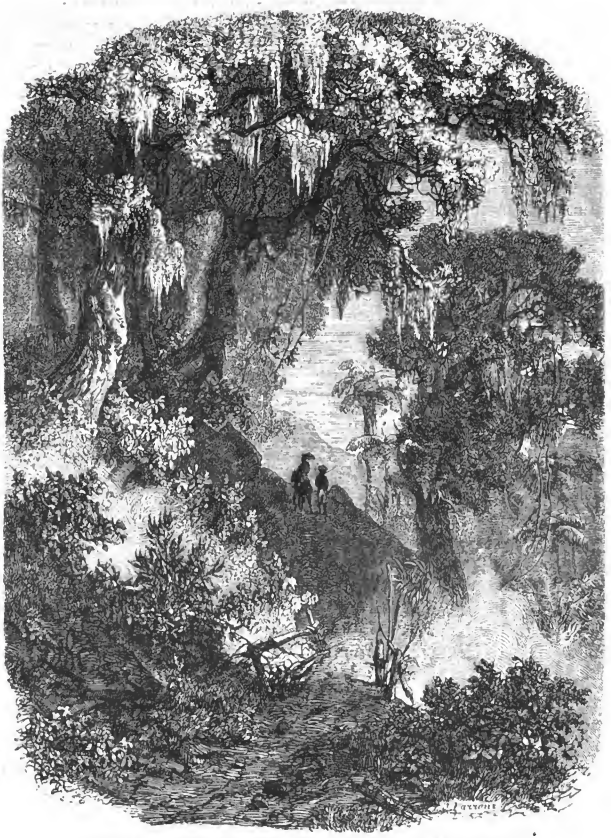
Diese Verhältnisse zeigen sich aber am deutlichsten an den Küsten. Im Innern des Landes, in den mit ungeheuren Waldungen bedeckten Gebirgen, verwischt sich in Bezug auf die Niederschläge der Einfluß des Musson mehr oder weniger, da dort häufig Regen aus lokalen Ursachen entstehen. Dennoch zeigt sich auch zu Buitenzorg der Unterschied der Regenmenge in dem Ost- und West-Musson in auffallender Weise, obgleich von einem trockenen Musson, wie man den Ost-Musson an den Küsten bezeichnet, keine Rede sein kann.

Merkwürdig ist die bedeutende Zahl von Gewittern zu Buitenzorg, welche aus lokalen Ursachen entstehen. Wenn nämlich die kühle Luft durch die steigende Sonne erwärmt wird, so findet eine Strömung nach oben statt. Die Luft erkaltet schnell an den Bergen, bei welchem Vorgang häufig eine Elektrizitätsentladung mit Donner und Blitz und reichlichem Niederschlag stattfindet.

Nach einem solchen Gewitterregen, der bedeutende Zweige von den Bäumen reißt, die Bäche anschwellt und deren vorher trockne Betten mit reißenden Fluten erfüllt, erscheint die Natur wie neugeboren. Die Sonnenstrahlen fallen aus dem heitern Himmel wieder auf das noch nasse Gebüsch, die in ihren Schlupfwinkeln verborgenen Käfer und Schmetterlinge kommen wieder hervor und beleben den Wald und die Flur. Nur das Rauschen der Bäche und die über Felsen herabstürzenden Wasserstrahlen zeigen an, daß ein gewaltiges Ereigniß im Luftmeere stattgefunden. Aber es zerstörte nicht, es diente nur zur neuen Belebung. —

Wer bis Buitenzorg gekommen ist, kann auch eine Besteigung der Vulkane Pangerango und Gedeh unternehmen. Folgen auch wir hier, da der Verfasser diesen Ausflug nicht selbst unternahm, den bekannten Naturforschern der „Novara." Der Weg führt zunächst durch eine reiche, kultivirte Gegend mit herrlichen Reisfeldern, dann durch Kaffeegärten und durch die unbewohnte Wildniß eines Gebirgspasses nach Tschipanas in den Preanger Regentschaften am Fuße des Pangerango. Ein Reitweg ist bis auf den höchsten Punkt gebahnt worden, und obschon derselbe oft überaus steil hinanläuft, so kann man sich doch den kleinen javanischen Pferden ganz sicher überlassen.

Bis zu etwa 4000 Fuß sind die Gehänge des Gebirges frei von Wald. Man sieht kleine Dörfer, reitet über Grasflächen, auf denen Büffel weiden, oder durch Tabak- und Kaffeepflanzungen. Dann beginnt der Wald, in dem man mit Freuden die heimischen Erdbeerfelder begrüßt. Chinapflanzungen treten auf, und der Weg führt durch einen unbeschreiblich großartigen Wald von 80 bis 100 Fuß hohen, schnurgeraden Stämmen des Rasamala-Baumes (Liquidambar Altingiana) weiter.



Heißer Sturzbach auf dem Wege von Tschiburum nach Kadang Badal.
(Nach dem Reisewerke der Novara-Expedition.)

Auf der 1500 Fuß hohen Thalfläche Tschiburum sind für die Reisenden Rasthäuser, die Pasangrahans, gebaut. Steil, bergan, in Zickzacklinien geht es weiter, bis die Reisenden zu dem heißen Schwefelwasserbache Tschi-olok gelangen. Die 45 Grad warme Quelle, gleich bei ihrem Ursprunge ein förmlicher Bach, kommt sprudelnd aus einem Trachytfelsen dicht beim Wege hervor und stürzt brausend und schäumend in eine jäh abfallende, mit den herrlichsten Baumfarrn geschmückte Schlucht, über welche ein schmaler hölzerner Steg führt. Kaum vermag man ein üppigeres, an die Urzeiten der Erdbildung erinnerndes Naturbild zu schauen, als diesen Wald von Baumfarrn, eingehüllt in die warmen Dampfmassen, die von einem vulkanisch heißen Quell aufsteigen, und gleich daneben ein zweiter, in den Abgrund stürzender Bach von kaltem frischen Bergwasser! Verkündet schon die heiße Quelle die Nähe vulkanischen Feuers, so zeugt ein Stein- und Schuttfeld, das hierauf überschritten werden muß, von der verheerenden Macht des nahen Kraters Gedeh, aus dem die unterirdischen Kräfte zwar nicht glühende Lavaströme, aber von Zeit zu Zeit gewaltige Stein- und Schlammmassen emporstoßen, welche, an den steilen Gehängen herabströmend, Alles ringsumher zerstören und verwüsten.

Bei der 7200 Fuß über dem Meere gelegnen Station Kadang Badak ist der sogenannte Versammlungsort der Rhinozerosse; diese Dickhäuter sollen noch immer vereinzelt hier vorkommen, allein durch herannahende Reisende werden die furchtsamen Thiere leicht fortgescheucht. Von hier aus steigt der Pangerango als freistehender regelmäßiger Kegel mit einer Neigung von 25 bis 30 Grad an. Die Luft wird kühler, die Vegetation nordischer. Zwar erscheinen noch immer Baumfarrn, aber zwischen verkrüppelten, zwergartigen Bäumen, die mit Moos überzogen sind und von denen haarähnliche, grangrüne Tillandsien herabhängen. Alle Pflanzen zeigen eine kriechende Tendenz und tragen eine Verkümmerung des Wuchses und Einförmigkeit der Arten zur Schau. Als Dr. Junghuhn im Jahre 1839 zum ersten Male den Gipfel des Pangerango bestieg, flohen schnaubend Rhinozerosse vor ihm davon; jetzt kommen sie dort oben nicht mehr vor.

Der höchste Punkt liegt 9326 Par. Fuß über dem Meeresspiegel und ist durch ein kleines Häuschen geschützt, in dem sich ein großer eiserner Ofen, Tische, Betten und Stühle befinden. Eine der schönsten Blumen, später von Friese Cankremia genannt, die von Junghuhn entdeckte Primula imperialis, welche noch an keinem andern Orte der Erde gefunden wurde, schmückt neben anderen niedlichen Pflänzchen den Gipfel. Als charakteristisches Gewächs des höchsten Punktes kann eine Immortelle, Gnaphalium arboreum, gelten. Durch das Gebüsch schlüpft eine Drossel (Turdus fumidus), welche nebst einem kleinen zierlichen, zaunkönigartigen Genossen der einzige Bewohner der Bergeshöhe ist.

Ungefähr fünfzig Fuß höher als die beiden, am Plateau errichteten Unterkunftshütten erhebt sich eine trigonometrische Signalstange, welche, aus großer Entfernung gesehen, den Landmessern bei ihren Arbeiten an verschiedenen Punkten der Umgebung zur Richtschnur dient. An einem heiteren Morgen, bei wolkenfreiem Himmel, muß man von dieser freien, luftigen Warte aus eine große Fernsicht in die Preanger Residentschaften genießen.

Der Pangerango ist der größte aller erloschenen Eruptionskegel auf Java; er erhebt sich an der Ostseite eines ebenfalls erloschenen ungeheuren Kraterabgrundes. Dicht neben demselben, in einem Abstande von nur einer Meile gegen Südost, und mit diesem durch den 7000 Fuß hohen Rücken Pasce Alang verbunden, ragt ein zweiter Vulkankegel, der Gunong Gedeh, fast zu gleicher Höhe (9323 Par. Fuß) empor. Sein Gipfel ist eingestürzt, und auf dem Boden des großen Einsturzkraters erhebt sich ein neuer, noch niedrigerer Eruptionskegel, mit einem tiefen Kraterschachte, dem thätigen Feuerschlunde des Gedeh. Vom Pangerango aus gesehen, scheint der Gedeh so nahe zu liegen, daß man glaubt, einen Stein gerade in den Krater werfen zu können. Der Geolog der Novara-Expedition, F. v. Hochstetter, bestieg den Gipfel des Gedeh. Der Weg führte ihn über lose Stein- und Schlackenfelder, welche, von niederm Gebüsch und Gras nur spärlich bewachsen, den oberen Theil des Kegels bilden. Ein starker Schwefelwasserstoff-Geruch entsteigt der Solfatara, die unter dem Krater in einer tiefen Waldschlucht liegt. Heiße Wasser- und Schwefelquellen dringen aus dunkeln, am obern Rande schwefelgelb beschlagenen Felsspalten hervor. Hochstetter schildert den Anblick des Kraters und seiner Umgebung, als er oben angekommen war, folgendermaßen:

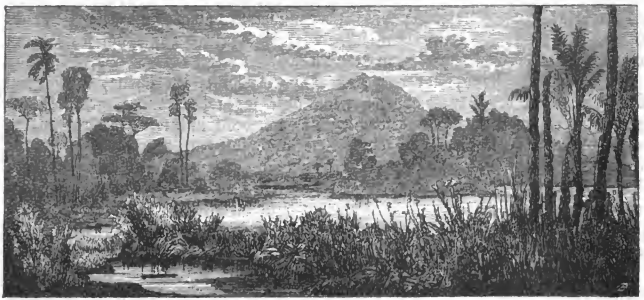
„Kurz vor der Station Kandang Badak führt der Weg vom Reitsteig ab, den wir gekommen waren. Wir mußten nun zu Fuß auf einem ganz verwachsenen, selten betretenen schmalen Pfade emporklimmen, und kamen bald aus dem Walde heraus auf die losen Stein- und Schlackenfelder, welche, von niederem Gebüsche und Gras nur spärlich bewachsen, den oberen Theil des Gedeh-Kegels bilden. Ein starker Schwefelwasserstoff-Geruch kam uns von der Solfatara entgegen, die unter dem Krater in einer tiefen, wilden Felsschlucht liegt. Heiße Wasser- und Schwefeldämpfe drangen hervor aus der dunklen, an ihrem oberen Rande schwefelgelb beschlagenen Felsspalte; wir stiegen mühsam aufwärts und gelangten endlich an den Rand des Einsturzkraters. Welcher Kontrast zeigte sich jetzt, wenn man von hier vorwärts und wenn man rückwärts blickte!

„Rückwärts stand, klar vom Fuße bis zur Spitze, der schöne, üppig grün bewaldete Kegel des Pangerango; vor uns aber lagen öde, wüste, graue Steinmassen, die amphitheatralisch geformte Felswand des Einsturzkraters, regelmäßig aufgebaut aus säulenförmig abgesonderten Trachytblöcken, und unter ihnen der dampfende Eruptionskegel, ein wüster Stein- und Schutthaufen vom buntesten Farbengemenge. Aus dem gewaltigen Schlunde des Einsturzkraters, an dessen nackter Felswand der eine Eruptionskegel angelehnt liegt, zieht sich eine kahle Felsschlucht voll Stein- und Trümmermassen, die der thätige Krater von Zeit zu Zeit auswirft, zur Seite tief hinab, bis sie sich in den dunkeln Waldmassen verliert.

„Wir mußten noch hinabsteigen und dann zum thätigen Krater selbst erst wieder hinaufklettern. Indeß war dies leichter ausgeführt, als wir es uns nach dem Anblick von oben gedacht hatten, und ohne Unfall erreichten wir das Ziel.

„Da standen wir nun am gähnenden Rande eines thätigen Kraters. Wir konnten keinen Schritt mehr vorwärts thun. Ein trichterförmiger Abgrund von 250 Fuß Tiefe lag vor uns, sein Boden mit Schlamm gefüllt, in dem da und

dort gelbliche Wasserpfützen standen. Die uns begleitenden Javanesen behaupteten, daß sie es hier früher nie so ruhig gesehen, und daß der Krater sonst immer voll Dampf gewesen sei. Diesmal stiegen nur aus einzelnen Seitenspalten des Schachtes schwache Wasserdämpfe in die Höhe, sowie sie auch überall aus den Rissen und Spalten an der Außenseite des Kegels hervorbrechen. Nur Wasser, Wasserdämpfe, Schlamm und eckige Gesteinstrümmer, die Schuttmassen der abgestürzten Felsen des Einsturzkraters sahen wir, aber keine Spur von geschmolzenen Lavaströmen, welche der heutige Krater des Gedeh zu Tage gefördert hätte. Die ganze historische Thätigkeit läßt sich mit den Explosionen eines Dampfkessels vergleichen, welcher durch die im Innern des Berges noch nicht erkalteten, im rothglühenden Zustande befindlichen Massen uralter trachytischer Lavaströme geheizt wird, die bei ihrem Hervorbrechen den Vulkankegel selbst aufbauten. Wasser, Schlamm und Steine hat der Berg zu wiederholten Malen bis in die neueste Zeit ausgeworfen, fein zerriebener Sand und vulkanische Asche, die bis nach Batavia flog, auch feurige Steintrümmer und glühender Sand wurden mitgerissen und bildeten die von ferne bewunderten Feuergarben; aber bis zu heißflüssigen Lavaströmen, bis zu rund abgeschmolzenen Bomben hat es der Krater des Gedeh seit Menschengedenken nicht gebracht. Dazu reicht seine innere Lebenskraft nicht mehr hin; er ist eben so in seinem letzten Stadium, im Absterben, wie alle übrigen Vulkane Java's. Es ist die letzte Reaktion des innern Feuers gegen das von außen eindringende Wasser. Selbst die thätigsten Vulkane auf Java, der Gunong Guntur und Gunong Lamongan, werfen nur glühende Gesteinstrümmer und glühende Asche aus, eigentliche Lavaströme hat man nie gesehen."

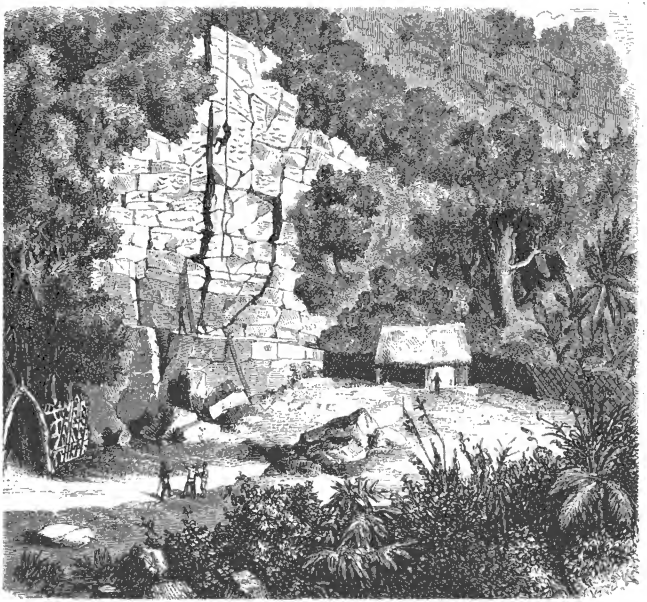


See von Tschicharassa. (Nach dem Reisewerke der „Novara".)

Die Ostasiatische Inselwelt. I. S. 71.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Vulkan Gedeh.



Gua (Höhle) mit den eßbaren Schwalbennestern.

Drittes Kapitel.

Wanderung nach der Südküste.

Java's Fruchtbarkeit. — Bevölkerungszunahme. — Physiognomische Gewächse der gemäßigten Zone. — Die Alang- oder Grasflächen. — Wälder innerhalb derselben. — Schlingpflanzen. — Thierleben in den Alangwiesen. — Pfauen, Begleiter des Tigers. — Verschiedene Arten des Tigers. — Tigerfang. — Die Reiskultur und ihr Einfluß auf den Bewohner. — Reisproduktion im Jahre 1859. — Bewässerung der Reisfelder. — Die Ernte. — Nothwendigkeit der Pflanzenkost in den Tropenländern. — Nachtheiliger Einfluß der Ausrottung der Wälder. — Palmengärten. — Kokospalmen. — Zuckerkultur. — Eßbare Vogelnester und ihre Gewinnung. — Tempel der Göttin Lara Kidul.

Ungern verlasse ich die waldbedeckten Höhen des Salak- und Gedeh-Gebirges, zwischen welchen die wohlgebaute Landstraße über ein Verbindungsjoch weiter nach

Süden führt. Von der Galerie des Hauses des Assistent-Residenten, das auf einem Gebirgsvorsprunge steht, bietet sich eine herrliche Aussicht nach der Ebene, die sich weithin bis an die Südküste Java's erstreckt. In der Ebene aber ist die eigentliche Fülle und der Segen der tropischen Vegetation ausgegossen, dort erzeugt die heiße Sonne, in Verbindung mit der feuchten, aus der Verwesung von Millionen Pflanzen und Thieren entstandenen fetten Dammerde jenen Ueberfluß an Nährstoffen, welcher einer ungeheuren Bevölkerung Lebensunterhalt gewähren kann.

Ungefähr drei Viertel von Java's Oberfläche ist noch mit Urwald und Wildniß bedeckt, und kaum ein Viertel dieses unter allen Inseln des Archipels am meisten kultivirten Landes hat der Mensch seinen Zwecken dienstbar gemacht. Dieser kleine Theil aber genügt nicht nur, um für dreizehn Millionen Menschen reichliche Nahrung zu erzeugen, sondern auch fast ganz Europa mit Kaffee zu versorgen, viele Millionen Pfund Zucker, Indigo und eine Fülle anderer Produkte zur Ausfuhr zu liefern.

Die Bevölkerungszunahme von Java im Laufe dieses Jahrhunderts ist staunenerregend und dürfte, ohne daß bedeutende Einwanderungen, wie dies in Nordamerika der Fall ist, Statt haben, in wenigen anderen Ländern in gleichem Maße gefunden werden. Wollen wir die Zählung der javanischen Bevölkerung vom Jahre 1780, nach welcher dieselbe etwas über 2 Millionen Seelen betrug (2,029,000), auch außer Acht lassen, so verdient doch sicher die Angabe des englischen General-Gouverneurs Sir Stamford Raffles volles Vertrauen, wenn er die Bevölkerung Java's im Jahre 1812 auf 4,800,000 Seelen angiebt. Seit jener Zeit hat sich Java's Bevölkerung in folgender Weise vermehrt: 1824: 6,300,000 Einwohner; 1838: 8,100,000 Einwohner; 1850: 9,500,000 Einwohner; 1859: 12,300,000 Einwohner; 1864: 13,649,680 Einwohner.

Welche Thätigkeit, Umsicht und Ordnung in der Verwaltung der unmittelbar unter den Holländern stehenden Länder gegenwärtig herrscht, kann schon daraus entnommen werden, daß alljährlich mittels der genau geführten Geburts- und Sterbelisten der Stand der Bevölkerung aufgenommen wird, während selbst in den civilisirtesten Ländern Europa's nur alle drei Jahre eine Zählung stattfindet.

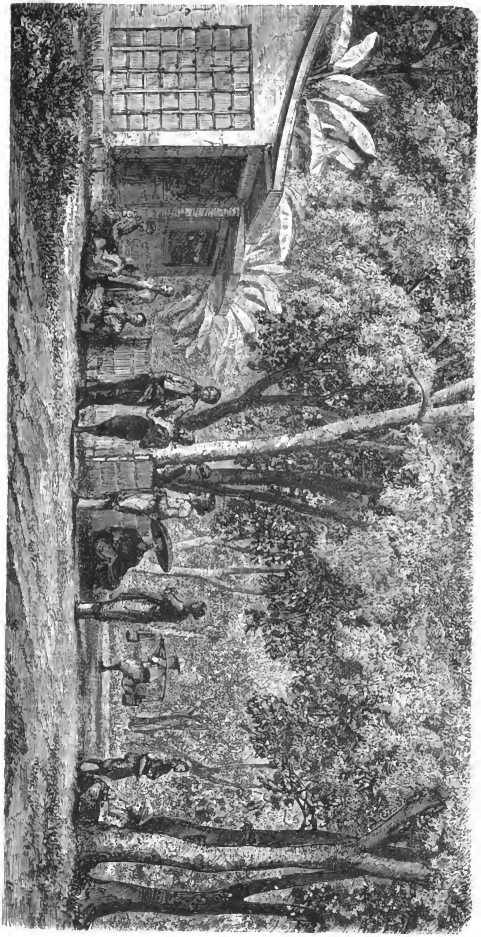
Auf unserm Marsche nach der Südküste befinden wir uns zunächst noch in der gemäßigten Region, in einer Höhe zwischen 4000 und 2000 Fuß, die durch eine eigenthümliche Vegetation ausgezeichnet ist. Vor Allem zieht der Riese aller javanischen Bäume, der stolze Rasamala-Baum (Liquidambar Altingiana), unsere Bewunderung auf sich. Er erhebt sich bis zu 180 Fuß, ragt daher weit über alle Bäume des Waldes hervor und zeichnet sich durch seinen schlanken, glatten Stamm aus, an welchen weder Schlingpflanzen noch Schmarotzergewächse sich wagen. Zur Zeit der Blüte erscheint die kugelförmige Krone durch die zahlreichen männlichen Blüten röthlich gefärbt. Dieser Baum, sowie der zu den Ternströmiaceen gehörige, mit großen weißen Blumen gezierte Puspa-Baum (Gordonia Wallichii), welcher ebenfalls in diesen Höhen gefunden wird, wächst gleich unsern Waldbäumen gesellig und nicht wie die meisten anderen der Tropenländer vereinzelt. Es giebt auf Java ausgedehnte Rasamala- und Puspa-Wälder, doch sind

beide Bäume in neuerer Zeit zu Hunderttausenden gefällt und der urbar gemachte Platz zu Kaffeegärten verwendet worden.

Wenn wir die Hauptstraße verlassen und tiefer in den Wald eindringen, erblicken wir manche, nur auf diesen Höhen wachsende Feigen-Arten, wie **Ficus tricolor, F. valida, F. oligosperma.** Auch Bäume, zur Familie der Anonaceen und Myristiceen gehörig, findet man hier. Merkwürdig ist ein zu den Kompositen gehöriger Baum, eine Familie, die in Europa nur durch kraut- oder höchstens strauchartige Gewächse vertreten ist. Ich spreche nämlich von der etwa 50 Fuß hohen **Leucomeris** oder **Vernonia javanica.** Zu den Bäumen, die eine riesige Größe erlangen und die daher den Rasamala-Bäumen an Höhe am nächsten stehen, gehören die **Thespesia altissima,** eine Malvacee, **Corarium altissimum** und der stattliche **Dipterocarpus trinervis.** Die Pracht und Majestät dieser und vieler anderen Gewächse, verbunden mit der ätherischen, durch balsamische Düfte erfüllten Frühlingsluft, macht auf den Reisenden einen erhebenden Eindruck.

Doch alle die genannten Bäume verschwinden allmälig, je mehr wir uns gegen die Ebene wenden und in die heiße Zone eintreten. Aber ehe wir das schattige Laubdach des Waldes verlassen, um hinab zu steigen in die brennend heißen Grasflächen mit ihrem eigenthümlichen Thierleben, winkt uns noch eine Herberge, ein Wajong, an dem wir und die uns begleitenden Javanen Rast halten, um uns zu stärken für die beschwerliche Wanderung, die uns bevorsteht. Noch einmal werden uns die saftigen, erfrischenden Mangostan-Früchte geboten; für wenige Kupfermünzen nehmen unsere Leute ein reichliches Mahl Reis ein, noch einmal schlürfen wir die erquickende Frische der Waldesluft und dann — muthig hinein in den Grasozean, das Gebiet des Tigers!

Weite Alangfelder breiten sich jetzt mit oft zwei Ellen hohem Gras aus. Dieses letztere ist aber nicht das milde, weiche, welches in unserer Heimat der erste Frühlingsstrahl nach geschmolzenem Schnee hervorruft, sondern es sind Stengel, die meistens der Gattung Saccharum, dem Zuckerrohr, angehören, mit dickem, später sich verholzendem Stengel. Das verbreitetste Alanggras ist das **Saccharum Koenigii,** dann das **Saccharum spontaneum,** welches 10—12 Fuß Höhe erreicht. Nur mühsam windet sich der Wanderer durch dasselbe, indem er sich mit dem Hackmesser erst seinen Weg bahnen muß. Außer den Saccharum-Arten finden sich in der Alangfläche noch Anthistiria-Arten, die 4—8 Fuß hoch werden. Von der Ferne gesehen haben die Grasebenen nicht das frische, freundliche Ansehen unserer fetten Wiesen mit freundlichen Blumen, die das Auge erfreuen; sie erscheinen vielmehr glänzend grau und der Wind bewegt sie wogenförmig, wodurch sie den Anblick der silbernen Meeresfläche erhalten. Man kann sich denken, daß die Wanderung durch diese Fläche, wenn sie nicht, was häufig der Fall ist, durch Waldungen gruppenweise unterbrochen ist, äußerst beschwerlich und lästig fällt. Denn, abgesehen von dem mühsamen Durchdringen durch die Alangstengel, ist die Hitze am Grunde dieses Grasmeeres, wo man den Luftstrom nicht direkt fühlt und die Wärme von den zahllosen Stengeln zurückprallt, sehr bedeutend und steigt in den Mittagsstunden oft auf 32° R. im Schatten. Außerdem streifen die scharfen Rispen der



Javanische Herberge Wajong.

Gräser an Wange, Stirn und Kinn, verursachen Schmerz und Hautwunden, so daß man nach einer Wanderung von einigen Stunden durch das Alanggras arg zugerichtet aus demselben hervorkommt.

Wie Inseln oder Oasen in der Wüste, liegen mitten im Alangfelde oft Waldgruppen zerstreut. Ob die Natur die Wäldchen so inselförmig mitten in dies Grasfeld gepflanzt, oder ob der Mensch die Ursache dieser eigenthümlichen Vertheilung der Gras- und Waldvegetation ist, bleibt an vielen Orten unaufgeklärt. Der Javane hat die Alangfelder oft dadurch erzeugt, daß er die früher hier vorhandenen Wälder ausrottete. Möglich, daß die gruppenweise im Alangfelde zerstreuten Wäldchen noch Ueberbleibsel des einst großen und zusammenhängenden Waldes sind, den das Beil einst vernichtete.

Die Alangfelder sind aber für den Landmann sowol als für den Wanderer lästig. Für erstern wegen der vielen schädlichen Thiere, welche dieselben einschließen, für letztern aus den schon angeführten Gründen. Vergebens sucht der Javane unn auch die Alangfelder zu vernichten, indem er sie während des Ost-Mussons anzündet und so die Gräser zu vertilgen trachtet. Es entstehen ungeheure Wiesenbrände, die auch zahllose Bäume versengen und die Luft weit und breit mit Rauch erfüllen, aber der beabsichtigte Zweck wird nicht erreicht. Sobald der West-Musson mit seinem reichlichen Regen eintritt, schießen die nicht verbrannten Wurzeln der Gräser, oder auch die von anderwärts dahingewehten Samen, von Neuem auf und das Alanggras erhebt sich auf der jetzt durch die Asche der verbrannten Pflanzen gedüngten Erde noch üppiger als zuvor.

Die Bäume im Alanggrase sind nicht sehr hoch und gehören ganz anderen Arten an, als diejenigen, die wir auf den Höhen der Gebirge kennen gelernt haben. Wir finden hier einen zu den Euphorbiaceen gehörigen Baum, **Rottlera tomentosa** und **R. floribunda**, ferner **Bauhinia tomentosa, Diospyros Melanoxylon** und andere Bäume. Insbesondere sind es viele Bambu-Arten, die unsere Aufmerksamkeit anziehen. In den Waldgruppen dieser Region wachsen der stachlige Bambu, **Bambusa Blumeana (Bambu Duri mal.)**, ferner **Bambusa vulgaris, B. Bitung.**

Um die Bäume und Sträucher winden sich in dichtem Gewirre zahlreiche Schlingpflanzen, welche den Hauptstamm oft ganz unkenntlich machen, so daß man die Blüten und Früchte der ersteren für jene des Baumes hält. Wir nennen hier nur **Modecca obtusa** und **cordifolia Bl.**, die sich bis an den Gipfel der Bäume drängt und deren schöne, scharlachrothe Früchte dem Wanderer sogleich auffallen. Viele der Schlingpflanzen mit langen, schlanken Stengeln werden zu Stricken und Tauwerk benutzt, während andere zu Flechtwerk verschiedener Art dienen.

In dem Alanggrase und in den benachbarten Wäldern macht sich aber auch das Thierleben bemerklich. Außer zahlreichen kleinen Vögeln, die ihre Nester oft an den überhängenden Stengeln der dicken Grashalmen befestigen, finden sich hier viele Hirsche (**Cervus Russa**) und noch mehr Schweine (**Sus vittatus**). Da letztere von den muhamedanischen Javanen nicht verzehrt werden, mehren sie sich oft in ungeheurem Grade und fügen den Zuckerfeldern argen Schaden zu. In Folge dessen ist man genöthigt, durch großartige Treibjagden ihre Zahl zu vermindern, wobei oft mehrere tausend Stück erlegt werden.

Einen eigenthümlichen Anblick bieten die vielen kahlen, regelmäßig geformten Hügel von ein bis zwei Fuß Höhe, die sich bei näherer Betrachtung als die Wohnungen der berüchtigten Termiten erweisen. Zu Millionen hausen diese Feinde aller zernagbaren Dinge in diesen Erdhaufen, doch so, daß jedes Thier seine eigene Zelle aus Lehm erbaut. Dieser gefürchtete kleine Zerstörer führt auf Java den Namen „weiße Ameise"; es ist jedoch eine Termitenart (**Termes fatalis**). Alles Holzwerk, Möbel, Tau- und Lederwerk, Wollen- und Leinenzeug, Nichts ist vor ihrer Zerstörung sicher; ja man erzählt sich, daß ein Beamter auf Java, dessen Kasse zufällig um zehntausend spanische Thaler weniger enthielt, als den Rechnungen

gemäß hätten vorhanden sein sollen, sich damit ausredete, daß die weißen Ameisen (de witte mieren) sich über die blanken Thaler gemacht und sie aufgefressen hätten.

Wilde Hähne (Gallus furcatus) sieht man häufig in den Alangfeldern und den benachbarten Gebüschen. Auch der prächtige Pfau hat hier seine Heimat. Der Anblick dieses schönen Vogels erregt aber in der Alangwildniß ein unheimliches Gefühl, denn es hält sich der Pfau in der Regel in der Nähe des Tigers auf. In der That lauert dieses fürchterliche Thier während des Tages häufig in dem hohen Grase, während es nach Untergang der Sonne auf Raub ausgeht. Daß ihm letzterer bei der großen Anzahl von Hirschen und Schweinen nie mangelt, erhöht kaum die Sicherheit des einsamen Wanderers. Nur wenn man zahlreiche Begleitung bei sich hat, ist es nicht wahrscheinlich, daß das gesättigte Thier den zweifelhaften und unnöthigen Kampf gegen den Menschen wagen wird.

Die Javanen unterscheiden mehrere Arten des Tigers, den sie mit dem allgemeinen Namen „Mung" belegen. Matschan ist der malayische Name für „Tiger", während man auf Sumatra ihn „Hariman" nennt. Die gefährlichste Tigerart heißt „Mung gedeh." Er ist außerordentlich groß und stark und findet sich vorzüglich in der Residentschaft Bantam. Rinder, Hirsche und Schweine sind sein liebster Raub, während er Hunde verabscheut. Seine Körperstärke ist ungeheuer. Er schleppt im Maul einen Büffel fort und springt damit über Gräben und Bäche; für den Menschen ist er äußerst gefährlich, besonders wenn er einmal mit Erfolg einen Anfall gemacht hat. Eine zweite Tigerart ist der Mung-Malang-Bong, welcher gelb und mit großen schwarzen Ringflecken verziert ist. Er verfolgt junge Rinder, Hirsche, Schweine, Moschusthiere, selten Menschen. Etwas kleiner als die genannten beiden Arten ist der röthliche, unregelmäßig schwarz gestreifte Mung-Santschong. Er jagt Ziegen und Hunden besonders gern nach; während der Nacht schleicht er sich in die Wohnungen und überfällt die Hausthiere oder auch die menschlichen Bewohner im Schlaf. Selten geschieht es, daß er, durch Lärm erschreckt, seine Beute wieder fahren läßt. In diesem Falle begnügt er sich damit, ein Stück aus dem Körper eines Thieres herauszureißen.

Unter „Mung-Tutul" ist auf Java der Panther (Felis pardus) bekannt. Der Mung-Kumbung ist durch seine völlig schwarze Farbe zu erkennen. Die kleinste Tiger- oder Pantherart Java's ist der „Mung Krut" (schreiender Tiger), so genannt wegen seines heftigen Gebrülles. Er hat eine rothgelbe Farbe und jagt vorzüglich Hunden und kleinen Thieren nach. Seit undenklichen Zeiten haben die Bewohner Java's gegen den Tiger gekämpft, ohne daß es ihnen gelang, dieses fürchterliche Raubthier gänzlich aus dem schönen Eilande zu bannen. Sie bemächtigen sich des Tigers auf zweierlei Weise: entweder fangen sie ihn in Fallen, was jedoch selten mit Erfolg geschieht, oder sie jagen ihn im Freien. Der Fangapparat besteht aus einer hohen, wohlbefestigten Umzäumung von Bambu-Stämmen, innerhalb welcher man frisches Fleisch oder ein lebendes Thier anbringt. Sobald der Tiger während seiner nächtlichen Streifzüge den Köder wittert, springt er darauf los; aber indem er sich seiner Beute bemächtigt, zieht er an einem

Haken, es fallen die Holzstämme hinter seinem Rücken nieder und man findet ihn am folgenden Tage gefangen.

Macht eine Tigerbrut die Gegend besonders gefährlich, dann wird die gesammte waffenfähige Mannschaft des Distriktes zu einer großen Treibjagd aufgeboten. Aber auch einzeln ziehen kühne Jäger aus, um den Tiger zu erlegen. Es klingt fast fabelhaft, und dennoch ist es Thatsache, daß mancher Javane allein, blos mit einem Kriß (javanischen Dolch) bewaffnet, auf die Tigerjagd geht und nicht selten so glücklich ist, ein Thier in seinem Schlupfwinkel zu erlegen.

Bekannt ist nämlich, daß der Tiger trotz seiner Stärke und Mordlust dennoch furchtsam ist, und vor jenem Feind sich zurückzieht, der kühnen Schrittes ihm entgegengeht.

Daß der Tiger auch vor der menschlichen Stimme und vor lautem Geschrei zurückweicht, dafür wollen wir ein wohlverbürgtes Beispiel beibringen. In seinen „Reisen durch Java" erzählt Junghuhn, daß er beim Durchstreifen der Umgegend des Dorfes Dschurang-Urang mit einigen Eingeborenen plötzlich drei Tigern gegenüberstand, welche vor ihm im Gebüsch aufsprangen. „Zwei von ihnen nahmen die Flucht und entschwanden schnell unseren Blicken; man hörte nur noch einige Sekunden lang das Geräusch der zerknickten Baumzweige, über die sie sprangen; der dritte aber, ein großer Königstiger, blieb, die Zähne fletschend, dicht vor mir stehen.

„Man denke sich meinen Schreck! Alle meine javanischen Begleiter waren wegen Ermüdung in dem Dorfe zurückgeblieben und nur zwei Maduresen mir bis hierher gefolgt. Diese hielten kleine Hackmesser in den Händen, ich selbst war nur mit einem dünnen Bambusstabe bewaffnet. Ein tödtlicher Schrecken malte sich auf den Gesichtern der Maduresen, sie standen stumm und unbeweglich, und mir, der ich noch keinen Tiger so nahe in der Wildniß gesehen hatte, war ganz eigenthümlich zu Muthe. Doch fühlte ich mich durch eine Art Instinkt gedrungen, den Tiger anzuschreien, was ich aus allen Leibeskräften that — die Maduresen halfen mir — und siehe da, der Tiger, dessen Trommelfell unser Konzert, wovon die Felsen widerhallten, keineswegs zu behagen schien, sprang auf und entfloh mit Windeseile."

Die holländische Regierung hat im Interesse der Ausbreitung der Landeskultur von jeher auf die Vertilgung der Tiger auf Java und im übrigen Archipel ein besonderes Gewicht gelegt und einen Preis für jeden Tiger ausgesetzt, der lebendig oder todt den Behörden eingeliefert wird.

Wir haben die Waldungen, welche die Bergabhänge begrenzen, sowie die Alangfelder passirt. Vor unseren Blicken breiten sich mächtige Reisfelder aus, welche der Fleiß der Javanen mit der größten Sorgfalt kultivirt. Seit uralten Zeiten beschäftigt sich der Javane mit Landbau, und keine Insel des Archipels ist, wenngleich die klimatischen Verhältnisse derselben die nämlichen sind und auch die Fruchtbarkeit des Bodens nichts zu wünschen übrig läßt, in solchem Grade für die Kultur-Gewächse gewonnen und besitzt eine verhältnißmäßig so große

Bevölkerung, wie Java. Sowie aber noch jetzt der Reis das Hauptnahrungsmittel des Javanen bildet, so war es auch vorzüglich der Reisbau, der ihn seit einer Reihe von Jahrhunderten beschäftigte. Ja, selbst auf die religiösen und besonders die politischen Verhältnisse des Javanen übte der Reisbau einen bedeutenden Einfluß aus. In den alten Mythen und der Götterlehre der Javanen spielt derselbe eine Rolle, und auch im javanischen Olymp scheint der Reis als Hauptschüssel eingeführt zu sein. Die vielerlei, oft sehr beschwerlichen und mit bewundernswerther Geschicklichkeit ausgeführten, zum Reisbau gehörigen Arbeiten, insbesondere die Bewässerung der Felder, wobei das Wasser von den Höhen nach den Niederungen in der Art geleitet werden muß, daß alle Felder gleichmäßig der Bewässerung theilhaftig werden, alles Dies betrachtet der Javane als eine religiöse Pflicht und als ehrenvolle Beschäftigung.

Reispflanze.

Auf das soziale und politische Verhältniß des Javanen hatte der Reisbau insofern einen mächtigen Einfluß, als der einzelne Landbauer bei den künstlich bewässerten Feldern nicht blos auf seine eigenen Arbeiten angewiesen ist, sondern nothwendig im Einverständniß mit den Nachbarn seine Arbeiten vollführen muß.

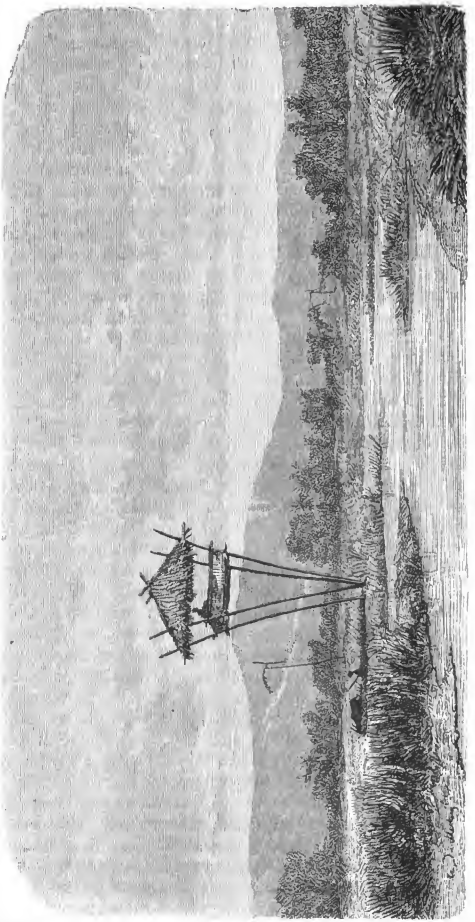
Da die Bäche und Wasserleitungen, die eine Gegend berieseln, ihre Feuchtigkeit den Feldern verschiedener Besitzer spenden, so sind diese auch zur gemeinschaftlichen Instandhaltung der Bewässerungs-Einrichtungen verpflichtet und stehen unter den Befehlen des Ortsvorstandes oder Kapala-Kampong, der die Arbeitszeit und die an die Reihe kommenden Personen bestimmt. Auf seinen Befehl werden die Saaten eingesetzt und bewässert, sowie auch auf seinen Befehl die Entwässerung und endlich die Ernte stattfindet. Der Javane ist daher gewohnt, unter Aufsicht eines Vorstehers seine landwirthschaftlichen Arbeiten zu verrichten. Schon darin liegt das Naturgemäße und Vernünftige des Kulturssystems von v. d. Besch, welcher den Javanen in derselben Weise unter Leitung ihres Kapala-Kampong zum Anbau von Kaffee, Zucker und den übrigen zum Monopol der Regierung gehörigen Produkten anhielt, wie er seit Jahrhunderten den Reis unter der Aufsicht desselben Vorstandes anzubauen gewohnt war. Der Bevölkerung ist hierdurch eine neue Quelle des Erwerbes zugeflossen, und die Regierung gewinnt durch die Produkte namhafte Summen.

Nach den Berichten aus Java vom Jahre 1860 betrug die Zahl der auf Java mit Landbau beschäftigten Ortschaften (Dessa und Kamponge) 33,586.

Junghuhn's Ueberraschung durch den Königstiger.

Ohne Landbau, also von Jagd, Fischerei und Handel, leben 1348 Ortschaften. Die Zahl der mit Landbau sich beschäftigenden Familien betrug 1,444,000, um 46,000 Familien mehr als im Vorjahre. Unter diesen statistischen Angaben, sowie unter allen folgenden, sind aber die vier Residentschaften Batavia, Buitenzorg, Dschokdschokarta und Surakarta nicht mit begriffen, weil in diesen Bezirken die Länder ganz frei und dem bei den übrigen Residentschaften angewandten Kultursystem nicht unterworfen sind. Die oben genannten Ackerbau treibenden Familien bebauten eine Fläche von etwa 2 Millionen Bouw (1 Bouw = 500 rheinl. □ Ruthen); diese Felder gaben einen Ertrag von über 32,000,000 Pikul Reis (1 Pikul = 125 Amsterd. Pfund).

Diese ungeheure Quantität kann im



Reisfelder-Wache.

Lande nicht verzehrt werden, und da der Handel mit diesem Produkt gänzlich freigegeben ist, so sind es europäische und amerikanische Schiffe, welche auf Java Ladungen Reis einnehmen, um sie nach anderen Welttheilen abzusetzen.

Schon aus den Benennungen des Reises in seinen verschiedenen Zuständen kann man erkennen, daß die Reiskultur auf dem Indischen Archipel seit undenklichen Zeiten eingebürgert ist. Die Reispflanze selbst (Oryza sativa) heißt in der malayischen Sprache Padi, der enthülste Reis oder die Körner Boas und der gekochte Reis Nassi. Ebenso ist die Benennung des zur Reiskultur verwendeten Bodens verschieden. Jene Felder nämlich, welche jährlich ein oder zwei Mal überschwemmt werden können, werden Sawah genannt. Hingegen heißt man Tipar jene Gebirgsgegenden, denen das für die junge Reispflanze nöthige Wasser noch künstlich zugeführt werden muß. Endlich werden jene Felder, welche der künstlichen Bewässerung entbehren und auf den Regen angewiesen sind, daher nur während des West-Musson bepflanzt werden können, Umah genannt. Gajah endlich heißen Reisfelder, welche an der Stelle ausgerodeter Wälder angelegt werden.

Der Reis verträgt während seiner Entwickelung zwar keine sehr niedrige Temperatur, doch bedarf er keineswegs anhaltender Hitze, weshalb denn die Kultur dieser wichtigen Pflanze bis zu Höhen von 2500, ja selbst 3000 Fuß über die Meeresfläche hinaufreicht. Der Javane führt seine Wasserleitungen von den Quellen nach den Bergen, wo die Reisfelder terrassenförmig angelegt sind und von höheren Stufen zu den niederen kleine Wasserfälle herabrauschen. Die jungen Reispflanzen stehen, bis sie eine Höhe von etwa $1^1/_2$ Fuß erreicht haben, im Wasserbade, und die ganze Ebene ist zu jener Zeit in einen See verwandelt, worin eine Unzahl von Reihern (Ciconia leucocephala und andere Arten) herumspazieren. Nun läßt man das Wasser ablaufen, die heißen Sonnenstrahlen entziehen dem Boden alsbald seine Nässe, und die Gegend gewinnt ein ganz anderes, freundliches Ansehen. Es sind unabsehbare, grüne, später gelbe Ebenen und Hügel, die sich bis zur Region der gemäßigten Zone hinanziehen. Die Reiher sind verschwunden, dafür sieht man zahllose Schwärme von sogenannten Reisdieben (Fringilla oryzivora), spatzengroße niedliche Vögel mit schwarzen Köpfchen, welche sich an den jungen Körnern gütlich thun. Zur Abwehr der die Saaten dezimirenden Vögel ziehen die Javanen Stricke, die sie netzförmig über die Felder ausspannen und an welchen klappernde Gegenstände angebracht sind. Inmitten der strahlenförmig nach allen Seiten auslaufenden Stricke sitzt in einem kleinen Hüttchen der Feldwächter, wie die Spinne im Centrum ihres Gewebes. Von Zeit zu Zeit zieht er an den Strängen, und sogleich bewegen sich alle durch die Felder laufenden Stricke mit ihren klappernden Vorrichtungen, worauf dann die Schar der kleinen Diebe in die Höhe fliegt, um bald wieder ihr unterbrochenes Gastmahl fortzusetzen.

Sobald der Reis die nöthige Reife erlangt, giebt der Kapala Kampong das Zeichen zur Ernte. Freudig ziehen Männer, Frauen und Kinder hinaus in's Feld; erstere schneiden die Halme mittels langer Messer und legen sie in Bündeln auf Matten, auf denen Frauen und Kinder mit Stöcken die Dreschарbeit beginnen. Die Enthülsung von den Spelzen geschah bis vor wenigen Jahren durch Stampfen

des Reises in einem ausgehöhlten Holzpflocke, wobei die Spelzen davonfliegen. In neuerer Zeit sind aber zu diesem Zwecke eigene Mühlen errichtet worden, welche dieses Geschäft ungleich rascher und vollkommener verrichten. Der Genuß nicht gut gesäuberten Reises soll nach der Versicherung der Javanen Augenkrankheiten hervorbringen.

Die Europäer haben von den Inländern den Genuß des Reises und seine Benutzung als Hauptnahrungsmittel angenommen und befinden sich wohl dabei; denn im Tropenlande ist es dem Menschen durchaus nöthig und zuträglich, sich vorherrschend der Pflanzenkost zu bedienen.

Die Kultur des Reises nimmt von Jahr zu Jahr mit der Steigerung der Bevölkerung zu, und zwar auf Kosten der Urwälder. Aber die waldgekrönten Häupter der Gebirge und Hügel sind nicht nur eine prachtvolle und reiche Bekleidung des Landes, der das künstliche Kleid der Kulturgewächse an Schönheit und Erhabenheit nicht zur Seite gestellt werden kann, sondern sie sind auch für den Bestand der günstigen klimatischen Verhältnisse, also auch für die Kulturgewächse, ja für die Existenz des Menschen, von großer Wichtigkeit. Denn nur den ausgedehnten Wäldern Java's ist es zu verdanken, daß besonders in den Centraltheilen der Regen sich nicht blos auf die Zeit des West-Musson, die eigentliche Regenzeit, beschränkt, sondern sich gleichmäßig auf das ganze Jahr vertheilt. Gerade diese von Zeit zu Zeit fallenden, nicht allzuheftigen Regen sind es, welche die Fruchtbarkeit des Landes bedingen und die Quellen und Bäche speisen, während nach den heftigen Musson-Regen das Land nach wenigen Wochen ausgetrocknet ist.

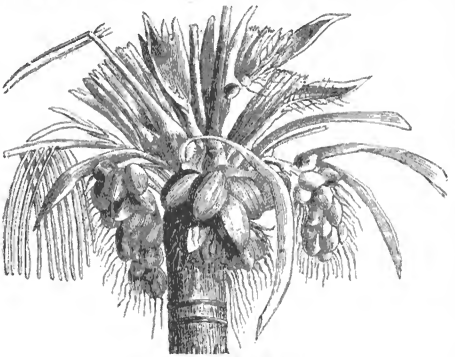
Alljährlich mehrt sich die Zahl der Landstrecken, die in Java für die Kultur gewonnen werden. So wurde auch im Jahre 1859 eine Waldfläche von 9543 Bouw (ungefähr 17,000 Tagwerk) ausgerodet. Wo ist aber der Ersatz, der dem Lande für den hieraus entstehenden Verlust an befruchtendem Wasser geboten wurde? Man glaubt der Kultur zu dienen, wenn man so viel Land als möglich für den Anbau des Reises, des Kaffees, Zuckers ꝛc. gewinnt und die „Wildniß" vermindert; aber wenn man in dieser Weise fortfährt, so wird bald eine Zeit kommen, wo der Landmann nicht Wasser genug haben wird, um seine Reisfelder zu bewässern, und er wird auf die einmalige Ernte des West-Musson beschränkt sein, wohingegen er gegenwärtig zweimal im Jahre erntet.

Zwar sorgt die Regierung allerdings auch für Anpflanzung von Dschati-Bäumen (Tectonia grandis). Im Jahre 1859 wurden von diesem nützlichen und schönen Baum, der zu den geselligen Gewächsen gehört, $1^1/_2$ Millionen auf Java angepflanzt; aber diese Pflanzungen ersetzen nur die aus den Dschatiwäldern genommenen Tausende von Stämmen, nicht aber die Millionen Bäume, die man an andern Orten aus den Gebirgswäldern entfernte. — Möge man daher bei Zeiten mit der Zerstörung der Wälder Einhalt thun, bevor der Nachtheil allzu empfindlich wird!

Wir schreiten in unserer Wanderung gegen die Südküste vorwärts und befinden uns bereits auf tertiärem Grunde, was schon die Form der Hügel und Berge uns ankündigt. Auf trocknem, felsigem Grunde, sowie zwischen den Felstrümmern des Strandes wächst in Fülle die schon öfter erwähnte, als Kulturpflanze höchst wichtige Kokospalme (Cocos nucifera). Die flachen, kleinen, zu Hunderten

die indischen Meere bedeckenden Koralleninseln, die aus der Tiefe des Meeres hervorragenden Kegelspitzen, sammt dem felsigen Küstensaum der größern Inseln, sind großentheils mit Kokospalmen bestanden. Seit vielen Jahren wird dieselbe, besonders in der Residentschaft der Preanger Regentschaften, in großen Parken gepflanzt und darüber, wie über alle wichtigeren Kulturpflanzen auf Java, genaue Register gehalten.

Nach einer langen Wanderung in der heißen Sonne ist die süße Kokosmilch ungemein erquickend, und die javanische Nuß liefert davon in der Regel etwa eine halbe Maß. Die ostindische Nuß ist überhaupt weit schmackhafter und reicher an Saft und Kern als die westindische oder surinamische. Als Handelsartikel dient vorzüglich das aus dem Kerne gepreßte Oel. Das Kokosnußöl ist als feines, in der Küche statt der Butter zu verwendendes Fett nur in ganz frischem Zustande zu gebrauchen, da es nach einigen Tagen schon einen unangenehmen ranzigen Geruch bekömmt, der jedoch seinen Gebrauch als Brennöl nicht hindert. Man kocht daher für den Gebrauch in der Küche in jedem Hause täglich den frischen weißen Kern mit Wasser aus, wodurch sich das Oel abscheidet und auf der Oberfläche schwimmt. Nach den Berichten vom Jahre 1859 waren auf Java und Madura, ohne die Residentschaften Batavia, Dschokdschokarta und Surakarta $17\frac{1}{2}$ Millionen Kokospalmen gepflanzt, von welchen jedoch $10\frac{1}{2}$ Millionen noch keine Früchte trugen. Doch liefern alle diese Palmen nicht genug Oel, um den Bedarf Java's zu decken. Die Inseln Bali und Sumanap sind es vorzüglich, die Java damit versehen.



Die Krone der Kokospalme.

Angrenzend an die Reisfelder zeigt sich uns eine andere, wohlbekannte Kulturpflanze; es ist das Zuckerrohr (Saccharum officinarum), eine eigentliche Tropenpflanze, die nur bis zu 1000—1500 Fuß über der Oberfläche des Meeres gedeiht. Der Anblick eines Zuckerrohrfeldes gewährt, besonders wenn das Ried noch jung ist, einen ungemein lebendigen und frischen Anblick. Später, wenn das Ried die Dicke eines Zolles und darüber erlangt, hört man beim Wehen des Windes ein eigenthümliches Rauschen in den Zuckerrohrfeldern, das weithin vernehmbar ist.

Zum Anbau des Zuckerrohrs eignen sich vorzüglich die Alluvialgründe, die stark bewässert werden können. Dieser Grund heißt auf Java Tanna tenabang, während der mehr trockene Lehmgrund Tanna besar genannt wird. Man kennt

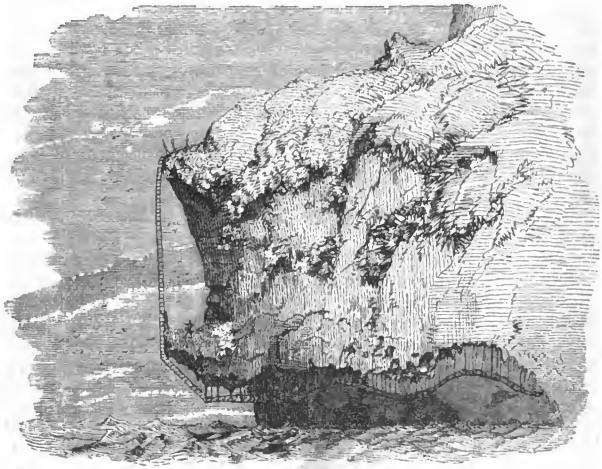
auf Java verschiedene Varietäten des Zuckerrohrs, die sich durch ungleiche Menge an Zuckerstoffgehalt unterscheiden und wol nur durch auf verschiedenen Ländereien fortgesetzte Kultur erzeugt wurden. Von diesen Arten sind das Dschapara-Ried, das Awu und Klapa die vorzüglichsten. Hat das Rohr die gehörige Höhe von 8—10 Fuß erreicht, so darf man nicht lange säumen, um es für die Zuckerbereitung zu gewinnen. Denn unmittelbar vor der Blüte enthält das Rohr den meisten Zuckerstoff. Schon stehen am Rande des Ackers die javanischen Karren mit ihren massiven Rädern, bespannt mit zwei kräftigen Karbauen (Bos Caribo oder bubalus), während mehrere Schnitter das Rohr einige Zoll über dem Boden abschneiden und zu Bündeln zusammenbinden. Die Karren ziehen dann in langen Reihen nach den einsam stehenden, gewöhnlich von europäischen Familien bewohnten Zuckermühlen. Dort drehen sich, entweder durch die Gewalt des fließenden Wassers oder durch Dampf in Bewegung gesetzt, zwei gewaltige Eisencylinder gegen einander, zwischen welche das Rohr gepreßt und seines ganzen Inhalts an Saft beraubt wird, der in eine unten stehende Zinnkiste fließt. Die weitere, ziemlich einfache Bereitung des Zuckers ist bekannt. Bemerkenswerth ist nur, daß auf Java der fein raffinirte (Hut-) Zucker nicht fabrizirt wird. Diese letzte Hand an den Zucker zu legen, hat sich Holland für seine einheimischen Raffinerien selbst vorbehalten. Es ist daher allerdings eigenthümlich, daß man im Lande des Zuckerrohrs den feinen Zucker von Europa beziehen muß.

Dem holländischen Handel zu Liebe werden noch manche andere unnatürliche und gewaltthätige Maßregeln ergriffen, die an jene der weiland ostindischen Compagnie erinnern. So ist es auf Java nicht erlaubt, den Weinstock in größerem Maßstabe anzupflanzen, obgleich er trefflich, besonders in den Höhen von 2000—3000 Fuß gedeihen würde, und zwar ist dieses Verbot deshalb erlassen, um dem Handel, der gegenwärtig von Holland nach Ostindien vorzüglich mit französischem Wein geführt wird, keinen Eintrag zu thun. Unseres Bedünkens aber würde Holland besser thun, auf den eigenen ostindischen Besitzungen einen wahrscheinlich ganz vortrefflichen Wein zu gewinnen und den eigenen Bedarf sowol zu decken, wie auch dem Auslande das Produkt zuzuführen, als bedeutende Summen hiefür nach Frankreich fließen zu lassen. —

Die Zuckerkultur auf Java gehört zu den Monopolen der Regierung, und dieselbe wird, zum Theil wenigstens, unter der Aufsicht der europäischen Beamten betrieben. Das gewonnene Produkt wird in die Regierungsmagazine zu einem bestimmten Preis, bei welchem der Landmann sowol seine Mühe wohlbelohnt findet, als auch dem Fabrikanten oder Mühlenbesitzer ein erklecklicher Gewinn bleibt, eingeliefert. Die Regierung überläßt aber einen guten Theil des Zuckers dem freien Handel. Im Jahre 1860 war ein Flächenraum von 38,500 Bouw meistens in den Niederungen mit Zuckerrohr bepflanzt und zwar vorzüglich in den Residentschaften Passuruan, Rembang, Tscheribon, Kediri und Probolingo. Man gewann 1,760,000 Pikul Zucker. Von diesen wurden 888,000 der Regierung überliefert, während das Uebrige dem Privathandel überlassen blieb. Die Regierung bezahlte für den Ankauf 8,700,000 Gulden, wonach

der Pikul auf noch nicht 10 Gulden zu stehen kommt. Beim Verkaufe erzielt sie dagegen beinahe 15 Gulden für den Pikul und machte daher einen Reingewinn von 5,300,000 Gulden allein beim Zucker.

Verlassen wir die für den europäischen Markt angelegten, durch den Schweiß des Landmanns unterhaltenen schnurgeraden Pflanzungen und wenden wir uns wieder der wilden Natur und ihrer Vegetation zu, die auf das Auge um so wohlthuender wirkt, je länger dieses auf den steifen, kultivirten Feldern ruhte.



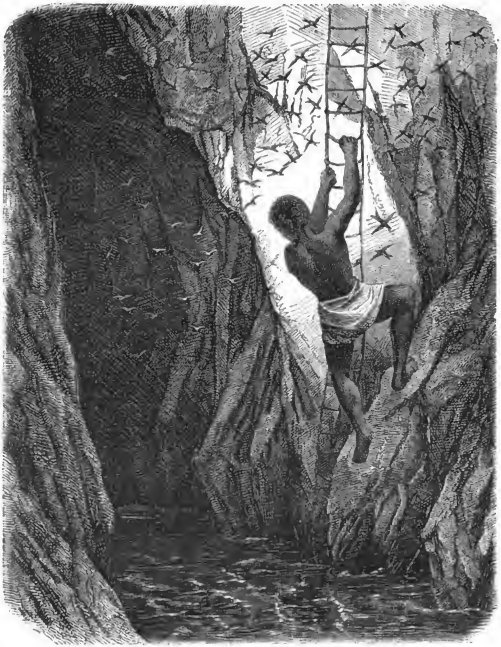
Felsen der Gua Gedeh, wo die Salangan-Schwalbe nistet. Nach der „Reise der Novara."

Gegen Süden begegnen wir zuerst der lieblichen Küstenwaldung, die sich auf den Kalkhügeln und Felsen ausbreitet. Da erhebt sich, ein prächtiger Anblick, die 20—30 Fuß hohe **Tournefortia argentea** mit ihren graulichen, büschelförmigen Blättern. Neben ihr steht die mit lebhaft grünen Blättern und weitausgebreiteten Zweigen versehene **Fagraea litoralis**, sowie die strauchartige **Climacandra** mit ihren purpurfarbenen Blüten. Die aus europäischen Treibhäusern bekannte **Cycas circinata** mit ihrem nur 6—8 Fuß hohen Stamme begegnet uns häufig am Südstrande, ebenso mehrere **Pandanus**-Arten und die Nibung-Palme (**Areca Nibung Mart**).

Steigen wir endlich die letzten Hügel hinan, die uns von der weiten, blauen Meeresfläche trennen, so werden wir durch eine großartige Naturscene überrascht. Steil fallen die Kalkfelsen der Küste gegen das Meer hinab, das in einer Tiefe von 200 Fuß seine gewaltige, schäumende Brandung gegen die Kalkfelsen sendet, als

ob es dieselben zertrümmern wollte. Das Ansehen dieser Küstenfelsen, die gleich schroffen Mauern nach der Seeseite zu abfallen, während sie gegen die Landseite sanfte Abdachungen bilden, dann die Aushöhlungen an ihrem Fuße, in welche die schäumende Welle eindringt, um mit Getöse wieder zurückzutreten, beweisen auch, daß das Meer nicht vergebens seit Jahrtausenden sein Zerstörungswerk vollzieht.

An diesen Kalkfelsen und in ihren Höhlen, die an verschiedenen Stellen der javanischen Südküste auftreten, baut auch die javanische Schwalbe (Hirundo Javanica. Burung Walet Mal.) ihre gesuchten und theuer bezahlten eßbaren Nester, welche die Javanen mit Lebensgefahr aus den Höhlen holen. Obwol die kleinen Vögel an verschiedenen Stellen der Südküste und auch im Innern des Landes, doch nur in Höhlen der Kalkfelsen nisten, so sind es doch vorzüglich zwei Orte, der eine an der Südküste bei dem Dorfe Rongkop, der andere zu Bandong in den Preanger Regentschaften, wo die Gewinnung der Nester die ergiebigste Ernte bietet.



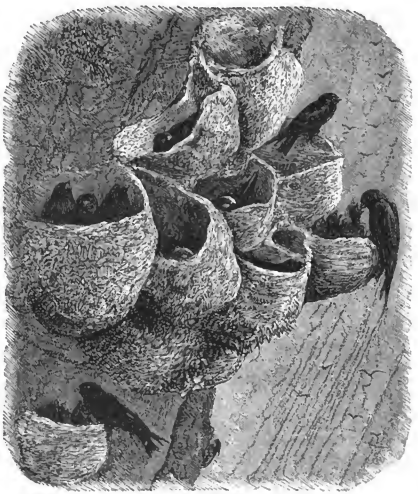
Hinabsteigen auf der Rotangleiter.

Von dem obern Rande des Küstenfelsens wird eine lange Rotangleiter in die Tiefe hinabgelassen, an beiden Enden befestigt und vom untern Ende aus eine zweite elastische Leiter nach dem Eingang der großen Höhle, in welcher die Schwalben ihre Nester zu Tausenden bauen, mit nicht geringer Mühe und Gefahr angelegt.

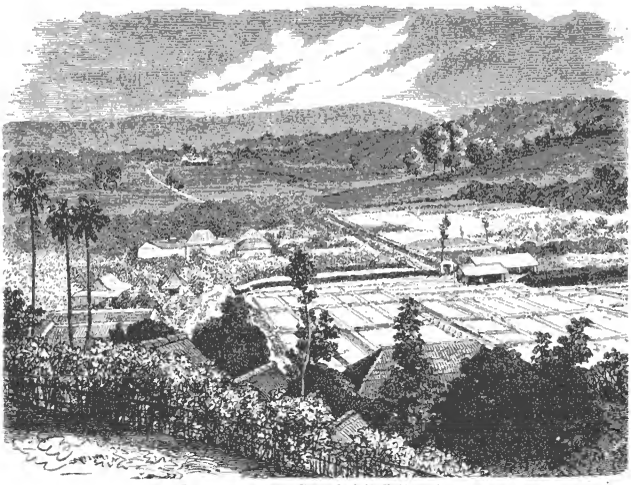
Am Eingang der Höhle selbst, der etwa 15 Fuß über der mittleren Höhe des Meeres liegt und bei jeder anschlagenden Welle durch die schäumende Flut gesperrt wird, muß sich der verwegene Nesterſucher an den durch das Wasser am Felsen eingefressenen kleinen Vertiefungen festhalten, und, seine Bewegungen wohl berechnend, den Augenblick benützen, um in das Innere der über 500 Fuß langen und 50 Fuß hohen Höhle (Gua-Dahar) zu gelangen, damit er nicht von der Gewalt der Brandung an den Felsen zerschellt werde. Auch die Schwalben fliegen äußerst behende, während der Eingang der Höhle sich nicht durch die gewaltige Wasserthüre schließt, aus und ein, nehmen aber ihren Flug absichtlich durch den aufspritzenden Wellenschaum, offenbar weil sie darin Theile von Mollusken und anderen Seethieren finden, die ihnen zur Nahrung dienen. Diese thierische Substanz, zum Theil halb verdaut und mit Magenschleim vermengt, ist es auch, welche die Vögel zum Bau ihrer Nester verwenden, indem sie vegetabilische Bestandtheile mit diesen zähen thierischen Stoffen zusammenkitten. Die nach seltenen Speisen lüsternen Chinesen bezahlen jedes Nest mit einer spanischen Matte ($2^1/_2$ Gulden) oder für den Pikul von 125 Pfunden 4000—5000 Gulden. Die Schwalben brüten vier Mal jährlich und bauen jedes Mal ein neues Nest. Die Eingeborenen holen die Nester entweder während noch die Eier in denselben sich befinden, oder die junge Brut eben ausgekrochen ist, welche letztere in's Meer geworfen wird. Haben einmal die jungen Vögel in den Nestern ihre Federn, dann wird das Nest nicht mehr für werthvoll gehalten; die älteren Nester bilden darum eine geringere Sorte. Die Sammler nehmen jedesmal nur die Hälfte der in den Höhlen befindlichen Nester und lassen die übrigen für die Erhaltung der Brut unberührt. Das jährliche Einkommen der beiden Orte Rongkop und Bandong durch die Vogelnester wird auf eine halbe Million Gulden geschätzt. Die meisten Nester werden von den Chinesen in ihre Heimat geführt, wo sie von den Reichen und Vornehmen neben anderen seltenen Gerichten und eingebildeten Leckerbissen, wie Hahnenkämme, Flügel von Fledermäusen u. s. w., verzehrt werden. Auch auf europäische Tafeln in Indien kommen bisweilen die javanischen Vogelnester, doch nur um zu Suppen verwendet zu werden. Man hackt zwei oder drei Nester in kleine Stücke und kocht sie in sehr kräftiger Fleischbrühe, worauf noch aromatische Blätter und eine Portion Madeirawein hinzugefügt wird. Der Geschmack der Suppe ist vortrefflich und äußerst kräftigend; nach meinem Dafürhalten aber würden die genannten Ingredienzen auch ohne die Vogelnester eine gar nicht zu verachtende Suppe geliefert haben, so daß es noch ungewiß ist, welchen Antheil am Wohlgeschmack diese theuere und mit Lebensgefahr erbeutete Zugabe hat. Die aus Vogelnestern allein bereitete Suppe mag etwa den Geschmack der Austernsuppe haben. Wenn die Vögel brüten oder Junge haben, so bleibt die Hälfte von ihnen in der Höhle, und Männchen und Weibchen lösen sich dann im Brüten, das vier Mal im Jahre geschieht, alle 6 Stunden ab. Zu jedem Neste gehört ein Schwalbenpaar, derart, daß wenn man 1000 Nester in einer Höhle findet, diese von 2000 alten Schwalben (paarweise Männchen und Weibchen) bewohnt wird. Die Fruchtbarkeit dieses Vogels ist so groß, daß, obschon die Nester vier Mal des Jahres

gepflückt werden, und von ihrer Brut, theils Eier, theils Junge, fast eine Million beim Pflücken der Nester durch Menschenhände zu Grunde geht, sich dieselben gleichwol nicht vermindern. Die sechs Höhlen in Bandong liefern jährlich im Durchschnitt 14,000, jene zu Karangbolong 500,000 Stück; 100 Nester wiegen durchschnittlich einen Katti ($1^1/_4$ Pf. und 100 Katti sind ein Pikul (125 Pf.). Die Pflücker derselben bilden gleichsam eine besondere Klasse, deren Geschäft vom Vater auf den Sohn erbt.

Unweit der Küste, innerhalb eines schattigen Haines, steht ein reinliches unbewohntes Bambuhaus, vor welchem die mit dem Sammeln der Nester sich beschäftigenden Javanen mit Andacht Gebete verrichten, ehe sie an ihr gefährliches Geschäft gehen. Es ist dies ein Tempel, welcher der Meeresgöttin Lora Kidul (Ratu-Segor-Kidul oder Ratu-Lora-Dunggrang) gewidmet ist. Zuweilen bringen die Pflücker auch am Grabmal Serrot ein frommes Opfer, da, wo der erste Entdecker der Vogelnesthöhlen begraben liegen soll. Trotz der allgemeinen Einführung des Muhamedanismus auf Java haben sich, wie man öfters zu bemerken Gelegenheit hat, in religiösen Gebräuchen, im häuslichen Leben und in sonstigen sozialen Verhältnissen Reste der frühern Hindu-Religion erhalten, und mancher Javane wallfahrtet nach den Tempeln und Statuen, um von den alten Göttern die Gewährung seiner Wünsche zu erflehen, da er sich mit dem unsichtbaren Gott der Muhamedaner noch nicht befreunden kann. Fünf Jahrhunderte der strengen kirchlichen Ueberwachung genügten nicht, um die Denkweise der Javanen in religiösen Dingen umzuschaffen, so sehr hat sich auch hier die Wahrheit bewährt, daß Religion und Kulturverhältnisse eines Volkes nicht plötzlich und durch einen Machtspruch umgeschaffen werden können.



Nester der Salagan-Schwalbe. Nach Wood.



Kaffee-Plantage. Nach Spieß' Reisewerk

Viertes Kapitel.
Kaffeegärten, China- und Theepflanzungen.

Gesunder Aufenthalt an der felsigen Küste. — Kulturpflanzen der gemäßigten Zone. — Der Kaffee und seine Ernte. — Frühzeitiges Altern des Kaffeestrauches. — Einführung der Chinakultur. — Die Chinabäume in Südamerika. — Haßkarl und Markham. — Von Tscheribon nach den Gunung Slamat. — Heiße Quelle. — Theegärten und ihre Pflege. — Statistik der Theeproduktion. — Baumwolle und Vanille.

Gesund und angenehm ist der Aufenthalt am felsigen Strande. Unmittelbar an der Küste senkt sich das Meer zu grausiger Tiefe hinab, während steil die Felsen aus demselben sich erheben. Dort eröffnet sich gegen Süden die unabsehbare blaue Fläche mit hie und da zerstreuten Palmen-Inseln oder kegelförmig hervorragenden Bergspitzen, neben welchen oft die schneeweißen Segel der malayischen Prauen sich langsam hinbewegen. Rückwärts gegen Norden erheben sich die dunklen Wälder der Ebenen, und terrassenförmig steigen hinter ihnen die Hügel und Berge der Centraltheile der Insel empor, aus deren Schluchten und Thälern Bäche und Flüsse nach der Küste zueilen.

Die Temperatur an der Küste innerhalb der Aequatorialzone ist zwar überall ziemlich hoch, man befindet sich keineswegs wie auf den Höhen von 3000—5000 Fuß

in der gemäßigten Zone, aber die Luft ist rein, von den Ausdünstungen der in Zersetzung übergehenden organischen Stoffe nicht geschwängert und eben deshalb sowol dem Gefühle nach nicht lästig, als auch der Organisation des Körpers zuträglich. Man versäume nicht, mit dem Grauen des Tages sich vom Lager zu erheben und an der Küste zu lustwandeln, oder sich Naturstudien hinzugeben. Ein frischer Landwind weht zu dieser Zeit von den noch in Nebel gehüllten Bergen und Wäldern herab, und der Thermometer sinkt bis zu 19, selbst 18 Grad R. Das Land erkaltet nämlich während der Nacht weit mehr als die See, welche die Wärmestrahlen während des Tages bis in beträchtliche Tiefen absorbirt. Die kältere Landluft strömt daher während der Nacht und in den Morgenstunden nach der wärmeren und daher aufgelockerten Seeluft. Dieser Strom dauert bis gegen acht Uhr, wo er schwächer zu werden beginnt, bis endlich um neun Uhr Windstille eintritt. Die Sonne erhebt sich unterdessen immer höher am Himmel, die Berge und die Ebenen werden durch ihre Strahlen erhitzt, und da sie auf einem undurchsichtigen Körper nur sehr wenig in die Tiefe dringen können, häufen sie sich mehr auf der Oberfläche an, so daß das Land sich bedeutend mehr als die See erwärmt. Die Folge ist die entgegengesetzte Luftströmung, nämlich von der See gegen das Land. Der Seewind beginnt um elf Uhr ein leises Säuseln in den Palmenwedeln und Wipfeln der Bäume zu erregen, wird aber rasch zur lebhaften, erfrischenden Brise, welche den Mittagsstunden ihre lästige Schwüle benimmt, die sie an den vom Strande entfernten, der freien Luftströmung entzogenen Orten hat, und dauert bis gegen Sonnenuntergang. So wiederholt sich das abwechselnde Spiel der Land- und Seewinde täglich und erleidet nur eine Abänderung oder Unterbrechung während des stärksten Hervortretens des West-Musson, während dessen der nordwestliche Wind den Seewind übertäubt. Auch bei bewölktem Himmel ist der Temperatur-Unterschied zwischen Land und Meer viel geringer, als bei hellem Sonnenschein. Der Ost-Musson verstärkt den Seewind an der Südküste, ohne dem Landwind in der Regel bedeutenden Eintrag zu thun.

Haben wir aber eine Zeitlang an der Küste gelebt und uns am Anblick des bald spiegelglatten, bald von hohen schäumenden Wellen durchfurchten Ozeans ergötzt und zugleich die reizenden Küstenstriche kennen gelernt, und befällt uns die Lust, das Innere des Landes wieder zu bereisen, dann kehren wir zurück nach jenen Hochebenen und Bergabhängen, deren mittlere Temperatur sich nicht über 18° R. erhebt und von denen man sagen kann: „Hier herrscht ewiger Frühling, und fern sind die Stürme des Winters.“

Die Ueppigkeit der Vegetation der Ebenen läßt aber in diesen Höhen nach, und obgleich die Dörfer der Javanen auch in der gemäßigten Zone bis über 4000 Fuß über die Meeresfläche sich erheben, so folgt ihnen doch nicht jener liebliche und reiche Waldgürtel von Fruchtbäumen, mit welchem die Dörfer der Niederungen umgeben sind. Nur der Papaja-Baum (**Carica papaya**), **Artocarpus integrifolia**, der Durio (**Durio Zibethinus**), der einen starken, für Europäer widerlichen Geruch und Geschmack besitzt, **Pangium edule** und vor Allem die Zuckerpalme (**Arenga saccharifera**) folgen dem Javanen bis zu viertausend Fuß über

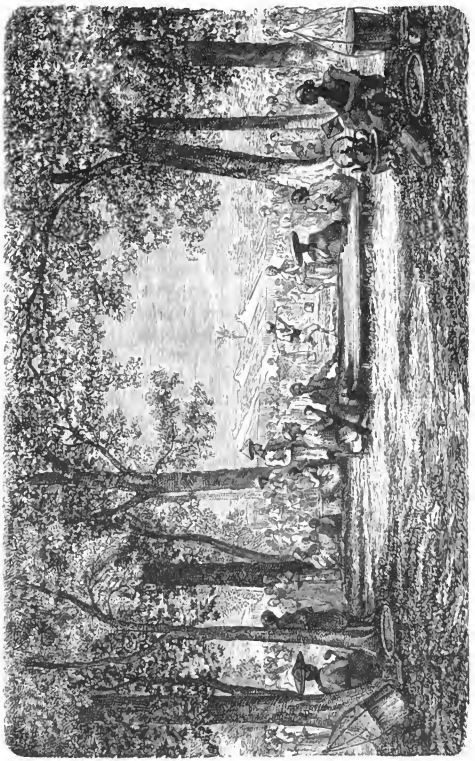
der Meeresfläche. Die Zuckerpalme ist oft an ihrem ganzen Stamme mit Schlingpflanzen, Farrnkräutern und Orchideen bedeckt und gehört zu den charakteristischen Gewächsen der Höhen. Der Saft derselben wird zu jener Zeit gewonnen, wenn die Fruchtknoten zu schwellen beginnen. Man läßt ihn in Bambugefäße laufen; theilweise wird er als Palmwein getrunken, da er schon wenige Stunden nach seiner Gewinnung in Gährung übergeht und nach Verlauf eines Tages gänzlich zersetzt ist. Der größte Theil des Zuckersaftes wird in Kesseln eingekocht. Die Qualität des Arengzuckers steht jedoch weit hinter jener des Rohrzuckers zurück; er wird großentheils auf dem Indischen Archipel selbst verzehrt. Als Nahrung für den „Berg-Javanen" — so werden die Bewohner der Höhen auf Java gewöhnlich genannt — dient aber hauptsächlich der Mais (**Zea Mais**, mal. Dschagong) welcher die Stelle des Reises der Thalbewohner vertritt.

Zweig des Kaffeebaums.

Die vorzüglich für den europäischen Markt bestimmte Kulturpflanze der gemäßigten Zone ist der Kaffee (**Coffea arabica, Jasminum arabicum**). Schon im Jahre **1690** sollen einige Kaffeepflanzen aus Arabien nach Java gebracht worden sein, doch datirt sich der Aufschwung der Kaffeekultur auf Java aus späterer Zeit; sie wurde erst im Jahre **1723** durch den General-Gouverneur Zwaardenkroon in größerem Maßstabe eingeführt. Von jener Zeit an vermehrten sich die Kaffeepflanzungen beständig. Raffles berichtet, daß während seiner Anwesenheit auf Java (1811—1814) jährlich etwa 120,000 Pikul (zu 125 Pf.) Kaffee erzeugt wurden. Die Quantität des gegenwärtig auf Java produzirten Kaffee's ist, wie die unten folgenden statistischen Angaben nachweisen werden, auf das Fünffache gestiegen, woraus allein schon die fortschreitende Entwickelung der Bodenkultur und die Vortrefflichkeit des Kultursystems des van den Bosch entnommen werden kann.

Da früher das Gebiet des Waldes auf Java weit ausgedehnter war als gegenwärtig, und namentlich die Gebirge in ihrer ganzen Ausdehnung mit Waldungen bedeckt waren, so mag wol der Boden der meisten Kaffeegärten Java's ursprüng-

lich dem Walde entrissen worden sein. Noch gegenwärtig werden häufig große Strecken Wald niedergebrannt und auf dem durch die Asche gedüngten Erdreich Kaffeepflanzungen angelegt. Der auf solchem Waldgrunde gewonnene Kaffee heißt „Waldkaffee“ und wird für sehr vorzüglich gehalten. Häufig läßt man in gewissen Zwischenräumen einzelne Stämme des früheren Waldes stehen, damit unter ihrem Schatten der junge Kaffeestrauch sich besser entwickle. In der Regel dienen aber zur Beschattung der Kaffeesträucher hohe, schnell wachsende Bäume, wie Erythrina indica, Morus indica und Visenia indica. Die Erythrina oder Datap wird am häufigsten hierzu angewandt, weshalb auch der in den älteren Kaffeegärten erzeugte Kaffee „Datap-Kaffee“ genannt wird. Endlich giebt es auf Java noch eine dritte, schon früher bei der Beschreibung des javanischen Dorfes erwähnte Kaffeegattung, nämlich den Zaunkaffee (Kopi pagger, mal.), welcher die Hecken und Gesträuche



Im großen Café zu Buitenzorg.

der die Dörfer umgebenden Gebüsche bilden hilft und deshalb von vorzüglicher Güte ist, weil er stets von höheren Bäumen tief beschattet, durch die heißen Sonnenstrahlen nicht direkt getroffen wird, und gewöhnlich in sehr fruchtbarer, von den Abfällen des Dorfes gedüngter Erde wächst.

Der Anblick der Kaffeepflanzungen ertheilt den glücklichen Gefilden der gemäßigten Zone einen eigenthümlichen Reiz. Zur Abwehrung wilder Thiere, namentlich der Rhinozerosse, ist die ganze Plantage mit einem tiefen Graben umgeben. Zwischen den 10—12 Fuß von einander abstehenden Kaffeesträuchern sieht man häufig unsere gute Landsmännin, die Kartoffelpflanze, ihre blauen und weißen Blüten entfalten, sowie auch Mais oft die Zwischenräume der Kaffeebäumchen besetzt. Wie üppig und kräftig würde hier auch der Weinstock gedeihen, wenn ihm die Handelspolitik erlauben würde, seinen süßen Saft, der nach dem Psalmisten „das Herz des Menschen erquickt", entwickeln zu dürfen!

Im Anfang des Jahres bilden die Bäumchen von 8—12 Fuß Höhe mit ihrem dunklen Grün einen Gegensatz zu den sie überragenden hellgrünen Dataphbäumen. Bald erscheinen die schneeweißen Blüten des Strauches, die aber schon nach sieben oder acht Tagen abfallen und den Boden wie mit einer Schneedecke überziehen. Zwischen den Sträuchern schreitet der wilde Hahn (Gallus Bankiva) einher; auch viele Vögel und Insekten beleben diesen künstlichen Wald. An die Stelle der weißen Blüten tritt die Anfangs grüne, dann kirschrothe Frucht, deren etwa eine Linie dickes Fleisch, das die durch eine Scheidewand getrennten beiden Bohnen umschließt, sehr wohlschmeckend und aromatisch ist. Es kommt die Zeit der Ernte, die vorher einsamen Bergabhänge und Hochebenen beleben sich, die Früchte werden abgenommen. Auf großen Bambusrohren werden sie entweder im Freien oder bei Regenwetter in dem nahen Pasanggrahan getrocknet. Zu dieser Zeit schleicht ein marderähnliches Raubthier, der Musang (Paradoxurus Musanga) durch die Kaffeepflanzungen und stillt seinen Hunger an den frischen Früchten. Das Thier verdaut aber nur die fleischigen Theile des Kaffees, während die Kerne unversehrt mit den Exrementen abgehen. Die Javanen, welche diesen in nicht geringer Menge gesammelten Kaffee noch benutzen, versichern, daß er nach dieser Wanderung von ganz vorzüglicher Qualität sei.

Wenn die javanischen Kaffeebäume 15—20 Fuß hoch sind und ein gewisses Alter erreicht haben, so fangen sie an zurückzugehen und tragen keine Früchte mehr. Die alten Kaffeebäume erreichen kaum eine Dicke von $^1/_2$—1 Fuß Durchmesser, sie vegetiren noch viele Jahre, aber es kommt nur zur Blattbildung, nicht zur Entwickelung von Blüten. Man hat als Ursache des Absterbens der geschlechtlichen Funktion den Mangel an Kali und Natron angegeben, der durch den bereits ausgesaugten Boden entstehen soll. Da nämlich die Asche der Kaffeebohne nach der chemischen Analyse 24 Prozent Kali und Natron enthält, dem Boden daher nach und nach sein Gehalt an diesen Substanzen entzogen wird, so soll dieser am Ende nicht mehr im Stande sein, die zur Fruchtbildung nöthigen Laugensalze zu liefern. Nun bemerkt man aber in Arabien, dem Vaterlande des Kaffees, ein solches frühzeitiges Altern keineswegs; man findet dort im Gegentheil viele alte,

60—70 Fuß hohe fruchttragende Bäume, ohne daß der Boden sich weigert, oder vielmehr die lebendige Pflanze die Kraft verliert, die zu ihrer Existenz nöthigen Stoffe sich anzueignen. Außerdem steht es thatsächlich fest, daß wiederholte Versuche, die man auf Java mit Düngung des Bodens durch Asche, deren Hauptbestandtheile bekanntlich Kali und Natron sind, anstellte, die alten Kaffeebäume keineswegs zum Fruchttragen bewegen konnten. Endlich ist der sprechendste Beweis von der Unhaltbarkeit der genannten Theorie die Thatsache, daß junge Kaffeebäumchen, an die Stelle der alten, kranken Bäume gesetzt, allerdings Blüten und Früchte entwickeln. Es kommt offenbar auf die Prozentverhältnisse des Bodens an Kali und Natron nicht an, wenn es sich um das frühzeitige Altern des Kaffeebaumes auf Java handelt, sondern es sind vielmehr klimatische Verhältnisse im Spiele. Der Kaffeestrauch ist seiner ganzen innern Organisation, seinen Lebenskräften nach für ein gemäßigtes Klima mit Abwechselung in den Jahreszeiten, also für den Winterschlaf, berechnet. Die künstliche Versetzung des Baumes in ein Tropenland, wenn auch in die gemäßigte Region, läßt ihn den Winterschlaf entbehren, wodurch er frühzeitig altert und so wenig durch äußerliche Stoffzufuhr sich verjüngen kann, als ein sterbendes Thier durch irgend eine chemische Substanz zu neuem Leben erweckt zu werden vermag. Die Akklimatisation des Kaffeebaums auf Java ist, trotzdem der Mensch seinen Zweck bei der Ueberpflanzung vollkommen erreicht, doch nur eine unvollständige und bedarf der unausgesetzten Nachhülfe durch menschlichen Fleiß.

Der Ertrag des Kaffeebaums ist verschieden, je nach den atmosphärischen und Bodenverhältnissen. Auch weichen die Ernten in den verschiedenen Jahren sehr von einander ab, was bei der allgemein angenommenen Gleichmäßigkeit der Witterungsverhältnisse in den Tropenlanden auffallend erscheinen dürfte. Aber der Wechsel in den Niederschlägen und den Luftströmen, besonders in Bezug auf ihre Stärke, ist auch in den Tropenländern bedeutend.

Der Ertrag der Kaffeeernte auf Java in den Jahren 1855—1860 war in folgender Weise von einander verschieden: 1855: 1,147,000; 1856: 741,000; 1857: 900,000; 1858: 908,000; 1859: 735,000; 1860: 1,000,000 Pikul. Die Ernte von 1860 war daher eine sehr günstige. Seit dem Jahre 1840 übertrafen nur 4 Ernten jene von 1860.

Die weitern Berichte vom Jahre 1860 lehren uns, daß in jenem Jahre 220 Millionen Kaffeesträucher auf Java waren; daß ferner durchschnittlich der Strauch über ein halbes Pfund Kaffee lieferte, und daß die Regierung für den ihr gelieferten Kaffee $11^1/_2$ Millionen Gulden verausgabte; die Einnahme für den Pikul stellte sich durchschnittlich auf $38^1/_2$ Gulden, wonach der Gewinn der Regierung mehr als 26 Millionen Gulden beträgt, und keins der andern javanischen Kulturgewächse kann bezüglich des Gewinnes mit dem Kaffee verglichen werden. Seit mehreren Jahren erhöht die Regierung regelmäßig den Einkaufspreis und den Arbeiterlohn für die mit der Kaffeekultur beschäftigten Personen. Im genannten Jahre beschäftigten sich auf Java die vier Residentschaften Batavia, Buitenzorg, Dschokdschokarta und Surakarta nicht mitgerechnet, 466,000 Familien

mit der Kultur des Datap- und Waldkaffees, während der Zaunkaffee den Dorfbewohnern noch besondere, fast ohne Mühe gewonnene Einnahmen zusichert. Auch auf Sumatra, Celebes und Borneo wird viel Kaffee gebaut, doch ist der Handel freigegeben, obgleich auch dort Regierungsmagazine bestehen, wohin viele Produzenten freiwillig ihren Ertrag gegen einen bestimmten Preis liefern.

Wenn wir aus der Region der Kaffeekultur, welche, was die mittlere Jahrestemperatur betrifft, der subtropischen Zone angehört, noch etwa 1000 Fuß höher steigen; so treffen wir auf die erst in der neueren Zeit angelegten, höchst interessanten Anpflanzungen des Chinabaumes. Der Verbrauch der Chinarinde und der aus derselben bereiteten Alkaloide, nämlich des Chinins und Cinchonins, hat sich in neuerer Zeit in fast allen Ländern der Erde, mit etwaiger Ausnahme der über den sechzigsten nördlichen Breitegrad gelegenen, wohin das Wechselfieber nicht mehr dringt, in bedeutender Weise vermehrt, und besonders sind es die Deltaländer, wie die Niederungen Hollands, die Donaufürstenthümer, das nördliche Aegypten und ganz vorzüglich die Länder der heißen Zone, wo der jährliche Verbrauch an Chinin noch beständig steigt und mit Zunahme der Kultur der Völker gleichen Schritt zu halten scheint. Dazu kommt noch der Umstand, daß jene an den Abhängen der Kordilleren gelegenen Länder Südamerika's, wo die Natur die Cinchonen gepflanzt, von Völkern bewohnt und von Regierungen beherrscht werden, welche diejenige Sorgfalt auf Erhaltung und Ausbreitung der Chinawälder nicht zu verwenden scheinen, die ein so kostbares Geschenk der Natur erfordert. Die Chinawälder, namentlich in der Republik Ecuador, werden mehr und mehr gelichtet, der Preis der China ist im Steigen, und es ist, wenn nicht Abhülfe geschieht, zu befürchten, daß in wenigen Jahrzehnten Mangel an diesem wichtigen und unentbehrlichen Arzneistoff eintritt.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß man schon öfter auf den Gedanken kam, die schätzbaren Cinchona-Arten aus dem südamerikanischen Festland auch nach anderen Ländern zu verpflanzen. Die Versuche, den Chinabaum nach Europa zu bringen und zu akklimatisiren, mißglückten gänzlich, und es gelang nur hie und da, ein Chinabäumchen aus Samen oder Stecklingen in botanischen Gärten bis zu einem gewissen Alter zu bringen. In neuerer Zeit machte die französische Regierung den Versuch, eine Chinapflanzung auf dem Atlas-Gebirge anzulegen, doch waren die Pflanzen nach wenigen Jahren abgestorben. Das Mißlingen der genannten Versuche ist vielleicht darin zu suchen, daß die klimatischen Verhältnisse des fremden Ortes, wenn auch scheinbar den im Vaterlande herrschenden ähnlich, doch in jenen oft weniger beachteten Einflüssen eine Verschiedenheit zeigen, welche dennoch das Gedeihen der zu akklimatisirenden Pflanze bedingen. Der Chinabaum hat für's Erste eine gemäßigte Temperatur nöthig und kann weder Extreme der Hitze noch der Kälte ertragen, er ist der Bewohner der Frühlingsregion der Tropenländer. Aus diesem Grunde, und weil die Pflanze wahrscheinlich nur bei einem geringen Luftdrucke gedeihen kann, finden wir sie in einer Höhe von 4000—7000 Fuß über dem Meere. Auch die geologische Beschaffenheit des Bodens scheint nicht ohne Einfluß auf das Gedeihen des Chinabaumes zu sein.

Der Bedarf an Fieberrinde ist ungeheuer. In den letzten Jahren sind allein in England 4,200,000 Pfund durchschnittlich eingeführt worden. Die amerikanischen Cinchonawälder Neu-Granada's, Ecuadors, Peru's und Bolivia's können kaum genug liefern, und jetzt kommen etwa 3 Millionen Pfund jährlich zur Ausfuhr. Die Cinchona-Pflanzen bilden nicht etwa ganze Wälder, sondern stehen vereinzelt, und beim Sammeln der Rinde nehmen die Indianer nicht die mindeste Rücksicht. Der hohe Preis veranlaßt die Leute, dieselbe auch in den abgelegensten Gegenden aufzusuchen. Mancher Cascarillero (Rindensammler) hat dabei in den Wildnissen sein Leben eingebüßt.

Zweig der Cinchonapflanze.

Schon vor länger als 100 Jahren machte Ulloa darauf aufmerksam, daß die Schonung der China-Pflanzen geboten sei; Jussieu, Ruiz, Paron, Alexander v. Humboldt wiederholten eindringlich diese Mahnung, die Wälder, in welchen die Pflanze sich findet, unter besondere Obhut zu nehmen. Die spanische Krone achtete nicht darauf, und die Regierungen der sogenannten Republiken Peru und Bolivia dachten bis auf den heutigen Tag nicht daran, einen Schutz zu gewähren, der doch so dringend nöthig ist.

Die Fieberrinde erhielt 1638 den Namen Cinchona nach der durch dieses Mittel von einer Krankheit geheilten Gemahlin des spanischen Vizekönigs von Peru, des Grafen Cinchon. Die Indianer kannten die Heilkraft der Rinde; sie wurde aber den Spaniern lange verheimlicht. Cinchon nahm 1640 eine Quantität dieser Rinde nach Europa mit, und von nun an wurde sie ein offizinelles Mittel gegen Fieber. Man bezeichnete es lange Zeit als „Pulver der Gräfin", auch wol Jesuitenpulver, weil die Jesuiten 1649 eine große Menge nach Rom geschickt hatten. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts kostete die Dosis Chinapulver einen Louisd'or, und die protestantischen Aerzte sträubten sich lange gegen die Einführung eines katholischen Pulvers.

Die vortrefflichste China führt ihren Namen nach dem Städtchen Loxa (Cascarilla fina de Loxa). Sie ist das köstliche Erzeugniß der Cinchona condaminea, welche zwei bis drei Meilen südöstlich von der Stadt auf Glimmerschiefer und Gneiß, in Höhen von 5400—7500 Fuß wächst. Man schlägt den Baum während der ersten Blütezeit, das heißt im vierten bis siebenten Jahre, je nachdem

er aus einem kräftigen Wurzelsprößling oder aus Samen entstanden ist. Humboldt erzählt: „Mit Erstaunen vernahmen wir, daß zur Zeit meiner Reise jährlich um Lora auf königliche Rechnung nur 110 Centner Fieberrinde von der C. condaminea eingebracht wurden. Nichts vom diesem herrlichen Produkte kam damals in den Handel, sondern der ganze Vorrath wurde über den Südseehafen Payta um das Kap Horn nach Kadiz für den Gebrauch des Hofes geschickt. Um diese geringe Zahl von 11,000 spanischen Pfunden abzuliefern, fällte man jährlich 800 bis 900 Chinabäume. Die ältern und dickern Stämme wurden immer seltener, aber die Ueppigkeit des Wuchses ist so groß, daß die jüngern, jetzt benutzten, bei kaum 6 Zoll Durchmesser, oft schon 50 bis 60 Fuß Höhe erreichen. Der schöne Baum, mit 5 Zoll langen und 2 Zoll breiten Blättern geschmückt, strebt immer, wo er im wilden Dickicht steht, sich über die Nachbarbäume zu erheben. Das höhere Laub verbreitet, vom Winde stark bewegt, einen sonderbaren, in großer Ferne erkennbaren röthlichen Schimmer. Die mittlere Temperatur in den Gebüschen von C. condaminea schwankt zwischen $12^1/_2{}^0$ und 15^0 R., das ist ungefähr die mittlere Jahrestemperatur von Florenz und der Insel Madeira." —

Außer der Temperatur, dem Luftdruck und den Bodenverhältnissen hat man bei der Chinakultur auch auf den Feuchtigkeitsgrad der Luft, auf die Menge des fallenden Regens und die Zahl der bewölkten und sonnigen Tage zu sehen. Es darf endlich auch nicht übersehen werden, daß der Chinabaum eine Waldpflanze ist, die entweder mit ihren Schwestern in zahlreicher Gesellschaft zusammenlebt, oder von andern Waldbäumen, besonders Juglans- und Vallea-Arten, Clusiaceen und andern Laubbäumen umgeben ist.

In Anbetracht aller dieser Verhältnisse konnte man hoffen, daß der Chinabaum, auf Java in ein günstiges und seinem Vaterlande möglichst ähnliches Terrain gebracht, ein gutes Gedeihen finden werde.

Im Jahre 1850 faßte daher das holländische Kolonial-Ministerium auf den Antrag einiger Naturforscher den Entschluß, Proben von China-Pflanzungen auf Java vorzunehmen, um wo möglich den Chinabaum im Indischen Archipel einzubürgern. Im Auftrage des damaligen verdienstvollen Kolonial-Ministers Pahud reiste der Botaniker Briese nach Paris, erwarb dort ein drei Zoll großes China-Pflänzchen von Cinchona calisaya, um es zu Leyden noch eine Zeit lang zu pflegen und dann nach Java zu senden.

Zugleich suchte man, jedoch vergebens, durch Vermittelung der südamerikanischen Konsuln Samen oder China-Pflanzen aus Peru oder Ecuador zu erhalten. Die Regierung beschloß daher, einen Botaniker nach Süd-Amerika zu senden, der nicht nur die klimatischen Verhältnisse und die Bodenbeschaffenheit jener Gegenden, in welchen der Chinabaum wild wächst, genau erforschen, sondern auch zahlreiche Samen und Pflanzen nach Holland und Java senden sollte. Mit dieser Sendung wurde der frühere Direktor des botanischen Gartens zu Buitenzorg, der schon oben erwähnte Dr. Haßkarl, beauftragt. Im Anfange des Jahres 1853 reiste er

nach Panama und von dort nach den weiter südlich gelegenen spanischen Republiken. Es glückte Haßkarl, trotz der Schwierigkeiten, die ihm sowol die natürliche Beschaffenheit des Landes, als auch der damals bestehende Krieg zwischen den Republiken Peru und Bolivia, durch welchen das Reisen an den Grenzdistrikten bedenklich wurde, entgegenstellten, noch im Laufe jenes Jahres zwei Sendungen von Samen und jungen China-Pflanzen nach Java und Holland zu schicken. Die Pflanzen erreichten aber den Ort ihrer Bestimmung nicht, denn sie verwelkten unterwegs; doch wurde der abgeschickte Samen in Holland zum Theil zum Keimen gebracht und von dort durch ein Dampfschiff nach Java gesendet. Haßkarl sammelte indessen noch mehr Samen und junge Bäumchen von verschiedenen Cinchona-Arten, und es kam endlich auch ein Theil des Abgeschickten direkt in Java an. Haßkarl selbst schiffte sich endlich im August 1854 zu Callao auf der ihm eigens zur Heimreise gesendeten Fregatte „Prinz Friedrich der Niederlande" nach Java ein, wo er im Dezember mit seinen großentheils wohlerhaltenen Pflanzen ankam. Vor seiner Ankunft wurden zu Buitenzorg schon mit günstigem Erfolg eine ziemliche Anzahl Chinabäumchen gepflegt, welche Miquel aus Leyden und Wallich aus Amsterdam dahin gesendet hatten. Mit allen diesen, zum Theil vier bis fünf Fuß hohen Bäumchen ward am Abhang des Gedeh-Gebirges, nordwestlich von der Schlucht Tschibodas, in einer Höhe von 4600 Fuß über dem Meere eine Pflanzung angelegt, die als der Anfang der großen Erfolge versprechenden Chinakultur auf Java zu betrachten ist. Die einzelnen Stämmchen wurden in einem Abstande von 20 Fuß von einander eingesetzt, die ringsum üppig aufgeschossenen Pflanzen, mit Ausnahme der hohen, schattenspendenden Waldbäume sorgfältig entfernt, und jedes Bäumchen mit einem starken Zaun zum Schutz gegen Büffel und wilde Schweine umgeben. Im Jahre 1854 waren im Ganzen 144 Chinabäume zu Tschibodas angepflanzt, von welchen etwa die Hälfte aus **Cinchona calisaya**, die andere aus **C. ovata, lanceolata** und **lancifolia** bestand. Die erstern waren meistens Stecklinge von dem durch Briefe nach Java gesandten, aus Paris stammenden Chinabäumchen, die im Jahre 1854 schon eine Höhe von 6 Fuß erreicht hatten. Von den sehr geschätzten Arten **Cinchona nitida, C. scrobiculata** und **micrantha**, von welchen die sehr wirksamen orangegelben Rinden gewonnen werden, konnte Haßkarl keine Pflanzen oder Samen erhalten. Daß die Chinapflanzen auf Java in einer geringeren Höhe eingesetzt wurden, als man sie im südamerikanischen Vaterland trifft, schien absichtlich zu geschehen, weil Haßkarl durch fleißig angestellte meteorologische Beobachtungen gefunden hatte, daß die Temperatur-Abnahme nach der Höhe auf Java wegen Abwesenheit ausgebreiteter Hochebenen rascher vor sich geht, als in gleichen Breiten Süd-Amerika's. Durch die Hochwaldung des Gebirges führt ein dunkler Pfad nach diesen unter dem Schutze der alten Stämme still vegetirenden Abkömmlingen der neuen Welt, denen die große Bestimmung vorbehalten ist, den alten Kontinent mit einem der wichtigsten medizinischen Gewächse zu bereichern.

Die junge China-Pflanzung entwickelte sich im Ganzen in erfreulicher Weise; nur starben im Jahre mehrere Bäumchen — wie man glaubte — in Folge der

Trockenheit der Luft. Haßkarl ließ viele der jüngeren Pflanzen in ein gläsernes Gewächshaus bringen, um sie feuchter zu erhalten, welches Verfahren sich als sehr zweckdienlich erwies.

Zugleich wurde eine zweite Pflanzung an einem noch weit günstigeren Orte angelegt, nämlich am südlichen Abhang des Gunong Malabar zu Tjiniruang, in den Preanger Regentschaften, wo der Boden von dem 4300 Fuß hohen Plateau Pengalengan aus terrassenförmig sich bis zu 7000 Fuß erhebt. Die Luft ist auch dort den südlichen Seewinden mehr zugänglich; vulkanische Ausbrüche und die damit verbundenen Stürme wie zu Tjibodas, welche die ganze mühsam gepflegte Pflanzung hätten vernichten können, sind nicht zu befürchten. Während Haßkarl sich zur Anlegung der neuen Pflanzung nach der Hochebene zu Pengalengan begab, zerstörte im Dezember 1855 ein heftiger Sturm in der That einen Theil der jüngeren Pflanzung zu Tjibodas. Dennoch waren noch 238 gesunde Pflanzen der edlen **Cinchona calisaya** vorhanden, die eine Höhe von 1—6 Fuß hatten, während die beiden Mutterpflanzen, aus deren Stecklingen junge Bäumchen neue Wurzeln trieben, eine Höhe von fast 10 Fuß erreicht hatten.

In dem neuen parkähnlichen Walde auf den Höhen von Malabar, wo man die verschiedenen Arten der Cinchonen in den ihnen angemessenen Höhen pflanzen konnte, ließ die Entwicklung der Chinabäumchen nichts zu wünschen übrig. Eine kühle, feuchte Luft säuselt durch die Wipfel der kräftigen Waldbäume, das Gebirge gehört zur tertiären Formation, wodurch den Chinabäumchen ein ähnlicher Boden wie in ihrem Vaterlande geboten wird. Im Jahre 1856 war die Zahl der gesunden, starken China-Pflanzen auf Java in den beiden Pflanzungen von Tjibodas und Pengalengan auf 2100 gestiegen. Viele der ältern Bäumchen auf Tjibodas hatten bereits Blüten und Samen getragen, so daß man von jener Zeit an des auswärtigen Samens und der Pflanzen nicht mehr bedurfte. In jenem Jahre reiste Haßkarl nach Europa und Dr. Junghuhn übernahm die Aufsicht über die Pflanzungen, deren Gedeihen man bereits als gesichert betrachten konnte. In demselben Jahre wurden auch am südöstlichen Theile Java's, auf dem Ajang-Gebirge in entsprechenden Höhen China-Pflanzungen angelegt, welche ebenfalls ein erfreuliches Gedeihen zeigten. Ebenso an dem südlichen Abhange des Tangubun-Prau.

Vom Jahr 1857 an trat die Chinakultur auf Java in ein neues Stadium. Nachdem nämlich die bisherigen Versuche durch die Bemühungen Haßkarl's als vollkommen geglückt betrachtet werden konnten, dachte man daran, den Chinawäldern eine möglichst große Ausdehnung zu geben. Die Regierung beauftragte daher die Residenten und Kontroleurs jener Distrikte, deren Terrain zur Anlegung von China-Pflanzungen für passend gehalten wurde, hierauf bedacht zu sein.

Es entstanden in den Jahren 1858 und 1859 noch mehr China-Pflanzungen, besonders auf dem tertiären Gebirge Süd-Java's. Im Ganzen wurden im Jahre 1860 an elf Plätzen die Chinabäumchen mit Erfolg kultivirt. Die kultivirten Arten sind die besonders geschätzte **Cinchona calisaya** und die minder werthvollen **C. cucumaefolia, C. lancifolia** und **C. succirubra.** Die Zahl der Bäumchen,

Stecklinge und eingesetzten Samen belief sich 1860 auf nahezu eine Million. Seit dem Jahre 1858 ist auch der Chemiker De Vry von Rotterdam nach Java übergesiedelt, um die dortigen zahlreichen Produkte aus dem Pflanzen- und Mineralreiche chemisch zu untersuchen. Er fand, daß die freilich am zahlreichsten vorhandene **Cinchona Pahudiana Hassk.** (nach dem Minister Pahud so genannt) nur wenig Alkaloide besitzt, daß hingegen die **Cinchona calisaya** eben so reich an den wirksamen Bestandtheilen ist, als die südamerikanische.

Den Berichten vom Jahre 1860 zu Folge hofft man binnen kurzer Zeit den Bedarf Hollands an schwefelsaurem Chinin durch die auf Java angepflanzten Bäume decken zu können. Die jungen Chinabäume, welche gegenwärtig auf dem bewaldeten Gebirge je 25 Fuß von einander eingesetzt werden, nehmen bei ihrer bedeutenden Zahl einen ausgedehnten Raum in Anspruch. Ein Weg von mehreren Meilen Länge mit mehreren Seitenpfaden zieht sich in einer mittleren Höhe von 6000 Fuß über der Meeresfläche auf dem Rücken des Gebirges durch die von Hirschen und Rhinezerossen bewohnten und vom Gesang der javanischen Nachtigall (**Euterpe Philomela**) belebten Wälder hin. Von Zeit zu Zeit lichtet sich der Wald, und der Wanderer erblickt in der Mitte einer Grasfläche, deren lebhaftes Grün ihn daran erinnert, daß er die heiße Zone längst verlassen, die bescheidene Wohnung eines Aufsehers. Wenn nach dem in der Regel heitern und frischen Morgen die Sonne höher steigt und die Thäler und Ebenen sich sehr erwärmen, dann steigt die aufgelockerte warme Luft hinauf zu diesen Höhen, wo sie an den Bergen, und ganz besonders am Laubdach der Millionen Bäume schnell erkaltet und die vorher aufgelösten Dünste sich zu Nebel und Regen verdichten. Der Wald ist zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags gewöhnlich in Nebel gehüllt, und häufig entstehen heftige Gewitter mit reichlichem Regen. Nach Ablauf des Gewitters ist der Himmel wieder heiter und die Luft ist ungemein mild und kühl, obgleich die Sonne senkrecht auf die Wipfel der Bäume scheint.

Die Chinakultur auf Java kann als ein Triumph menschlichen Unternehmungsgeistes und Fleißes betrachtet werden. Wenn nämlich, wie nach den bisherigen Resultaten nicht mehr zu bezweifeln ist, der Fortschritt der Chinakultur auf Java in demselben Maße vor sich geht, wie es bis jetzt der Fall war, so können bald die künstlichen Chinawälder Java's mit jenen von der Natur angelegten an den Abhängen der Cordilleren wetteifern, und es wird nicht nur die Gefahr beseitigt sein, daß wir etwa durch Fahrlässigkeit einer weniger sorgsamen Regierung Mangel an diesem nothwendigen und schätzenswerthen Medikament bekommen werden, sondern es wird selbst der Preis der Chinarinde, wenn große Quantitäten einst aus Java gebracht werden, sich weit niedriger, als es jetzt der Fall ist, stellen.

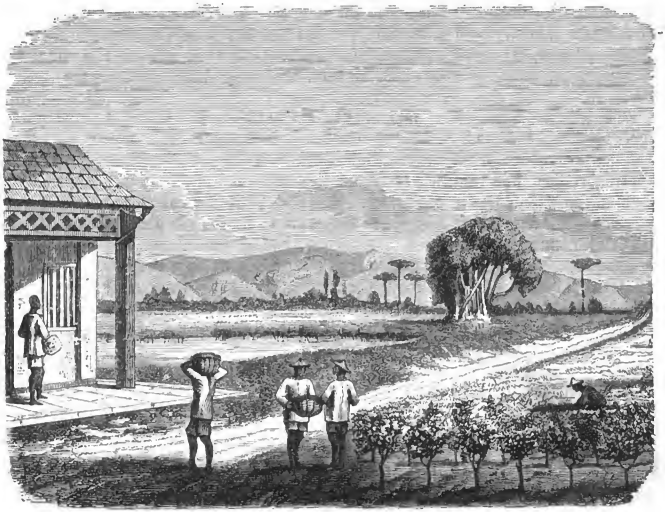
Nachdem die holländische Regierung mit der Verpflanzung der Chinabäume einen glücklichen Anfang gemacht hatte, wurde auch die englisch-indische Regierung aufmerksam und beauftragte einen tüchtigen Mann, Clemens R. Markham, Cinchona-Pflanzen aus Peru zu holen und dieselben nach Indien zu übersiedeln. Markham war die vollkommen geeignete Persönlichkeit, um das schwierige Werk

auszuführen, denn er spricht nicht blos spanisch, sondern auch das Quechua, die altperuanische Sprache, welche von den Indianern geredet wird. Am 2. März 1861 landete er in Islay und zog von da möglichst rasch nach dem Innern. Ohne daß die eifersüchtige peruanische Regierung das Mindeste ahnte, gelangte er nach Crucera am östlichen Abhange der Andes, recht eigentlich in das Herz der Cinchona-Region. Im Thale von Tampobata sammelte er die ersten Pflanzen, im Ganzen 529 Stück; schon war der Reisende damit auf der Rückkehr, als ihm ein Brief des Alkalden der Ortschaft Quiaca verbot, Pflanzen oder Sämereien mitzunehmen, denn das werde des Landes Ruin sein. Diesen freundlichen Rath befolgte natürlich Markham nicht, machte sich aber so rasch als möglich davon, weil inzwischen das Volk gegen ihn aufgewiegelt worden war. Glücklich erreichte Markham die Küste wieder, aber die Zollbeamten in Islay erklärten, es sei nicht erlaubt, Cinchona-Pflanzen auszuführen, und so mußte erst noch von der Regierung in Lima ein Befehl erwirkt werden, welcher die Verladung und Wegführung gestattete. Zu guter Letzt sollte noch ein Bubenstück ausgeführt werden, denn von peruanischer Seite wurde ein Mann gedungen, heimlicher Weise bei Nachtzeit Löcher in die Kisten zu bohren, heißes Wasser hineinzugießen und auf solche Weise die Pflanzen zu tödten. Glücklicherweise wurde der Anschlag vereitelt, und Markham segelte ab. Ueber Panama gelangte er nach England, und von dort gingen die Pflanzen mit der Ueberlandpost durch Aegypten, über das Rothe Meer nach Indien.

Theepflanze.

Der Versuch der Anpflanzung ist namentlich im Nilgherri-Gebirge, in der Präsidentschaft Madras, vorzugsweise in Utakamand glänzend gelungen. Die Nilgherris, d. h. blauen Berge, bilden eine für sich abgeschlossene, vor das 3000 Fuß hohe Tafelland des Dekkan hingestellte Hochlandmasse; diese aber ist durch eine tiefe Kluft von jener Hochebene getrennt. Sie steigt bis zu 8000 Fuß Meeresfläche empor. In den Thalsenkungen, die geringen Luftzug haben, ist die Hitze so stark wie im Tieflande; auf den hochliegenden Gebirgen herrscht dagegen mäßige Wärme, im Mittel 13° R., im Dezember hat man bis 3° Kälte. Markham

fand dort ein für die Cinchona geeignetes Klima, Feuchtigkeit genug, eine Vegetation und eine Höhe über dem Meere, welche jenen der Chinawälder in Süd-Amerika entspricht. Die jungen Pflanzen gediehen prächtig, und nach den Berichten des Garten-Directors von Utamakand konnten schon zu Anfang des Jahres 1863 Tausende von Pflanzen an Fremde abgegeben werden. Es haben sich auch bereits mehrere Compagnien gebildet, welche ausgedehnte Cinchonawälder anlegen wollen, um dieselben auszubeuten. Die Befürchtung mancher Botaniker, daß die in Indien gezogene Cinchona nicht dieselben Alkaloide enthalten werde, wie jene, welche in Süd-Amerika wild wächst, ist durch sorgfältige chemische Prüfungen vollständig widerlegt worden.



Theeplantage.

So erhalten wir also jetzt von zwei Seiten her das köstliche Chinin. Der niederländischen und englischen Regierung gebührt aber in dieser Beziehung der Dank aller civilisirten Nationen, daß sie das geradezu nichtswürdige Vorgehen der südamerikanischen Republiken zu Schanden gemacht haben.

In den Höhen der gemäßigten Zone, welche nun eine neue Heimat des Chinabaumes wurden, wächst auch die Theestaude (Thea Bohea). Um zu den Thee-

Pflanzungen zu gelangen, steigen wir von der Ebene weit hinauf bis zu einer Höhe von 4000—5000 Fuß über die Meeresfläche. Ich lade den Leser ein, mir bei einem höchst interessanten und genußreichen Ausfluge zu folgen, den ich im Jahre 1844 von Tscheribon an der Nordküste Java's ostwärts nach der Residentschaft Tegal an den Abhängen des 10,000 Fuß über dem Meere sich erhebenden Vulkans Gunong Slamat machte.

Auf dem Wege nach der Ortschaft Kuningan, wo sich gegen Südwesten die Aussicht nach den riesigen Höhen des Tscherimai-Berges eröffnet, wurde ich von den Führern auf einen Palast der alten Sultane von Tscheribon, deren Herrschaft erst im Jahre 1819 gänzlich erlosch, aufmerksam gemacht. Ein Seitenpfad führte uns zu Ruinen, welche von hohen Waringin-Bäumen und schönen Akazien überschattet waren. Sie sind von einem Erdwall umgeben, und zwei Pfade führen zu einem Portal, von welchem aus man zu einem künstlichen Felsen gelangt, der mit chinesischen Blumentöpfen geziert ist und auf dem ein aus Trachytblöcken und Holz erbauter Palast steht. Dieses Gebäude besteht aus mehreren Abtheilungen und Gemächern, welche alle noch die Spuren einstiger Pracht und Größe zeigen. Die Thüren und Wände sind mit mythologischen Figuren aus Holz verziert, der Grund ist an vielen Stellen noch übergoldet oder gefärbt. Durch das ganze Gebäude ziehen sich die Rinnen der ehemaligen Wasserleitungen, welche Springbrunnen und künstliche Kaskaden speisten, um dem vornehmen Bewohner Kühlung und Feuchtigkeit zu spenden. Der Ort heißt Sungi-Ragi. Es geht die Sage, daß ein Chinese einst diesen Palast als Ruheplatz für den Sultan erbaut. Dieser war mit dem Kunstwerk so zufrieden, daß er dem Baumeister die Augen ausstechen ließ, damit er Niemandem einen ähnlichen Palast erbaue.

Ungefähr eine Viertelmeile südostwärts von Kuningan, in der Nähe von Palimanang, entspringt am rechten Ufer des Tschi-Sangarum eine warme Quelle, die ihrem chemischen Gehalte nach zu den Eisen-Säuerlingen gehört. Sie entquillt einem kalkigen Sandstein an der Grenze des tertiären und vulkanischen Gebirges, am Fuße des Tscherimai und hat eine Temperatur von 30,5° R. In dicken Strahlen strömt sie aus der Oeffnung des kalkigen Sandsteins, in ein von den Javanen ausgehauenes Becken, dessen Ränder rothgelb vom abgesetzten Eisenoxydhydrat sind und über welchem eine Schicht von Kohlensäuregas sich erhebt. Das angenehm säuerlich schmeckende, stark perlende Wasser fließt in den nahen Bach.

Von dieser Therme aus begab ich mich wieder auf die Landstraße und ritt am Meere hin, dessen ungestüme Wellen an diesen Orten Erdeinstürze verursachten. Wie es scheint, ist seit einigen Dezennien der Ozean viel weiter in das Land hineingerückt. Eine weite fruchtbare Ebene, deren Grenze sich allmälig in den Wäldern der Abhänge des Slamat verlor, breitete sich gegen Süden aus. Wir überschritten den Bergstrom Losani, aus dessen Wasser die ausgestreckten Sawah-Felder bewässert werden, welche die Javanen hier bebauen. Ein ähnlicher Fluß, der ebenfalls auf den Höhen des Slamat entspringt und seinen Lauf nach der Südküste nimmt, ist der Pamali, an dessen rechtem Ufer der Küstenort Brebes liegt. Von dort zieht sich die Straße längs der Küste nach Tegal, dem Haupt-

orte der Residentschaft gleiches Namens, wo eine kleine europäische Besatzung und mehrere europäische Beamte sich befinden.

Nachdem ich dort einen Rasttag gehalten, richtete ich am folgenden Morgen in Gesellschaft eines Beamten meinen Weg gegen Süden nach den Bergabhängen des Slamat.

In der Nähe von Tegal trafen wir zunächst auf Reisfelder, Zucker- und Kokospalmen, sowie auf weißblühende Sträucher aus der Familie der Goodeniaceen. Die Reisfelder hörten jedoch einige Pfähle vor Tegal auf, um Alanggras und Hochwaldungen den Platz einzuräumen. Doch sind es nur schmale Striche, welche das unkultivirte Land besetzen.

Bald breitet sich das grüne Zuckerfeld aus, dessen Stengel zum Theil schon geerntet sind, während zahlreiche Schnitter das Rohr in Bündel binden und es auf die am Rande des Ackers stehenden Karren, „Pedati", laden.

Diese mit massiven Rädern versehenen, bei dem bedächtigen Tritte der beiden vorgespannten Karbauen langsam und mit nicht geringem Knarren und Aechzen sich bewegenden Fuhrwerke, sind nach uralter javanischer Art konstruirt. Die aus einem Querdurchschnitt eines dicken Baumstammes verfertigten Räder halten für die Ewigkeit. Denn wenn auch durch den jahrelangen Gebrauch und ihre Bewegung durch Gras, Morast oder Waldgrund sich ihr Durchmesser etwas verkleinert, so dienen sie doch Generationen hindurch. Und was den auf den Rädern befindlichen Kasten betrifft, so weiß ihn jeder Javane aus Bambusstäben selbst zu verfertigen oder bei einer nöthigen Reparatur diese selbst vorzunehmen. Schmied und Wagner, und noch mehr die Verfertiger von Luruswagen, sind dem Javanen ganz überflüssige Leute, indem er sich mit seinem Pedati begnügt, der, ein wenig geputzt und mit Blumen verziert, selbst zu Festzügen und Hochzeitsfahrten dienen muß. Auf solchen Pedati wird die Ernte unter fröhlichem Gesang nach Hause gefahren; oft sieht man ganze Karawanen derselben nach den Zuckermühlen sich bewegen.

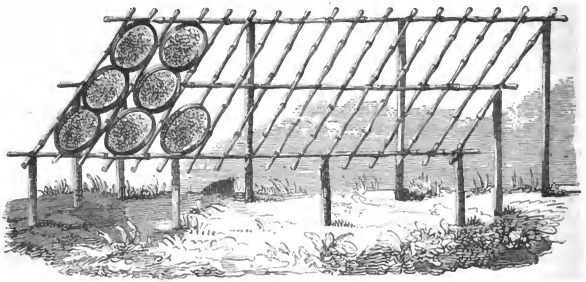
Bei Lebatsin, einem sogenannten Pasanggrahan, geht der Pfad schon ziemlich steil aufwärts, und es beginnen nun die Kaffeepflanzungen, zwischen deren Sträuchern einzelne alte Waldbäume, deren Brüder unter dem verheerenden Beil gefallen sind, ihren Schatten auf die kleinen Fremdlinge zu werfen.

Wir steigen noch höher und kommen an die Grenze des Kaffeebaumes, welche in einer Höhe von etwa 4000 Fuß sich befindet. Eine erhebende Aussicht auf die von uns durchschrittene Ebene und die Höhen breitet sich zu unseren Füßen aus, während gegen Süden der rauchende Krater des Slamat weit über die Wolkenregion hinausragt.

Die Flora zeigt uns Repräsentanten der gemäßigten Zone. Unter den Gräsern bemerkt man Briza, Plantago erhebt sich mit steifem Stengel; der Maulbeerbaum (Morus indica), Gaultherien, eine Eichenart, sind in diesen Höhen vertreten. Wir nähern uns den seit einigen Jahren hier angelegten Theegärten. Vielen Lesern wird es wahrscheinlich noch nicht bekannt sein, daß Java gegenwärtig eine nicht unbeträchtliche Quantität dieses Produktes nach den europäischen Märkten liefert, und daß gar oft ein Thee für chinesischen gehalten wird, dessen

Mutterland Java ist. Man wird diesen Irrthum um so weniger gewahr, da chinesische Aufschriften auf den Kisten sich befinden, die kleinen Packete in chinesisches Papier eingehüllt, mit chinesischen Lettern bezeichnet sind und auch chinesische Hände — auf Java — es waren, welche die Kultur dieser beliebten Pflanze besorgten. Die holländischen Kaufleute beeilen sich auch nicht, dem javanischen Produkt den Ruf eines chinesischen zu benehmen, da der chinesische Thee seit alter Zeit in hohem Ansehen steht, der javanische aber als Neuling mit seinem wahren Taufschein wahrscheinlich keine so geneigten Käufer finden würde.

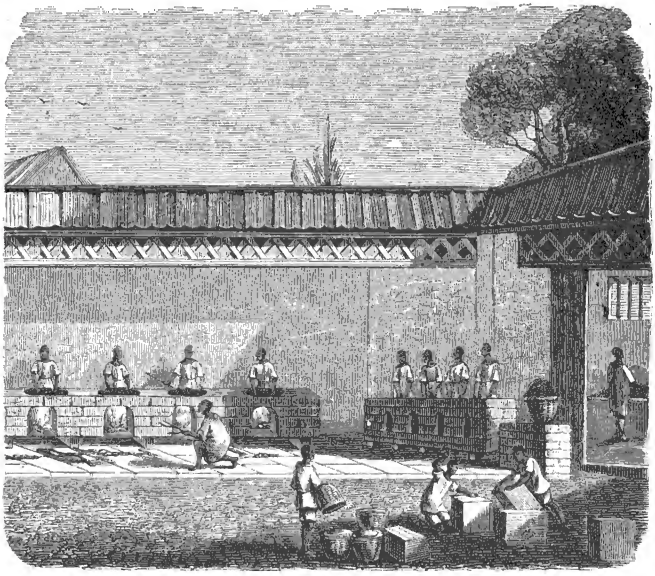
Die Idee, die Theepflanze auf Java im Großen zu pflanzen, datirt von dem Gründer des botanischen Gartens zu Buitenzorg, dem Professor Reinhardt. Dort gedieh schon seit vielen Jahren der schöne Strauch mit seinen weißen, rosenartigen Blüten, und es unterlag keinem Zweifel, daß der Bürger der gemäßigten Zone in höher gelegenen Gegenden noch besser gedeihen würde.



Bambuhürde zum Trocknen der Theeblätter.

Man überzeugte sich jedoch bald, daß zur Gewinnung des Thees, wie die Europäer seit Jahrhunderten ihn aus China zu erhalten gewohnt sind, die Anpflanzung des Theestrauches nicht genüge, sollte er auch noch so üppig heranwachsen; das Pflücken der Blätter, ihre Zubereitung und Verpackung hat als eine chinesische Kunst, die immer mit vielen Sonderbarkeiten gepaart ist, die aber einmal zur Sache gehören, so viel Eigenthümliches, daß ein Europäer nur schwierig die ganze Behandlungsweise erlernt. Hiermit ist freilich nicht gesagt, daß die Art, wie die Chinesen die Blätter behandeln, die beste sei; wenn jedoch nichtchinesischer Thee sich in Europa Eingang verschaffen will, muß er wenigstens in der ersten Zeit dem echt chinesischen so ähnlich als möglich gemacht werden. Um nun den Chinesen die Kunst der Theefabrikation in allen ihren Theilen, sowie die Kultur der Pflanze im Großen abzulernen, hielt sich ein gewisser Jakobson aus Amsterdam in den Dreißiger Jahren längere Zeit in China, und zwar in der Provinz Canton, auf und gewann auch einige mit dieser Kultur sehr vertraute Chinesen für die Ueberfahrt nach Java, um dort Theegärten an geeigneten Plätzen anzulegen. Jakobson schrieb

ein Werk, worin die Theepflanze vom Samenkorn an bis zu ihrer Blüte, das künstliche Abpflücken und Trocknen der Blätter in Dörröfen, die sonstigen Manipulationen, sowie endlich die Verpackung und Versendung des Thees mit der größten Genauigkeit beschrieben sind.



Rösten des Thees.

Die Kultur der Theestaude auf Java gelang vollkommen. Die ältesten und ausgebreitetsten Theegärten sind jene am östlichen Abhange des Vulkans Merbabu angelegten, und zwar in Höhen von 4500—5000 Fuß über dem Meere. Die jährliche Zunahme der Theegärten lehrt, daß der Boden auf Java, sowie die Wärmeverhältnisse an den genannten Höhen der Pflanze zusagen. Sowie aber der Kaffeestrauch als Bürger der gemäßigten Zone in den Aequatorial-Regionen nur ein künstliches Gedeihen zeigt, so verlangt in noch höherem Grade die Theestaude eine Abwechselung in den Jahreszeiten, während die auf den Höhen Java's herrschende gleichmäßige, wenn auch nicht hohe Temperatur ihrer Organisation nicht zusagt.

Deshalb muß auf Java beständig für neue junge Sträucher, die man aus den Samen gewinnt, gesorgt werden, da die alten sowol wegen Härte der Blätter, als ihres trägen Wuchses wegen, sich schließlich nicht mehr zur Theebereitung eignen.

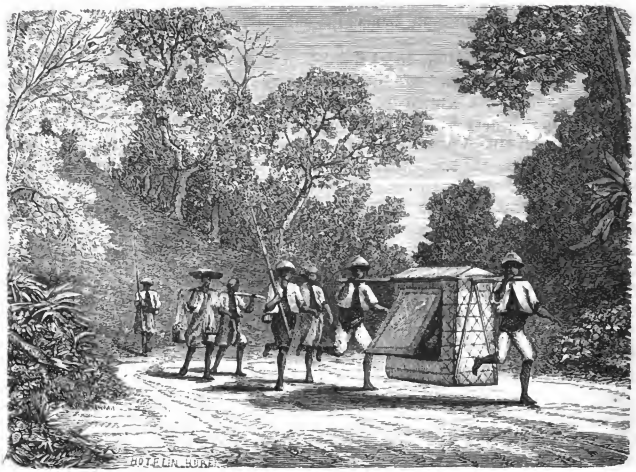
Anfangs legte die Regierung auf eigene Rechnung Theegärten an, wie ein solcher noch jetzt in Wonosobo im Distrikt Lodok besteht. Später übergab sie die Pflanzungen Privatpersonen mit der Verpflichtung, der Regierung das gewonnene Produkt zu einem bestimmten Preis zu liefern. Gewöhnlich schließen die Privatleute sowol bei der Thee- als Zuckerlieferung mit der Regierung für eine gewisse Zahl Jahre einen Kontrakt ab, während welcher die Lieferung statthaben muß. Sie erhalten meistens Vorschuß zum Anbau der zu den Anlagen nöthigen Gebäude und der übrigen Auslagen. Nach Ablauf der Kontraktzeit hat sich der Lieferant in der Regel ein hinlängliches Vermögen gesammelt, um sich entweder freie Grundstücke zu kaufen oder in Europa von seinem erworbenen Vermögen zu leben. Aber auch dieses Verhältniß hat aufgehört; denn der letzte Kontrakt ist 1864 abgelaufen und die Theekultur gänzlich freigegeben.

Der Anblick eines Theegartens hat wegen der schnurgeraden langen Reihen, in welchen die Sträucher stehen, etwas Einförmiges. Sie stehen in der Regel vier Fuß von einander. Der wohlbeleibte, langzopfige Chinese läuft geschäftig von den Gebäuden in den Garten und zurück; man sieht es ihm an, daß sowol die Beschäftigung als die umgebende Luft ihm zusagt. Die Entblätterung geschieht ein- bis zweimal jährlich, und zwar sondert man die zarten, noch weniger entwickelten Blätter als feinere Sorte von den ältern und festern ab. Nach dem Abpflücken werden diejenigen Blätter, aus welchen man schwarzen Thee, den am häufigsten im Handel vorkommenden, bereiten will, in große, leinene und von der heißern Luft eines Kohlenfeuers durchzogene Cylinder gebracht, wo sie unter beständigem Umrühren die erste Trocknung erfahren. Von den Leinwandcylindern schüttet man die bereits durch die Hitze gerollten Blätter in große Dörrpfannen, in denen sie Blatt für Blatt zwischen den Fingern gerollt werden. Je feiner die Theesorte, desto mehr wird darauf gesehen, daß jedes Blättchen die Rollung zwischen den Fingern erfährt. Die Bätter, aus welchen man grünen Thee bereitet, sind keineswegs von einer andern Pflanzenart, zu welcher Vermuthung etwa der noch hie und da gebräuchliche Name **Thea viridis** führen könnte; sondern es liegt der Unterschied beider Theesorten nur an der Art der Trocknung. Der grüne Thee erfährt nämlich statt in leinenen Cylindern die erste Trocknung an der Sonne, wobei er seine grüne Farbe behält. Die weitere Behandlung ist dieselbe wie beim schwarzen Thee. Letzterer widersteht weit länger als der grüne Thee dem Einflusse der Luft und der Feuchtigkeit.

Im Jahre 1859 wurden in den sechs Residentschaften Java's, wo überhaupt die Theekultur betrieben wird, nämlich Buitenzorg, Krawang, Preanger-Regentschaften, Tscheribon, Bagaleen und Tegal, eine Quantität von 2,065,000 Pfunden Thee erzeugt, während noch im Jahre 1855 nur 1,480,000 Pfund produzirt wurden. Die Ausgaben der Regierung für diese Kultur betragen 1,427,000 Gulden, so daß ein Pfund auf 0,70 Gulden zu stehen kommt. In Holland war der Netto-Erlös für das Pfund 0,71 Gulden.

Noch sind am Schlusse dieses Kapitels zwei Kulturpflanzen zu erwähnen, die eine gute Zukunft versprechen. In Folge des amerikanischen Bürgerkrieges wurde überall das Bestreben bemerkbar, die Baumwolle an jenen Orten anzubauen, wo diese ein passendes Klima und zuträglichen Boden findet. Die Nachfrage war damals überall eine erhöhte, denn der abgesperrte Süden der Vereinigten Staaten lieferte nur wenig auf den europäischen Markt. Auf Java bildete man daher eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Baumwollenbaues, die unter dem Schutze des General-Gouverneurs zusammentrat. Im Jahre 1860 konnte sie bereits 180,000 Pikul Baumwolle in den Handel liefern, und seitdem hat sich der Ertrag fortwährend gesteigert. Unter die neu eingeführten Kulturgewächse gehört noch die Vanille (**Vanilla planifolia**). Erst seit der Anwendung der künstlichen Befruchtung durch den Holländer Teysmann, jetziger Direktor des botanischen Gartens zu Buitenzorg, ist der Versuch ihrer Anpflanzung geglückt, nachdem alle früheren Anstrengungen zu keinem Ergebniß geführt haben, weil das Insekt, welches in dem ursprünglichen Vaterlande der Vanille, Westindien, die Befruchtung verursacht, auf Java nicht vorkommt. Gegenwärtig ist der Erfolg so glänzend, daß nicht nur Teysmann jährlich mehrere Centner von diesen aromatischen Schoten gewinnt und in den Handel bringt, sondern auch andere Ländereibesitzer dadurch zur Anlage von Vanillepflanzungen aufgemuntert worden sind. Die sechs bis zehn Zoll langen, drei bis fünf Linien breiten, dunkelbraunen, biegsamen, fettig sich anfühlenden Früchte brauchen fünf Monate, ehe sie zur vollständigen Reife gelangen. Sie werden mit großer Sorgfalt erst im Schatten, dann in der Sonne getrocknet und bündelweise in luftdichten Blechbüchsen verpackt. Hundert Stück liefern ungefähr ein Pfund, wie es in den Handel kommt.

Baumwollenpflanze.



Reisen im Palantin. (Nach einem Stereoskopenbilde.)

Fünftes Kapitel.

Besteigung des Merapi.

Die Vulkangruppe von Mittel-Java. — Die Stadt Samarang, europäisches Viertel, chinesisches Kamp und Kampong Dschava. — Invalidenhaus. — Fort Unarang. — Höhe über dem Meere. — Weiterreise nach Ambarawa. — Lebensweise der Offiziere. — Salatiga. — Bojolali. — Zahlreiche Familie eines javanischen Radschah. — Bodenbeschaffenheit bei Bojolali. — Ritt nach Selo. — Klimatische Verhältnisse. — Europäische Gemüse und Früchte. — Nach dem Gipfel des Merapi. — Alte Kratermauer. — Aschenfläche. — Versuch, den Eruptionskegel zu besteigen. — Rückkehr. — Heftiger Regen auf dem Merapi. — Ankunft zu Selo. — Westliche Abdachung der Hochebene. — Die Indigokultur. — Magelang. — Die Ruinen von Boro Budur. — Einwanderungen der Hindus und Einfluß derselben auf Religion und Kultur.

Mein Wunsch, auch den östlichen Theil Java's zu bereisen, ging endlich in Erfüllung, indem ich mit einem Schooner die Fahrt nach der Rhede von Samarang unternahm, von wo aus ich interessante Exkursionen in's Innere des Landes machen konnte. Auf der Rhede von Samarang wird durch die Aussicht auf die zahlreichen, diesen Theil Java's beherrschenden Vulkane das Verlangen, an's Land zu steigen und in den Schoß der Gebirge sich zu begeben, lebhaft im Gemüthe des Reisenden erweckt. Wer von der Rhede Batavia's hiehergesegelt

ist, wo flaches, aufgeschwemmtes Land das trübe, von Haifischen strotzende Meer begrenzt, hinter welchem nur in weiter Ferne die blauen Berge sichtbar sind, wird von diesen so nahe liegenden kegelförmigen Berggruppen, die nur ein schmaler, mit üppiger Palmen-Vegetation geschmückter Landstrich von uns trennt, in Erstaunen und Bewunderung versetzt. Der uns zunächst liegende Kegelberg, welchen bis zur Spitze dichter Wald bedeckt, ist der Unarang; hierauf folgt westwärts in größerer Entfernung der weit höhere und vielfach gefurchte Berg Lawu, hinter diesem der Sindoro, während östlich der Merapi und Merbabu, Zwillingsvulkane, welche durch ein Joch mit einander verbunden sind, in den Wolken sich verlieren. Diese riesigen Erhebungen erscheinen uns als eine Vereinigung von mehreren einzeln stehenden Bergen, nicht als ein zusammenhängendes Gebirge mit langen Gebirgskämmen, wie geschichtete Gebirgsarten, besonders gehobene Sedimentgesteine es bilden. Noch beschäftigt mit diesem ersten Anblick, begiebt sich der Reisende auf der durch die kräuselnden Wellen ziehenden Schaluppe an's Land. Wir gelangen zur Mündung des Flusses Samarang (Kali Samarang oder K. Ngarang), von welchem die Stadt ihren Namen trägt, und folgen durch anmuthige Gebüsche, zwischen welchen hie und da eine Bambuhütte hinter breiten Pisangblättern sich verbirgt, den Windungen des Flusses, bis sich endlich das Gebüsch lichtet und mehrere steinerne Häuser, sowie das geschäftige Treiben der Bewohner uns anzeigen, daß die Stadt hier beginnt. — Diese Geschäftigkeit in Samarang, das lebhafte Treiben in seinen Straßen und auf der Rhede hat sich in der neuesten Zeit noch bedeutend dadurch gehoben, daß die Stadt der Ausgangspunkt der einzigen bisher auf Java bestehenden Eisenbahn wurde, die von hier aus in einer Länge von 22 deutschen Meilen nach Surakarta und Dschokdschokarta führt.

Samarang hat freilich nicht jene anmuthigen Straßenanlagen und ausgestreckten Plätze wie die „Königin des Ostens", ein Beiwort, das die holländischen Schriftsteller der Hauptstadt Java's geben. Die nur hie und da durch Gartenanlagen unterbrochenen Häuserreihen gleichen mehr dem alten Batavia, das gegenwärtig vorzüglich von Portugiesen, Arabern und Chinesen bewohnt ist. Es übt indessen die in gesundheitlicher Hinsicht nicht sehr passende Bauart der Straßen und Häuser Samarangs, sowie selbst der Alluvialgrund, auf welchem die Stadt ruht, keinen besonders nachtheiligen Einfluß auf ihre Bewohner aus. Der Alluvialgrund bildet nur einen schmalen, vom Meere gegen Norden und von den sanften Bergabhängen gegen Süden begrenzten Streifen, welcher der Seeluft und den kühlen Gebirgslüften zugängig ist, wodurch die schädlichen Ausdünstungen des feuchten und niedrigen Bodens zerstreut werden.

Sowie fast alle Städte in Niederländisch-Ostindien, zeigt auch Samarang drei Abtheilungen von ganz verschiedenem Ansehen, deren Bewohner auch verschiedenen Nationen und Menschenrassen angehören. Der hervorragendste, den größten Raum einnehmende, obgleich durch die Zahl der Bevölkerung bei Weitem nicht überwiegende Theil der Stadt ist der europäische, dem man es gleich ansieht, daß seine Bewohner die herrschende Nation bilden. Die Europäer besitzen hier nur steinerne Häuser, was nicht in allen Städten Java's, und am wenigsten in den außerjavanischen

Städten des Archipels der Fall ist. Ein schönes Regierungsgebäude, der ehemalige Sitz des Gouverneurs von Mittel-Java, gegenwärtig die Wohnung des Residenten von Samarang, ziert eine breite, von Ost nach West laufende, mit Akazien- und Kanarienbäumen besäumte Straße, wo überhaupt in von Gärten umgebenen, freundlichen Häusern die vornehme Welt Samarangs wohnt. Gegen Sonnenuntergang sieht man hier die europäische Bevölkerung der Stadt vereinigt, theils zu Fuß, theils zu Pferd, oder in zwei- und vierspännigen Wagen die Kühle des Abends genießen. Die Straße setzt sich gegen Osten als Landstraße nach Demak fort.

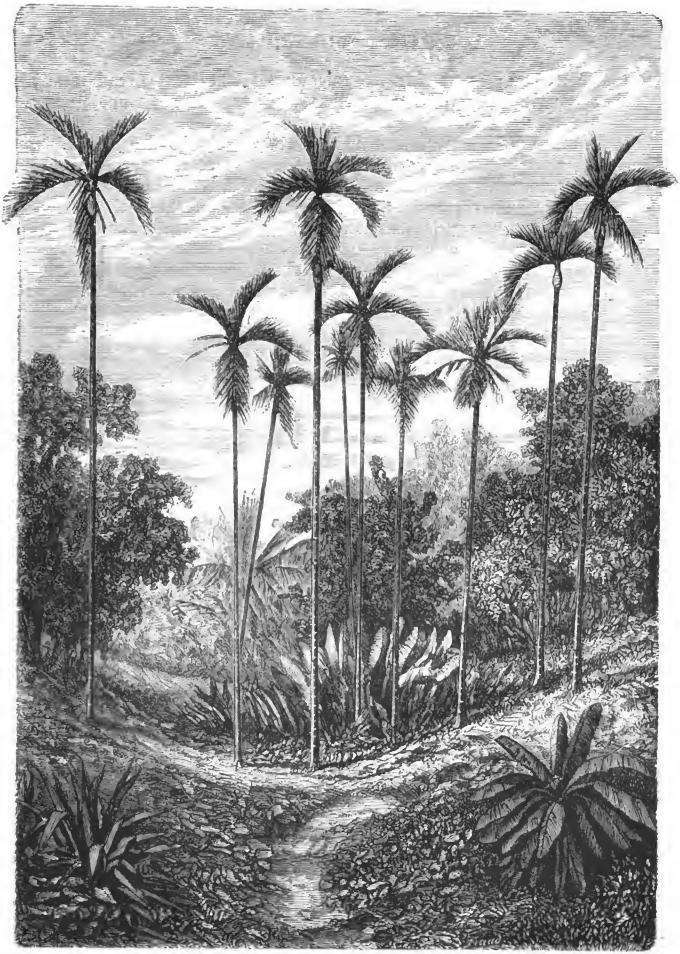
Was mich betrifft, so fand ich während meines Aufenthaltes zu Samarang den meisten Genuß in den Morgenspaziergängen. Frisch und rein weht dann die Luft von den Bergen herunter; mein Weg führte mich weit vor die Stadt, wo mich die Pflanzenwelt anlockte. Außer einem Militärhospital, einigen Kirchen, sah ich unter den öffentlichen Anstalten auch eine Art Invalidenhaus, in welchem die im Dienste ergrauten Soldaten, die den Rest ihrer Tage in Indien verleben, Pflege finden. Jeder der Bewohner erhält außer seiner Pension noch ein Pfund Reis täglich, was zu seiner Unterhaltung hinreicht. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Anstalt, statt in dem heißen, an Moskiten überreichen Samarang, in einem der hochgelegenen Orte Central-Java's, etwa in Salatiga, sich befände, wo die Einwohner gewiß ungleich gesunder und glücklicher wären, ohne daß die Kosten für ihre Unterhaltung sich höher stellten. Der einzige pekuniäre Nachtheil, der durch die Uebersiedelung der Anstalt in ein gemäßigtes Klima für die Regierung erwüchse, bestände darin, daß die Pensionäre durchschnittlich wenigstens zehn Jahre länger ihre Pension beziehen würden, als es in Samarang der Fall ist.

Einen völligen Gegensatz zu dem europäischen Viertel bilden die Wohnungen der Malayen und Javanen, welche ein Stadtviertel oder Dorf (Kampong Malayu) bilden, das aus einfachen Bambuwohnungen besteht.

Im Gegensatz zu der Einfachheit der javanischen Wohnungen und der europäischen Bauart schließen sich die Häuser im chinesischen Kamp im äußeren Ansehen sowie in der Beschäftigung der Bewohner ganz jenen zu Batavia an.

Von allen großen Plätzen der Stadt, sowie von der Galerie meines Gasthauses aus sah ich die mächtigen Kuppeln der Berge Sindoro und Sumbing bald im hellen Blau, bald in Wolken gehüllt an's Himmelszelt hinanragen. Sie laden den Wanderer zu einem Ausfluge in eine Gebirgslandschaft voll gesunder, kühler Luft ein. Ich zögerte daher nicht länger, mich nach jenen Höhen zu begeben und zwar beabsichtigte ich, den Vulkan Merapi, aus dessen Gipfel Rauch und Dampf entquillt, zu besteigen. Dieser Vulkan erhebt sich wie sein Zwillingsbruder, der Merbabu, und die ganze von Ost nach West verlaufende Vulkanreihe Java's, aus dem Tertiärgebirge.

Am 15. Februar 1843 erhob ich mich schon Morgens 4 Uhr von meinem mit einem Moskitennetze überzogenen Lager. Um fünf Uhr war ich schon mit meinem javanischen Jungen und drei Kuli's zum Tragen des Gepäcks und der Instrumente auf dem Wege nach dem Dorfe Unarang, welches die erste Station von Samarang bildet und dreizehn Pfähle oder Pale ($3^1/_4$ Stunden) von letzterer Stadt entfernt liegt. Sanft und stetig erhebt sich das Land, und allmälig erweitert sich der Horizont.



Arekapalmengruppe.

Ein kühler Landwind weht uns entgegen, während die aus den Nebeln der Nacht auftauchende Morgensonne die reiche Fläche des Tieflandes und die hinter demselben liegende See beleuchtet.

Den Weg säumen die schattenreichen Waringin-Bäume (**Ficus Benjamina**) ein, und zahlreiche Kokospalmen vereinigen sich in der Nähe der von der Straße abwärts gelegenen Dörfer zu einem Palmenwald. In der Nähe des Ortes Unarang, das am Fuße des gleichnamigen Berges liegt, gelangten wir zu runden kegelförmigen Hügeln, gleichsam Zweigen der großen vulkanischen Erhebungen, auf welchen ich mich befand. Die Aussicht nach der Ebene und auf das Meer wird immer reizender. Die zahlreichen Dörfer kündigen sich durch ihren Waldgürtel an. Zwischen ihnen breiten sich terrassenförmig Sawahfelder aus, aus deren hellem Grün sich hie und da die Arengpalme (**Arenga saccharifera**) erhebt. Weiterhin sieht man auch Arekapalmen, die zu den schönsten Pflanzenformen in Indien gehören; sie gewähren namentlich in Gesellschaft der Bananen einen herrlichen Anblick. Die Arekanuß bildet einen wichtigen Handelszweig, und manchmal bringt ein einziges Schiff deren 10,000 Centner nach China.

Man irrt sehr, wenn man glaubt, daß die vortrefflichen Landstraßen Java's, welche die Insel in verschiedenen Richtungen durchkreuzen, nur spärlich von Wanderern besucht sind. Im Gegentheil begegnet man häufig Landleuten, besonders in der Nähe von Städten und größeren Ortschaften. Sie bringen entweder Früchte, Gummi, Oel, Wachs, welches letztere aus den Samen der Früchte von **Tetranthera Roxburghii** gewonnen wird, nach der Stadt oder kaufen andere Bedürfnisse, die sie vorzüglich auch durch Berührung mit den Europäern kennen gelernt, dort ein. Auffallend erscheint, daß man die Leute fast nie nebeneinander, sondern alle nur hintereinander gehen sieht. Mir ist unbekannt, welche Ursache dieser Gewohnheit zu Grunde liegt; doch mag sie vielleicht von den schmalen Pfaden herrühren, die früher hier bestanden, oder sie deutet auf die Nothwendigkeit der Vorsicht, die man für den Fall eines Tigerüberfalls gebrauchen muß. Dieses Raubthier wählt sich gewöhnlich den letzten Mann im Zuge zum Opfer, indem es ihn von rückwärts ergreift; den Nachtrab bildet aus diesem Grunde gewöhnlich ein Zugthier.

Mehr gestärkt durch den Naturgenuß, als ermüdet durch den großentheils zu Fuß, theilweise aber auch auf dem kleinen, nicht allzu lebhaften Pferde zurückgelegten Weg, kam ich um neun Uhr im Gasthofe zu Unarang an. Ich hing meine Instrumente an Bambupfählen im Schatten auf, und während meine javanischen Begleiter ihr frugales, aus Reis, Capsicum und etwas getrocknetem Fleisch (Tin-tin) bestehendes Frühstück zu sich nahmen, beobachtete ich die Temperatur und den Druck der Atmosphäre. Der Thermometer zeigte 18,5° R., der Barometer stand auf 325,20‴ P., die Temperatur des Quecksilbers war 19° R. oder 24,2 C. Es ergiebt sich hieraus im Vergleiche mit dem Luftdrucke und der Temperatur an der Meeresküste die Erhebung Unarangs über die Meeresfläche nach Oltmanns Tafeln zu 1018 Pariser Fuß.

Das Gasthaus zu Unarang ist aus Bambu erbaut und mit einem offenen Vorbau, wo sich die Gäste gewöhnlich aufhalten, versehen. Nach dem Genusse

eines mäßigen Frühstücks, während dessen mich der Wirth, ein alter Franzose, mit seinen Erlebnissen in den Schlachten bei Jena und Leipzig unterhielt, besichtigte ich das dortige kleine Fort. An verschiedenen Punkten Java's sind Forts angelegt, die nur aus einem mäßig hohen Erdwall und Graben bestehen; der Vertheidigung ist 50—100 Soldaten mit 6—8 Kanonen anvertraut. Diese Forts genügen gegen etwaige Angriffe von Seiten der Eingeborenen; sie haben in frühern Zeiten treffliche Dienste geleistet. Gegenwärtig hat man jedoch ein Vertheidigungssystem auf Java zur Ausführung gebracht, welches vorzüglich auf die Abwehr eines europäischen Feindes berechnet ist. Die Festungswerke zu Batavia, Samarang und Surabaja sind von dieser Art.

Die Pferde standen gesattelt vor dem Gasthause, meine Dienerschaft ward, mit Ausnahme des Jungen gewechselt, und ich setzte, obwol die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand, die Reise auf der Landstraße fort. Hie und da begegneten wir einem Chinesen, der sich in einem mit Atap bedeckten Stuhle von zwei Kuli's tragen ließ. Sonst war die Straße schon ziemlich menschenleer. Drei Bäche durchkreuzen in wildem Laufe, vom nahen Unarang- und Sindoro-Gebirge entspringend, die Straße. — Die amphitheatralisch vor dem Wanderer aufsteigenden Gebirge bieten einen erhebenden Anblick; in ihren Furchen und Runzeln wuchert eine reiche Vegetation, und selbst die hoch in die Wolken ragenden Gipfel, die im kalten Norden nur kahle Flächen zeigen würden, sind bewaldet.

Links in der Tiefe bemerkt man noch immer einen dunkelblauen Streifen mit einzelnen Punkten. Es ist das Meer vor Samarang mit den dort vor Anker liegenden Schiffen. Der Abend brach herein, und die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten die Gipfel der Berge. Die Insekten begannen ihr Nachtkonzert, das zuweilen von dem Geschrei der Affen unterbrochen wurde. In der Ferne vernahm ich ein dumpfes, aber doch durchdringendes Gebrüll anderer Art. „Matjan Duan, ein Tiger, mein Herr!" und unwillkürlich beschleunigte bei diesem Ausruf des Führers mein Pferd seine Schritte. Wir traten nun in das Thal von Ambarawa ein, ohne daß uns ein Leid geschehen wäre. Bald schimmerten uns die Lichter der in der Nähe des Forts erbauten Bambuhäuser entgegen; das bereits geschlossene Thor öffnete sich, und eine Tasse Thee ließ uns in der behaglichen Wohnung eines Offiziers alle Strapazen der Reise vergessen. Die Festung Ambarawa, welche erst im Jahre 1842 vollendet wurde, gehört zu dem großartigen modernen Vertheidigungssystem, welches für Java in Ausführung gebracht wurde, um gegen einen etwaigen unvorhergesehenen Ueberfall einer europäischen Seemacht gesichert zu sein. Gewiß ist, daß es jetzt den Engländern nicht mehr in so kurzer Zeit gelingen würde, sich zu Herren der schönen Insel zu machen, wie im Jahre 1811. Der Umfang der Festung ist etwa $1^1/_2$ Stunden. Dicke, im Zickzack laufende und mit Erdwällen eingefaßte Mauern umgeben die innern Räume, und die Geschütze sind so angebracht, daß nach dem Urtheil der Sachverständigen bei guter Vertheidigung die Festung mehrere Monate dem stärksten Feinde trotzen kann. Die ganze Umgegend Ambarawa's kann unter Wasser gesetzt werden; es erinnert dieses an die holländischen Festungen, bei welchen das Wasser ebenfalls eine Hauptrolle spielt.

Mit der Erbauung der großen Festungen hat sich auch die Lage und Lebensweise der in denselben stationirten Offiziere und Militärbeamten bedeutend geändert. Die Beamten und Offiziere in Niederländisch-Indien führen, besonders außerhalb der großen Städte, ein ziemlich patriarchalisches Leben. In ihrem Bambuhause besorgt die javanische Haushälterin die häuslichen Geschäfte, und der Segen des Himmels schenkt häufig dem Paare einige gelbbraune Kreolenkinder, deren einfache Erziehung und Lebensweise den Eltern wenig Sorge verursacht. In den größeren Festungen aber erleidet dieses idyllische Leben einen großen Abbruch. Dort sind alle Offiziere mit Ausnahme der Verheiratheten, genöthigt, an einer gemeinschaftlichen Tafel Theil zu nehmen. Ein Lesezimmer, in dem politische und militärische Zeitschriften aufliegen, und eine Bibliothek versehen das Offiziercorps mit geistiger Speise.

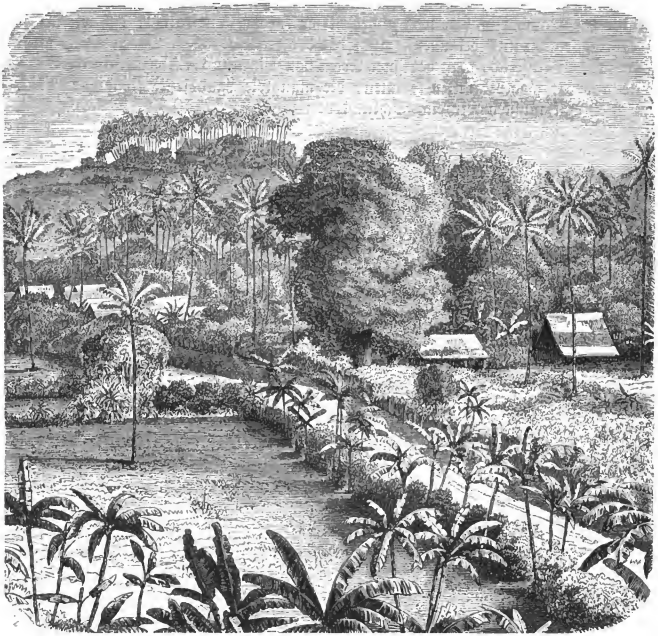
Nach dreitägigem Aufenthalt in der Festung brach ich nach Salatiga auf. Diese, 1750 Fuß über der Meeresfläche gelegene Ortschaft besitzt ein sehr angenehmes und gesundes Klima. Die Nacht ist sehr kühl und der Morgen ungemein erfrischend. Ich fand während meines kurzen Aufenthaltes den Thermometerstand daselbst: des Morgens vor Sonnenaufgang 17° R., des Mittags 1 Uhr 22° R., des Abends nach Sonnenuntergang 18° R.

Bojolali, ein größerer javanischer Ort, bei welchem ein kleines Fort sich befindet, liegt nur wenige Pale von Salatiga entfernt. Dort wechselte ich Pferd und Leute. Ich begab mich selbst zum Radschah des Dorfes, der zugleich über einen Distrikt zu befehlen hat. Ich fand einen 83jährigen, blinden Greis, der im Vorbau seines Bambupalastes auf einem Stuhle saß. Der Alte führte beständig das Wort, wobei seine Umgebung nichts als: Ingi, Ingi (O ja) erwiderte. Ich sprach mit dem Greis malayisch, während er mit seiner Gesellschaft in der mir nicht verständlichen javanischen Sprache redete.

Mir wurde ein Stuhl gebracht und Siri angeboten. Im Laufe des Gespräches erzählte der Radschah, daß er vier Frauen habe und die Zahl seiner noch lebenden Nachkommen nicht weniger als 127 betrage. Ich dankte dem Manne für diese und noch andere Mittheilungen aus seinem Leben, welches die Sorge für Vergrößerung seines Stammbaumes großentheils auszufüllen schien, und wünschte ihm und seinen zahlreichen Nachkommen den Segen des Himmels.

Dicht bei Bojolali befindet sich eine von der Höhe des Merapi herabziehende, etwa 30 Fuß tiefe, mit Lavaströmen und Trachytblöcken erfüllte Kluft; sie heißt Kali Gerding, enthält aber kein Wasser, wie der Name (Kali = Fluß) andeutet. Ueberhaupt zeichnen sich sowol der Merapi als der Merbabu durch Wasserarmuth aus. Während von den meisten anderen Vulkanen Java's zahlreiche Bäche herabströmen, sind die Klüfte dieser beiden Vulkane meistens wasserleer, und nur nach einem Regen rauschen in ihnen kleine Bäche nieder. Die Ursache dieser Wasserarmuth der beiden Vulkane ist offenbar die Abwesenheit der Wälder an ihren Abhängen. Nur der südliche Abhang des Merapi ist in einer Höhe von 3000—6000 Fuß mit Wäldern bedeckt, in welchen zahlreiche Bäche entspringen. Selbst an der unteren Grenze dieser Waldzone bilden sich noch einige Bäche, wie der Kali opak. Der Boden bei Bojolali besteht aus einem hell-

grauen feinen Sande, der offenbar als Asche bei den verschiedenen Eruptionen niederfiel und jetzt eine mehrere Fuß tiefe Schicht bildet. Man erkennt darin Trachytkörnchen, Feldspathstückchen und Hornblendekrystalle. In der Höhe sieht man deutlich die milchweißen Dämpfe aus dem Krater des Merapi steigen.



Auf dem Wege von Samarang nach Unarang.

Auch den Merbabu kann man von Bojolali aus in der Nähe betrachten; derselbe ist 540′ höher als der Merapi, doch als Vulkan seit Langem nicht mehr thätig. Seine Formen sind mehr abgerundet; auch ist er bis zu seinem Gipfel mit Alanggras bewachsen, während der Merapi in Folge der vor kurzer Zeit stattgehabten Ausbrüche an seinem Gipfel kahl erscheint.

Der Weg führt uns auf schmalem, steilen Pfade in eine zweite Kluft, jene des Kali krawa. Meine Absicht war erst nach Selo, einem Orte, der auf

dem Joche (**Durang Djuwe**) zwischen dem Merapi und Merbabu liegt, zu gehen, dort einige Tage zu verweilen, um dann nach dem Krater von der Nordostseite zu gelangen. Wir kamen zu dem Häuschen eines Kreolen, in dessen Garten Reis, einige Pisangstauden und Papayabäume gepflanzt waren, die in dieser Höhe noch fortkommen. Der Pfad wendet sich mehr nördlich. Bereits verkündeten uns die Düfte der strauchartig hier wachsenden Rosen (**Rosa centifolia**), daß wir in der Frühlingsregion uns befanden. Auch hat der grasbewachsene Boden einen mehr europäischen Anstrich, man begegnet Arten von **Plantago**, **Absynthium**, **Briza** und anderen wohlbekannten Formen, die man wie Landsleute freudig begrüßt. Noch einmal mußten wir eine Schlucht von wenigstens 150 Fuß Tiefe passiren, in welcher rauschend ein Bergstrom nach der Ebene zueilt. Am vorausgegangenen Abend hatte es stark geregnet, und die Wasser strömten gleich Bächen aus Klüften hervor. Während des größten Theils des Jahres aber ist die Schlucht leer oder hat nur wenig Wasser. Hohe baumartige Farrn (**Chnoophora glauca** und andere Arten) mit großen, feingefiederten Blättern, die man beim ersten Anblick für Palmen halten könnte, zieren diese Klüfte, in welche ich nicht ohne Gefahr mit dem Pferde mich wagte; das vorsichtige Thier brachte mich endlich gegen Abend wohlbehalten nach dem gastlichen Selo.

Sicherlich erscheint es in der Tropenregion auffallend, und zwar unter 6° südlicher Breite, Oefen in den Zimmern zu finden. Sie sind aber auf Selo keineswegs überflüssig, wenigstens nicht für den von der heißen Ebene Kommenden. Indessen sind es nur die Abend- und Morgenstunden, während welcher das Feuer im Kamine lodert, da während des Tages die angenehmste Temperatur herrscht. Zum ersten Male nach langer Zeit schlief ich des Nachts wieder unter wollenen Decken, und zwar fast bis zum folgenden Morgen. Der Thermometer zeigte des Morgens vor Sonnenaufgang 12° R., um 1 Uhr Mittags 18° R., um 6 Uhr Abends 14° R. In Europa bleibt bei einer solchen Temperatur der Ofen freilich noch ungeheizt, doch die Empfindlichkeit gegen Kälte steigert sich bei dem Europäer nach längerem Aufenthalt im Tropenlande.

Die Hochebene Selo hat eine sattelförmige Gestalt. Gegen Ost und West dacht sie sich sanft — mit Ausnahme der sie durchschneidenden Klüfte, die als Erosionsthäler steile Abhänge haben — in die Ebenen von Selo und Mandillang ab, während gegen Norden die riesigen Wölbungen des Merbabu sich erheben, südwärts aber die mehr eckigen Formen des Merapi mit seinem rauchenden Gipfel emporsteigen. Wegen dieser unvergleichlichen Aussicht und der wenige Meilen entfernten Tropen-Vegetation bietet diese Hochebene einen sehr angenehmen Aufenthalt. Man kennt dort weder die lästige Sommerhitze, noch die eisige Kälte des Winters, sondern ewig gleichmäßig beleuchtet eine Frühlingssonne Garten und Hütte, und in beständig neuen Keimen lockt sie die Pflanzen der gemäßigten Zone aus dem Boden. Einige in dem Weiler Selo wohnende Europäer haben sich besonders bemüht, außer Erdfrüchten, Kartoffeln, Rüben und europäischen Gemüsen, auch Pfirsichbäume (**Amygdalus Persica**) zu pflanzen. Aber die Früchte dieses Baumes stehen an Größe und Güte den europäischen nach. Die Ursache ist ohne

Zweifel in dem Mangel des den Lebensverhältnissen der europäischen Pflanzen nöthigen Winterschlafes zu suchen, nicht im Kali- oder Natrongehalt oder der Phosphorsäure des Bodens. Die Erschöpfung der Lebenskraft durch den beständigen Frühling hat eine mangelhafte Entwicklung und frühzeitiges Absterben des Baumes zur Folge. (Die Inländer nennen die Pfirsiche **Manga Wolanda**, holländische Mangga, so wie sie überhaupt alles aus Europa kommende Holländisch nennen. So ist bei ihnen Selterserwasser **Ajer Wolanda**, holländisches Wasser.)

Hingegen habe ich Erdbeeren, Bohnen, Kohl u. s. w. in Hülle und Fülle genossen, die den europäischen an Güte und Wohlgeschmack nicht nur nichts nachgeben, sondern dieselben noch übertreffen. Die Einwohner Selo's liefern die in ihren Gärten gezogenen Gemüse und Früchte den Europäern in Samarang, welche dieselben zu guten Preisen bezahlen. Um uns aber zu mahnen, daß das irdische Paradies verschwunden, hängt die himmelanstrebende Rauchwolke, aus geheimnißvoller Tiefe des Merapi kommend, wie ein Damoklesschwert über unserm Haupte, uns an die Gefahr erinnernd, welche die Nähe dieses Feuerherdes mit sich bringt. Zur Vollendung der Besorgniß zeigen die Bewohner der Hochebene das Grab eines alten Soldaten, der im Jahre 1837 am 10. August bei einer heftigen Eruption des Merapi durch ein auf ihn gefallenes Felsstück seinen Tod fand. Selo liegt nach meinen barometrischen Messungen 4650 Fuß über dem Meere. —

Nach dreitägigem Aufenthalt in Selo machten wir uns eines Morgens zur Ersteigung des Berges auf den Weg. Zu meinen bisherigen Begleitern nahm ich noch zwei des Weges kundige Javanen und einen auf Selo wohnenden Europäer, einen pensionirten Soldaten. Mit dem Reisen zu Pferde war es nun zu Ende, und wir mußten mit einem Stocke bewaffnet den ungebahnten Weg hinanklimmen. Ein Barometer und zwei Thermometer, einige Körbchen zum Sammeln der Mineralien, Papier, etwas Trinkwasser und eine Feldflasche mit Branntwein bildeten meine Ausrüstung. Der Weg führte vor dem Landhause des Residenten, dem höchsten bewohnten Punkt dieser Gegend, über das nördliche Joch Dschurang-Dschawi, das, von beiden Seiten von tiefen Klüften begrenzt, immer enger wurde.

Außer dem in den Höhen von 6000—8000 Fuß wachsenden Anggring-Bäumchen (**Paraspomia parviflora**) bemerkt man auch eine Eiche (**Quercus pruinosa**), während in den Höhen von 7000—8000 Fuß **Gaultheria punctata**, sowie Inga-Gebüsche gefunden werden. Eigentlichen Wäldern begegnet man auf dem ganzen nördlichen und nordöstlichen Abhang nicht. Der sehr steile, auf der von tiefen Schluchten begrenzten Bergrippe sich hinziehende Weg engte sich endlich derart ein, daß kaum zwei Menschen auf demselben Platz hatten, während ein grauenerregender Abgrund auf beiden Seiten sich öffnete. Diese Klüfte sind durch Laven und herabströmendes Wasser gebildete Erosionsthäler.

Wir kamen endlich an übereinandergeschichtete Trachytblöcke, die wie eine Mauer in gebogener Linie um den jetzt deutlich und in der Nähe sichtbaren Eruptionskegel des „Rothen Feuerberges" sich herumziehen (denn **mera** bedeutet im Malayischen roth, und **api** Feuer, daher der Name des Vulkans). Dies ist offenbar eine Kratermauer, die bei frühern Eruptionen sich gebildet hat, während der

jetzige Krater mehr südlich gelegen ist. Dieser Punkt liegt nach hier gemachten barometrischen Beobachtungen 8310 Fuß über dem Meere. Die wie eine Karte vor uns sich ausbreitende Landschaft gewährte einen erhabenen Anblick. Vor mir gegen Norden die Abhänge des Merbabu, dessen abgeschnittener Pyramidengipfel bläulichgrün aus den Wolken sich erhob, während der in horizontaler Linie vor mir liegende Theil dieses Berges in Nebel gehüllt war. Die Ländermassen im Thale rechts und links waren zum Theil durch Wolken verdeckt und es begann trübe und regnerisch zu werden, aber dennoch ragten einzelne Stellen wie Inseln aus dem Wolkenmeer hervor. Kokos- und Bambu-Gebüsche waren wohl von einander zu unterscheiden.

Der Thermometer zeigte an dieser Stelle um $11^1/_2$ Uhr Vormittags $9^3/_4{}^0$ R. Wenn wir bisher die Füße zur Wanderung verwendeten, so mußten wir jetzt auf allen Vieren kriechen. Denn die Lavastücke, über welche wir nun klettern mußten, können nicht wohl anders überschritten werden, und überdies würde ein Fehltritt den unvermeidlichen Tod in den zu beiden Seiten sich öffnenden Schlund zur Folge gehabt haben. Glücklicher Weise dauerte diese unbequeme und allzumatürliche Wanderung nicht lange. Wir kamen zu einer breiten, gegen Süden hin sich abdachenden Fläche aus vulkanischer Asche, die so feucht war, daß die Fußtritte einen Eindruck in ihr ließen. Da aber hie und da Ritzen und Sprünge sich zeigten, so hatte die Fläche das Ansehen eines mit grauen Schieferplatten bepflasterten Platzes. An manchen Stellen war der Boden steinartig erhärtet. Aus den Spalten stiegen Dämpfe hervor, die nach Schwefelwasserstoff rochen. Hie und da bemerkte man kleine warme Teiche, deren Ufer von sublimirtem Schwefel gelb gefärbt waren; aber keine Vegetation — wol nicht wegen zu niedriger Temperatur, sondern weil seit der jüngsten Eruption sich noch keine Pflanzendecke auf dem verwitterten Gestein bilden konnte.

Der von unten aus schon bemerkte Schlackenkegel erhob sich jetzt schroff über unserm Haupte, während die Rauchwolke glücklicherweise nach der entgegengesetzten Seite geweht wurde. Leichte Schlacken aus Trachyt von verschiedener Färbung, je nachdem sie mehr oder weniger der Wirkung des Feuers ausgesetzt, dem Verwitterungsprozeß unterlagen oder endlich mit Schwefel überzogen waren, bildeten die Masse des Schlackenkegels. Auch fand ich ein schönes Stück schwarzen Augits. Als ich mich nun entschloß, diesen Schlackenkegel zu ersteigen, schüttelten alle meine Begleiter das Haupt. „Trapisa duan!“ (es ist nicht möglich, mein Herr!) war das allgemeine Urtheil, und sie blieben auf ihrem Platze. Ich versuchte nun allein den Kegel hinanzuklimmen, um so nahe als möglich zum Kraterrande zu gelangen. Aber die Füße sanken bis an die Knie in die losen Lavatrümmer, so daß ich, bei jedem Schritte wieder zurückgleitend, nur mit Mühe und äußerst langsam vorwärts kam. Da nach einiger Zeit eine dicke Rauchwolke die Kratermauer einhüllte, konnte ich meine unten stehenden Begleiter nicht mehr sehen und auch nach aufwärts erschien Alles dunkel. Unter diesen Umständen wäre ein weiteres Fortschreiten Tollkühnheit gewesen. Ich stieg daher wieder hinab und fand meine Führer an ihrem Platze. Die Höhe dieses Punktes stellte sich zu 8630 Fuß heraus. Da ich aber noch etwa 50 Fuß höher gestiegen war, so mochte der höchste von mir erreichte Punkt des Merapi 8680 Fuß sein. —

Es war drei Uhr Nachmittags, als wir uns wieder auf der Aschenfläche befanden und es heftig zu regnen begann. Ich suchte Schutz unter einem hervorragenden Trachytfels, der mir als Schirm diente. In weniger als zehn Minuten bildeten sich durch das von den ausgestreckten Gebirgsabhängen strömende Wasser wilde Bäche und prächtige Wasserfälle, die alle, in einer Kluft sich sammelnd, als angeschwollener Gebirgsbach hinab in die Ebene stürzten. Nachdem der Regen aufgehört, mußten wir, um an diesen unwirthlichen Orten nicht zu übernachten, schleunig den Rückweg antreten.

Mit Hülfe der Hände gelangten wir über die Lavatrümmer, die jetzt durch den Regen schlüpfrig geworden waren, was die Gefahr des Kletterns noch mehr vermehrte. Ich würde die Wahrheit verleugnen, wenn ich sagte, daß ich ohne Bangigkeit und Herzklopfen die von Neuem vor meinen Blicken sich eröffnenden tiefen Schluchten betrachtete, in welche ich so leicht durch Ausgleiten des Fußes stürzen konnte. Als wir glücklich diese Strecke passirt hatten und wieder unser menschliches Vorrecht des aufrechten Ganges gebrauchten, verlor ich auf dem schlüpfrigen Wege durch einen Fehltritt das Gleichgewicht und nur ein am Rande der Schlucht stehendes Anggring-Bäumchen rettete mich vor dem Hinabstürzen. Bald aber lag vor unsern Blicken wieder die freundliche Hochebene von Selo, wo der gastlich lodernde Herd uns bei schon eingetretener Nacht entgegenleuchtete. — Wenn man von der reizenden Hochebene Selo nach den westlichen Abhängen der beiden Berge Merapi und Merbabu sich begiebt, dacht sich das Terrain sanft ab, und auf den fruchtbaren Feldern prangen die Kaffeegärten und weiter hinab die Indigo-Pflanze (Indigofera Anil und tinctoria). In der malayischen Sprache heißt sie Tarom; die Javanen nennen sie Tom. Der Farbestoff heißt aber nach dem Indischen Nila. Man vermuthet daher mit Recht; daß die Bereitung dieses schönen Farbestoffes ursprünglich von den Hindus eingeführt wurde. Die Eingebornen stellen sich für ihren Gebrauch einen breiartigen Indigo her, indem sie die Stengel und Blätter der Pflanzen einige Tage lang in Wasser weichen, dann kochen und mit Farnkräutern und ungelöschtem Kalk vermengen.

Indigo-Pflanze.

Der Indigo als Farbstoff ist schon seit alter Zeit in Europa bekannt, ohne daß man Etwas von der Pflanze wußte, aus welcher er bereitet wurde. Bevor die Europäer nach Indien fuhren, kam der Indigo durch Karawanenzüge nach den Ländern des Abendlandes. Im Jahre 1631 führte die Ostindische Compagnie

333,000 Pfunde Indigo von Java aus. Gegenwärtig ist die Ausfuhr eine viel bedeutendere, obgleich in der jüngsten Zeit auf Anordnung der Regierung eine Verminderung in der Kultur des Indigo stattfand. Der Indigo bedarf außer einem fetten Boden der sorgfältigen Pflege; auch die Bereitung des Farbstoffes nimmt viele Hände in Anspruch, ohne daß der Gewinn bei diesem Produkte im Verhältnisse zu der auf dasselbe verwendeten Mühe steht.

Im Jahre 1859 waren auf Java 275 Indigo-Fabriken im Gang. Auf einer Fläche von 15,750 Bouw wurden 575,500 Pfunde Indigo gewonnen, für welche die Regierung 1,300,000 Gulden verwenden mußte, so daß ein Pfund auf 2,24 Gulden zu stehen kam. Der Erlös beim Verkaufe in Amsterdam war 3,65 Gulden. Die Ernte von 1860 lieferte 2,010,000 Pfund.

Zwischen fruchtbaren Feldern und kleinen Wäldern wandelnd gelangte ich nach dem freundlichen Orte Magelang, der Hauptstadt der Residentschaft Kadu, an dem nördlich vom Merbabu entspringenden Flusse Progo. In der Nähe dieses Ortes, nahe an der Mündung des Flüßchens Elo in den Progo, findet man die schönsten Tempelruinen Java's aus der Hinduzeit, nämlich die von Boro Budur. Dieses prachtvolle und kolossale Gebäude erhebt sich aus einer sanft abschüssigen Ebene und ist von einem etwa zehn Fuß breiten Graben umgeben, über welchen mehrere mit Figuren gezierte steinerne Brücken führen. Der Tempel bildet kein einzelnes, bedecktes Gebäude, sondern eine Menge von zahllosen Reliefbildwerken, die auf neun konzentrisch in einander aufgeführten Mauern angebracht sind, wovon die innere immer etwa 10—12 Fuß höher ist als die zunächst nach außen stehende. Nach Ueberschreitung des Grabens steht man vor dem ersten Mauervierecke. Jede Seite ist 120 Fuß lang und mit Hautreliefs geschmückt, welche Scenen aus der buddhaistischen Götterlehre darstellen. Man bemerkt einen Kampf der Götter, dann wieder friedliche Scenen. Fischgestalten, Elephanten, Schlangen und Krokodile, Verwandlungen des Gottes Schiwah vorstellend, finden sich neben den Heldenthaten, die er in jeder dieser Verwandlungen ausführte, dargestellt. Durch eine viereckige Thüre in der Mauer steigt man 12—14 Treppen hinan und gelangt zu einer zweiten Mauer, die ebenfalls mit Reliefs geschmückt ist, welche sich durch Schönheit der menschlichen Gestalten und Geschmack in der künstlerischen Anlage auszeichnen, im Gegensatze zu andern Darstellungen aus frühern Perioden, welche durch monströse Darstellungen einen widerlichen Eindruck machen. Alterthumskenner versichern, daß der Tempel zu Boro Budur selbst die besten Werke der Hindus auf dem asiatischen Kontinent übertreffe.

Innerhalb der zweiten Mauer befindet sich eine dritte mit Bildhauerwerken gezierte, und so fort, bis endlich die achte Mauer in einer Höhe von 100 Fuß einen bedeckten Tempel einschließt, in welchem zwei kolossale Figuren aus Trachyt, Wischnu und Schiwah, enthalten sind. Es beurkundet sich in der Physiognomie und der Haltung der Figuren tiefes Denken, mit Ernst und Milde gepaart.

Der Name Boro bedeutet in der altjawanischen Sprache „Hundert Millionen" oder überhaupt eine sehr große Zahl, Budur aber ist nur eine etwas veränderte Aussprache von Buddha, wonach also Boro Budur „eine große Zahl Buddhas"

bezeichnet; hierdurch wird auf die vielen Figuren hingedeutet, welche den Bau zuſammenſetzen. Man erkennt aus dem Tempel von Boro Budur, daß der Buddhadienſt auf Java eben ſo wie der alte Brahmanen-Kultus eingeführt war, obgleich Crawford glaubt, daß der Buddhadienſt nie Eingang auf Java gefunden habe.

Durch die Zeit ſowol, als in Folge des muhamedaniſchen Fanatismus, der es ſich in frühern Jahrhunderten zur Aufgabe machte, die aus der heidniſchen Zeit ſtammenden Baudenkmäler zu zerſtören, haben die letztern auf Java ſehr gelitten. Auch der in den Tropenländern raſcher vor ſich gehende Verwitterungsprozeß des Geſteins läßt befürchten, daß die Zerſtörung ſchneller ſich vollenden werde, als im Intereſſe der Kunſt und der Wiſſenſchaft wünſchenswerth iſt. Um daher die Reſte aus der Hinduzeit auf Java für ſpäte Generationen und ferne Länder wenigſtens bildlich zu erhalten, läßt die holländiſche Regierung von denſelben Zeichnungen und Photographien verfertigen, welche dem Beſchauer eine deutliche Vorſtellung jener Monumente aus frühern Jahrhunderten geben.

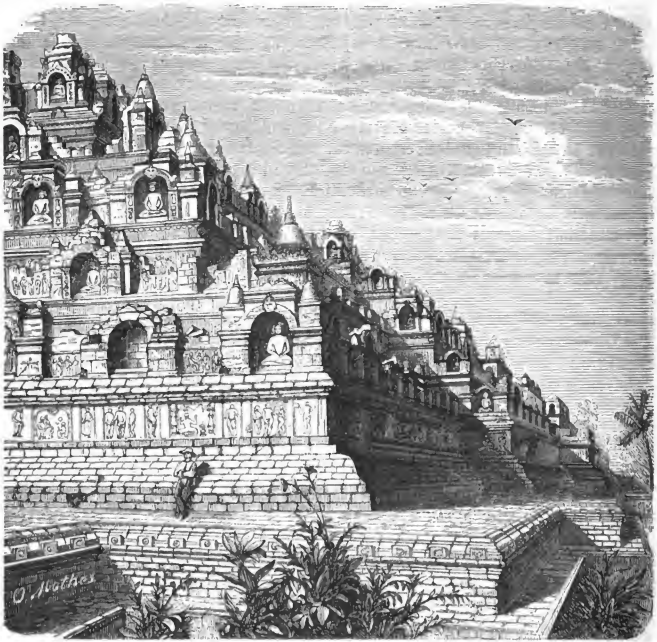
Was die Einführung des brahmaniſchen Kultus auf Java betrifft, ſo kann man aus javaniſchen Urkunden entnehmen, daß dieſelbe im Jahre 76 nach Chriſtus ſtattfand. Die einzelnen Berichte ſtimmen aber nicht miteinander überein, da die einen die Einwanderung als eine freiwillige, die andern als von einem Fürſten angeordnete darſtellen. Gewiß iſt es, daß um die genannte Zeit die Inſel Java eine zahlreiche Einwanderung — die Urkunden ſprechen von 20,000 Familien — vom Feſtlande her erlitt, welche eine höhere Kultur und Geſittung einführte. Mit Recht kann man vermuthen, daß die religiöſen Zwiſte und Verfolgungen, welche zu jener Zeit in Bengalen und andern Ländern Aſiens ſtattfanden, Anlaß zu dieſer Auswanderung gab, die ſich vielleicht im Laufe der Zeit wiederholt hat. Die Einwanderung fand aber hauptſächlich auf Oſtjava ſtatt, weshalb auch dort die meiſten Ruinen aus der Hinduzeit ſich vorfinden und auch die Sprache der Oſtjavanen eine andere iſt, als die von Weſtjava. Im öſtlichen Theile Java's nämlich wird das eigentlich Javaniſche, das ſich aus der alten Kawiſprache gebildet hat, geſprochen, die viel Aehnlichkeit mit dem Sanſkrit hatte. In Weſtjava ſpricht man die Sundaſprache, die mit jener der Urbewohner Java's mehr übereinkommt und ſich von Beimengungen aus der Hindusſprache ziemlich frei gehalten hat.

Wir wiſſen, daß im ſechſten Jahrhundert in Hinduſtan heftige Verfolgungen der Buddhiſten ſtattfanden, und daß viele Tauſende nach China, Japan, Cochin-China und nach dem Indiſchen Archipel ſich flüchteten. Auch zu jener Zeit mögen Niederlaſſungen von Buddhiſten auf Java ſtattgefunden haben.

Endlich finden wir die Blüte der Kunſt auf Java zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit auch (im Jahre 1338) der Tempel von Boro Budur erbaut wurde. Man vermuthet, daß kurz vor jener Zeit neue Einwanderungen von Familien aus Hinduſtan ſtattfanden, die ihrer religiöſen Ueberzeugung wegen verfolgt wurden und auf einer hohen Stufe der Kultur ſtanden.

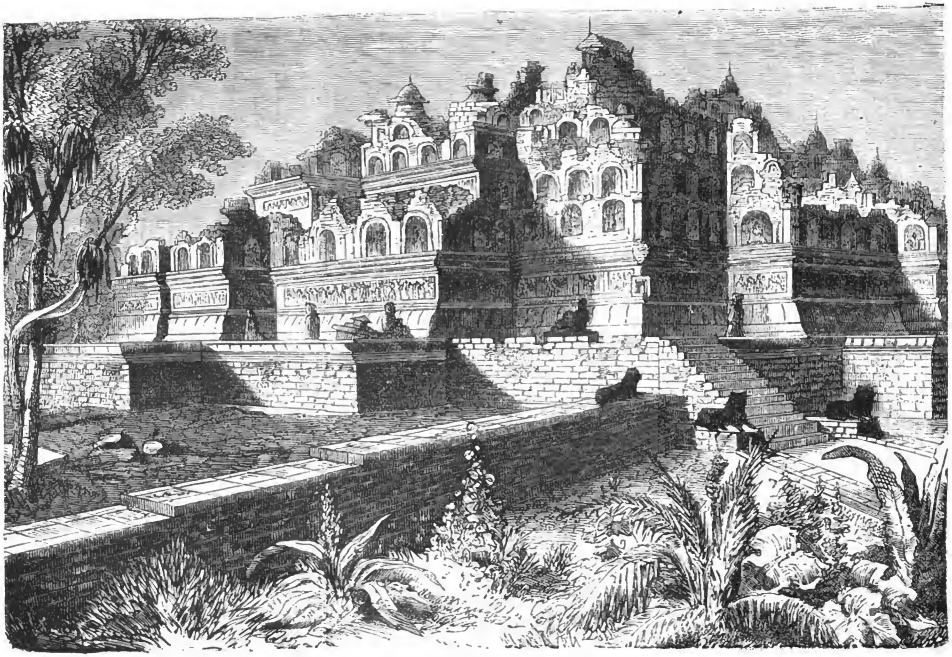
Die Buddhiſten und Brahmanen ſcheinen jedoch auf Java ſich nicht ſo feindlich gegenüber geſtanden zu haben, als dies auf dem Feſtlande der Fall war. Vielleicht neigten ſich ſchon die erſten Einwanderer dem mehr humanen Glauben

der Buddhisten zu, welcher einen großen Theil der Mißbräuche und Grausamkeiten abschaffte, die sich zu dem ursprünglich rein deistischen Glauben des Brahma im Laufe der Jahrtausende hinzugesellten. Die ältesten Denkmäler auf Java, insbesondere die Abbildungen der 27 Wuku's, sind ekelhafte Gestalten und zeugen von der tiefsten Roheit und Geschmacklosigkeit ihrer Verfertiger. Diese Zeichnungen hält man für ein Werk aus dem Jahre 224 n. Chr. Man sieht daher, daß die Javanen, Dank den Einwanderern aus Asien, innerhalb sechs Jahrhunderten ungeheure Fortschritte im Gebiete der Kunst, und überhaupt in der Civilisation gemacht haben.



Flügel der Tempel von Boro-Budur.

Die buddhistischen Flüchtlinge auf Java waren Reformatoren ihres Glaubens. Das beweist die Verträglichkeit der von Hindustan in Java eingewanderten Brahmanen und Buddhisten unter sich und die von ihnen erreichte Kulturstufe.



Gesammtansicht der Tempel-Ruinen von Boro-Budur.

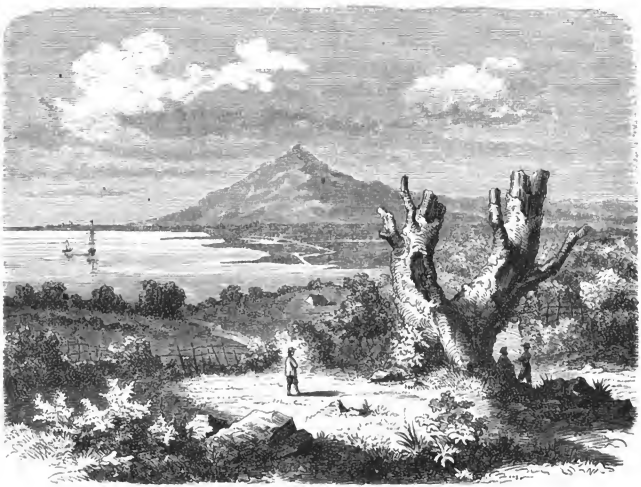
Außerdem beweist dies noch das Nichtvorhandensein der höchst ungerechten und grausamen Gebräuche der Brahmanen, wie das Verbrennen der Wittfrauen ꝛc. Die Flüchtlinge, welche sich dem ursprünglichen, reinen Glauben an ein einziges, höchstes Wesen näherten, waren allen spätern abergläubischen Zusätzen, die aus Unwissenheit oder Eigennutz der Priester entstanden, abhold. Solche, dem reinen Deismus ergebene Brahmanen hat es von jeher bis auf den heutigen Tag gegeben, doch durften sie entweder ihre Ueberzeugung nicht öffentlich kund geben, oder sie mußten sich den Verfolgungen und Verdächtigungen ihrer Mitpriester aussetzen.

Erst in neuerer Zeit verfaßte ein brahmanischer Priester Raschah Ramohun Roy ein Werk über den Inhalt und den Geist der Vedahs, worin er sich als Feind der Vielgötterei und als eifrigen Vertheidiger der Lehre vom einigen, unsichtbaren und durch kein Bild darstellbaren Gott zeigt, was aber in der That den Verlust der Freiheit und des Vermögens des gelehrten und biedern Verfassers zur Folge hatte. Das Werk ist in englischer Sprache geschrieben und von Professor Roorda van Eisinga in's Holländische übersetzt. —

Daß der reine deistische Glaube einst wirklich bestanden und derselbe nicht nur eine historische Hypothese ist, geht aus vielen Stellen der Vedahs oder der Religionsbücher hervor, welche die uralten Ueberlieferungen enthalten, obgleich derselbe zur Zeit ihrer Abfassung nicht mehr in seiner Reinheit bestand. Wir führen hier einige Stellen aus denselben nach Roorda van Eisinga's Uebersetzung an:

„Es ist nur ein Gott, und er gebietet über die ganze Welt, denn er ist die wirksame Seele in allen Dingen. Er macht seine Existenz sichtbar in der Form des Weltalls. Brahm (nicht Brahma nach Roorda van Eisinga) ist das allmächtige, unendliche, unbegreifliche und selbständige Wesen. Er sieht Alles, obwol er selbst nicht gesehen wird; er kann durch keine Beschreibung faßbar gemacht werden und ist außerhalb der Grenzen der menschlichen Fassungskraft. Er ist der Herr des Weltalls, das er geschaffen hat. Er ist das Licht alles Lichtes, dessen Name zu heilig ist, um ausgesprochen zu werden, und dessen Macht zu unendlich ist, um sie mit der Einbildungskraft zu erreichen. Er erstreckt sich über die ganze Schöpfung, ist blos Geist, ohne Form irgend eines großen oder kleinen Körpers, der durch die Sinne wahrgenommen werden kann. Er ist rein, vollkommen, allwissend, der Urheber der Vernunft, allgegenwärtig und selbständig. Er hat von Ewigkeit her allen Geschöpfen ihre Bestimmung angewiesen".

In diesen erhabenen Worten stellt sich der Monotheismus in seiner vollen Reinheit dar. Leider sind aber nicht alle Bücher und Abschnitte der Vedahs in diesem Sinne geschrieben. Zur Zeit ihrer Abfassung hat der Glaube an die Dreieinigkeit (Brahma, Wischnu, Schiwa) schon Wurzel gefaßt, und bald entstanden aus den drei Göttern, die früher nur als Eigenschaften des einigen Gottes betrachtet wurden, eine Unzahl von kleinern Gottheiten und Halbgöttern. Das Bestreben der wahren Weisen unter den Hindus geht dahin, den alten reinen Monotheismus wieder herzustellen. Es ist hiernach kaum zu bemerken nöthig, daß die Religionsgeschichte des Abendlandes viel Analoges mit der von Ostasien bietet.



Bezuti mit dem Vulkan Ringgit.

Sechstes Kapitel.

Ausflüge in der Residentschaft Surabaja.

Rhede und Stadt Surabaja. — Die Wissenschaften in Niederländisch-Indien. — Der deutsche Gelehrte Friedrich. — Der Einsiedler Pak Dschame und seine alten Handschriften. — Palast des Residenten. — Ausflug nach Grisse. — Die Salzpfannen. — Grab des Mulana Malik Ibrahim. — Andere alte Gräber. — Fahrt auf dem Kaliemas, oder dem Goldflusse. — Indolenz der Javanen. — Van den Bosch's Kulturssystem. — Zuckerfabrik. — Die Ortschaft Modschokarto. — Ruinen von Modschopahit. — Die Gräber von Tra-wulan.

In den Jahren 1843—1845 war die Rhede von Surabaja öfter die Station unseres Schiffes. Unbelästigt von hohen Wellen lag es da wie auf einem Binnensee. Südlich breiteten sich die Ebenen von Madura und ihre Waldungen aus, während nördlich die mit Gebüschen umgebene Stadt Surabaja hinter dem Hafenkopfe lag. Die Rhede ist beständig von zahlreichen Kauffahrern und Kriegsschiffen besucht. Inländische Prauen und chinesische Dschunken segeln häufig von Madura nach Java; mit Bali und Lombok findet ein lebhafter Verkehr statt. Dazu kommen die zahllosen Fischerkähne, die selbst bei Nacht mit Bambu-Fackeln die Rhede durchstreifen, da manche Fische der Flamme folgend, durch Schöpfnetze

gefangen werden. Weit in die Rhede hinaus erstreckt sich der Hafenkopf; der Hafen selbst ist der erweiterte Fluß, ein Zweig des Kali Kediri, dessen Hauptarm sich weiter östlich in's Meer ergießt. Je mehr man der Stadt sich nähert, desto mehr fällt das europäische Ansehen derselben auf. Die Vegetation tritt wenigstens gegen die Straßen hin mehr in den Hintergrund, und obgleich die Häuser nicht in einer Reihe und an einander grenzend folgen, so sind sie doch durch Mauerwerk verbunden, an welchem die Sonnenstrahlen abprallen und mit doppelter Wärme die untern Luftschichten erfüllen.

Sobald die Schaluppe am Landungsplatze angekommen ist, sehen wir schon das lebendige Treiben einer thätigen Bevölkerung vor uns. Ein großartiges, auf Rechnung der Regierung betriebenes Etablissement, in welchem sowol die für die Kriegsdampfschiffe nöthigen Maschinen, als Waffen für die Armee und besonders die Artillerie verfertigt werden, breitet sich zur linken Seite entlang dem Ufer des Flusses aus. Dort stehen auch mehrere Schmieden, und das taktmäßige Schlagen der Hammer und der Maschinen ertönt früh und spät. Wir aber wollen bei dieser heißen Arbeit und diesem Maschinenwesen, das wir in Europa genugsam zu sehen Gelegenheit haben, nicht länger verweilen, sondern uns dem kühlen Vorbau des Gasthauses zuwenden, wo bei einem erfrischenden Glas Limonade oder Kokosmilch uns auch eine gute Gesellschaft erwartet.

Zahlreiche europäische Kaufläden (Tokos) in Surabaja bieten gleich den Tokos zu Batavia und Samarang verschiedene Gegenstände des täglichen Bedürfnisses und des Luxus, alle aber zu enorm hohen Preisen. Dennoch hat man in Niederländisch-Ostindien, besonders außerhalb Java, oft Mangel an Gegenständen verschiedener Art. Glücklicherweise machen die fleißigen Chinesen den habsüchtigen europäischen Kaufleuten in vielen Dingen erfolgreiche Konkurrenz.

Die ganze Physiognomie Surabaja's ist anders als jene von Batavia. Surabaja ist weit gesunder als das letztere, aber kein großer Garten, sondern eine Festung, in welcher man Raum sparen wollte, und wo die Häuser dicht und fest geschlossen nebeneinander stehen. Da sind keine schattigen Baumgänge und grünen Rasenplätze, sondern enge Gassen; nur eine einzige Straße ist mit Bäumen bepflanzt. Aber das Gewühl ist eben so bunt; das javanische Element waltet vor; die Leute tragen mehr dunkle Farben als in Batavia, zumeist Braun, Blau, selbst Schwarz. Chinesen fehlen, wie erwähnt, natürlich nicht. Die nomadisirenden Händler bieten manche Gegenstände feil, welche in Batavia nicht vorkommen, z. B. prächtige Vögel von den Molukken und aus Celebes, und die wandernden Garköche rufen Tin, Tin, d. h. gesalzenes, in der Sonne getrocknetes und dann gekochtes Büffelfleisch aus.

Surabaja hat einen großen überdeckten Markt, der aus drei langen nebeneinander laufenden Gängen besteht; das Dach ruht auf Bambu-Pfählen und schrägt sich nach beiden Seiten bis wenig über Mannshöhe ab. Die einzelnen Buden sind durch Bambu-Verschläge von einander geschieden, Alles liegt bunt durch- und nebeneinander, und das Ganze bietet eine unbeschreibliche Unordnung dar.

Markt von Surabaja.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Das Stadtviertel der Javanen hat nur einige wenige aufgemauerte Häuser, alle anderen bestehen aus Bambu-Rohr und Blättern der Atap-Palme. Bemerkenswerth ist der große Friedhof der Javanen. Die Leichname liegen auf einem wohl umfriedigten Gottesacker, auf welchem die Gräber der verschiedenen Rangklassen von einander getrennt sind.

Im javanischen Kampong werden viele sehr geschätzte Waaren aus Kupfer verfertigt, namentlich Dosen zum Aufbewahren des Betel und Wasserbehälter; auch die Gold- und Waffenschmiede liefern hübsche Arbeit, und die Sarongs von Surabaja sind berühmt. Die Pferde von dort werden sehr gelobt und in Kalkutta, wo man sie zu schätzen weiß, sehr gut bezahlt. Die Gnenhungs, welche im Gebirgslande gezüchtet werden, sind zwar klein, aber sehr kräftig, gewandt, feurig und ertragen das heiße Klima viel besser, als die von Makassar kommenden. Sie haben einen dicken Kopf, runden Bauch, feine, aber sehr muskelstarke Beine, glattes, glänzendes Haar, fressen zumeist nur Gras und dann und wann etwas Reis.

Unter dem Volke herrscht viel Aberglauben, den der Muhamedanismus nicht auszurotten vermochte, und alte Bräuche haben sich erhalten bis auf diesen Tag, trotzdem die Priester des Islam dagegen eifern. Dahin gehört das Opfer, welches dem Kaiman gebracht wird. Es kommt gar nicht selten vor, daß eins der Krokodile, die an der Mündung des Kaliemas leben, sich einen Menschen zum Fraße wegholt. An einem solchen Tage sieht man, daß nach Eintritt der Dunkelheit eine Menge ganz winzig kleiner, aus Bambu geflochtener Stäbe auf dem Strome schwimmen. Auf jedem stehen ein Paar angezündete Kerzen neben Früchten, Leckerbissen und Blumen. Das sind Opfer für den Kaiman. Manchmal sieht man die Bäume mit einer Art von Kokarden und allerlei buntem Papier behangen; die Javanen glauben, daß sie durch derlei Opfer wohlhabend werden oder eine starke Nachkommenschaft erzielen können, und ganze Familien wallfahrten in Prozessionen nach solchen Opferbäumen. Das allerjüngste Kind zieht voran, dann kommen alle anderen je nach ihrem Alter, und der Vater schließt den Zug.

Den Eindruck, welchen Surabaja, die zweitwichtigste Stadt Java's, sowol durch die Gebäude im Geschmack aller Nationen der Erde, als durch die eben so verschiedenen Kleidertrachten, Waffen, Sitten und Gebräuche auf den Europäer macht, ist ein höchst eigenthümlicher. Hierzu gesellen sich noch alle möglichen Religionsbekenntnisse, die ihre Vertreter und Gotteshäuser in Surabaja haben. Da sieht man die kleinen Tempel der Chinesen und Bengalesen, wie die Moscheen der Malayen und Araber, in denen Muhamed als der ewig wahre Prophet gilt, in der Nähe der Kirche des Kreuzes stehen; allein wie in Europa, so kann man sich auch hier überzeugen, daß der Geist, welcher in diesen Vereinigungen athmet, immer vom Interesse getragen wird. Wie ist das auch unter so vielen Glaubensangehörigen, die allein der Handel hier zusammenführt, anders möglich? Unter den Polytheisten, Siwaisten, Feueranbetern, Muhamedanern, Anbetern des Fo, Katholiken, Griechen, Lutheranern, Pietisten und Atheisten aus Sumatra, Makassar, Borneo, China, Siam, Bengalen, Malabar, Koromandel, Arabien und Europa, die hier zusammen leben, findet man eben so viel ehrliche und brave als schlechte Menschen.

Natürlich haben diese Menschen, die Natur des Landes und vor Allem die klimatischen Verhältnisse auch auf die in Java lebenden Europäer einen mächtigen Einfluß geübt und vielfach auf deren Lebensweise und Sitten gewirkt. Die heiße Tageszeit wird meist verschlafen und verträumt. Selbst das Militär in den Kasernen ist Gesundheits halber von Morgens 10 bis Mittags 4 Uhr konsignirt und überläßt sich während dieser Zeit ganz und gar jenem schönen Nichtsthun, welches bei dem heißen Klima des Landes zur Erhaltung der Gesundheit für unbedingt nothwendig gehalten wird.

Um die frische balsamische Morgenluft zu genießen, kommt der europäische Ansiedler bereits eine Stunde vor Sonnenaufgang zum Vorschein, mit nichts Anderem bekleidet, als mit einer Kabaja und einem Sarong. In diesem luftigen Morgenkostüm, Pantoffeln an den Füßen, wandelt derselbe in der Galerie oder Veranda seines Hauses auf und nieder. Dann folgt ein Bad und das Frühstück. Nach dem Frühstück ist das Ankleiden ein schweres Werk, und die verwöhnten Europäer, denen oft jeder Handgriff zu viel ist, lassen sich hierbei von ihren Dienern unterstützen. Dann wird in bequemer Chaise ausgefahren, und um 12 Uhr kehrt der Herr von seinem Bureau zurück, um sich von den ausgestandenen Strapazen durch einen Mittagstisch um 4 Uhr zu erholen. Zu diesem Zwecke läßt er sich entkleiden und befiehlt bisweilen seinen Dienern, an seinem Körper folgendes Manöver vorzunehmen, wozu diese besonders abgerichtet sind. Sie beginnen mit einem sanften Drücken der Arme, Beine, Lenden, des Rückens, Halses und Kopfes, dies nennt man Pidschak; dann folgt Sapu-Sapu, ein leises Streicheln mit der flachen Hand über den ganzen Körper; weiter Tomlok, ein kitzelndes Drücken mit der Faust, endlich Urut-of-kamas, ein künstliches Recken und Kneten aller Glieder und Gelenke, bis sie knacken. Alle diese Operationen, durch geschickte Hände verrichtet, bringen eine wollüstige Abmattung zu wege, die den Schlaf angenehm und stärkend und die Glieder biegsam und gelenkig macht.

Die Bettstellen, Bali-Bali genannt, sind sehr geräumig, niedrig und meistens ohne Seitenwände. Das Bettzeug besteht in einer Haar- oder Baumwollenmatratze. Die Kissen sind lang und schmal und ein dergleichen rundes wird zwischen die Beine genommen, um zu verhüten, daß die Kniee einander drücken. Die Matratze ist mit einem feinen Leinen bedeckt und darüber liegt eine kostbare, mit Goldblumen auf purpurnem Grunde gezierte Decke, die bis fast auf den Boden reicht, welcher ebenfalls mit schönen Matten oder Teppichen belegt ist. Gewöhnlich ruht man auf dem Bett, statt in demselben, ohne ein anderes Nachtgewand anzuhaben, als den beliebten Sarong und die Kapaia. Um die sehr lästigen Moskitos und anderen Insekten von dem Bette zu halten, ist dasselbe mit doppelten Gardinen von Gaze behängt, welche den freien Zuzug der Luft nicht wehren und hinter welchen man das Zimmer übersehen kann, ohne selbst gesehen zu werden.

Um 4 oder 5 Uhr, ja selbst erst nach dem Untergange der Sonne, um 7 Uhr — die Sonne geht hier das ganze Jahr hindurch, mit einer Abweichung von 7 Stunden nach unserer Zeit regelmäßig um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter — kommt Herr und Frau wieder zum Vorschein und man kleidet sich eben so wieder, wie am Morgen.

In Folge dieser Gewohnheit machen die Javanen beständig aus einem Tage zwei und suchen hierdurch ihrem eintönigen Lebensgenuß eine angenehme Abwechselung zu geben.

Zu den wichtigsten Tagesgeschäften gehört das Mittagsmahl, ein unerschöpflicher Brunnen von Genuß für den reichen Kolonisten. Der Ueberfluß an Lebensmitteln, Fische, Fleisch, Geflügel und die köstlichen Früchte, welche das Land liefert, wird noch vermehrt durch Alles, was die Gastronomie in Europa nur ausfinden konnte, um den Gaumen zu kitzeln. Allerlei getrocknete und eingelegte europäische Eßwaarren zieren die Tafel, die zugleich mit den köstlichsten Weinen besetzt ist. Nach der Tafel, welche ein paar Stunden dauert und während der man sich mit heitern Gesprächen und der Chronique scandaleuse unterhält, wozu es auch hier nicht an Stoff gebricht, bleiben die Herren an der Tafel sitzen und rauchen Cigarren, lange Kabaal-Pfeifen, oder auch ihre Hauka, eine bis 14 Fuß lange Pfeife, deren elastisches Rohr zur Abkühlung des Rauchs durch einen Wasserbehälter läuft und die mit einer Mischung von Tabak, Zucker und Opium gefüllt ist.

Der Abend wird meist mit Musik, gesellschaftlichen Spielen und Gesang zugebracht, und erst spät in der Nacht legt man sich zum zweiten Male schlafen. Ehe man dazu übergeht, läßt man sich durch eine Dienerin die Moskitos aus dem Bette jagen. Des Morgens um 6 Uhr beginnt dieselbe Lebensweise wieder, die bei fast allen wohlhabenden Europäern dieselbe ist.

Die Sonne, deren Strahlen wir im Norden so gerne aufsuchen und nur während der kurzen Sommerzeit vermeiden, beherrscht die Lande unter dem Aequator wie ein Sultan, der seinen Sklaven bei allen Wohlthaten doch auch seine Macht mit eiserner Hand fühlen läßt. Wenn sie nämlich gerade über dem Scheitel steht, ist sie beinahe unerträglich. Die schreckliche Hitze wirkt natürlich auf Körper und Geist um so nachtheiliger, je länger man dem Einflusse derselben direkt ausgesetzt ist. Die Körperkräfte sinken, die Denkweise verändert sich, die Eindrücke, welche die Außenwelt giebt, bleiben für den Geist nicht gut mehr faßlich, und kühl, gefühllos und gleichgiltig sehen die Meisten nach kurzer Zeit auf die Natur hin, die bei ihrem ersten Anblick unwiderstehlich bezaubert hatte. Man sehnt sich nach dem Wechsel der Jahreszeiten. Der ununterbrochene Sommer, nur in der Regenzeit von der Mitte November bis Mitte April etwas abgekühlt, sowie das ewige Grün der Urwälder und der undurchdringlichen Büsche, versenken den Geist in Gleichgiltigkeit gegen die Schönheit der Natur und lassen ihn eine Veränderung wünschen, von welcher Art sie immer sein möge. Unter solchen Umständen ist es denn doppelt zu bewundern, daß die Pflege der Wissenschaften auf Java eine so ausgedehnte und tiefgreifende geworden ist. Es wäre dies jedoch kaum möglich geworden, wenn nicht fortwährend die alten Kräfte durch frische aus Europa ersetzt worden wären.

Die alte Stadt Surabaja, deren geselliges Leben besonders zu loben ist, besitzt auch Anstalten zur Hebung des geistigen Fortschrittes. Die Druckerei daselbst fördert nicht nur eine politische und belletristische Wochenschrift zu Tage, sondern es werden auch Broschüren und Werke naturhistorischen und politischen Inhalts verlegt.

Hierdurch werden wir auf die Pflege der geistigen Kultur in Niederländisch-Indien geführt. Unter dem milden Himmel des Indischen Archipels, wo der Blick des Menschen auf die unendliche Mannichfaltigkeit und Fülle der Natur gerichtet ist, hat man auch seit langer Zeit angefangen, die Wissenschaften mit Wärme zu pflegen. Die wissenschaftliche Forschung in Niederländisch-Indien ist jedoch weniger dem Privateifer einzelner Gelehrten überlassen, als der Regierung selbst, welche die Wissenschaften unter ihren besondern Schutz genommen hat, schon deshalb, weil die namentlich aus den naturwissenschaftlichen Forschungen hervorgehenden Ergebnisse nicht ohne günstige materielle Folgen bleiben.

Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vereinigten sich mehrere gelehrte Männer zur Bildung einer Gesellschaft. Regelmäßige Versammlungen wurden zu Batavia gehalten, ordentliche und korrespondirende Mitglieder sowol auf dem Indischen Archipel, als in anderen Ländern ernannt. Die vorzüglichsten Vorträge über Natur- und Sprachwissenschaften, über Archäologie, Länder- und Völkerkunde vereinigte man in einer bis zum heutigen Tag fortgesetzten gelehrten Zeitschrift, welche den Titel führt: „Verhandelingen van het Bataavsche genootschap voor kunsten en wetenschappen.“ In 36 umfangreichen Bänden sind bis jetzt durch eine große Anzahl von Gelehrten, zu welchen die deutsche Nation ein sehr ehrenvolles Kontingent geliefert hat, die wichtigsten Resultate der wissenschaftlichen Forschung besonders in der Archäologie, der Länder- und Völkerkunde niedergelegt, so daß für Denjenigen, der sich für Geschichte und die Alterthümer des Indischen Archipels interessirt, die „Verhandelingen“ die wichtigste und unentbehrlichste Quelle bilden.

Seitdem die Administration in Indien von der Handelscompagnie in die Hände der Regierung übergegangen, setzte die Gesellschaft nicht blos aus Privatmitteln und vom persönlichen Eifer ihrer Mitglieder getrieben, ihre Untersuchungen fort, sondern sie erhielt jetzt namhafte Unterstützungen und Erleichterungen von Seite der Regierung. Es waren nun nicht blos Civil- und Militärbeamte, welche neben ihrem Amtsberuf in den Mußestunden der Wissenschaft sich zuwendeten, sondern es wurden kundige Männer angestellt, deren einzige Aufgabe es war, sich der wissenschaftlichen Forschung zu widmen. Ihnen wird das beneidenswerthe Loos zu Theil, die von der Natur so reichlich geschmückten, für die Wissenschaft großentheils noch brach gelegenen Länder unter dem Schutz der Regierung in beliebigen Richtungen zu durchreisen und über Mittel zu gebieten, die nur selten in diesem Umfange dem Natur- und Alterthumsforscher zu Gebote stehen. Während nämlich die gewöhnlichen wissenschaftlichen Expeditionen selbst bei der kräftigsten Unterstützung einer mächtigen Regierung doch mit Hindernissen verschiedener Art, die ihnen eine unwillige und mißtrauische Bevölkerung in den Weg legt, sowie mit Mangel an Transportmitteln zu kämpfen haben, bewegen sich die von der Regierung zur wissenschaftlichen Untersuchung der Länder des Archipels beauftragten Männer im Freundeslande, soweit wenigstens die direkte Herrschaft der Holländer sich erstreckt. Auch die europäischen Beamten, wie die inländische, den Befehlen der Beamten mit eifrigem Gehorsam nachkommende Bevölkerung, leisten dem

europäischen Naturforscher alle erdenkliche Hülfe und Unterstützung. Der von der Regierung begünstigte Reisende verfügt über eine beliebige Zahl Kuli's und Pferde und findet allenthalben gastliche Aufnahme. Für eine zur naturwissenschaftlichen Untersuchung des Archipels eigens gebildete Kommission wird jährlich eine Summe von 25,000 Gulden verwendet, abgesehen davon, daß die zahlreichen wissenschaftlichen Institute, die in den jüngsten Jahrzehnten entstanden, wie das chemische Laboratorium, die botanischen Gärten zu Buitenzorg, das Museum für Alterthümer, das naturhistorische Kabinet u. m. a., bedeutende Summen alljährlich brauchen.

Außer den „Verhandelingen" sind auf Java in den jüngsten Jahren noch mehr gelehrte Zeitschriften entstanden. So giebt dieselbe Gesellschaft für Künste und Wissenschaften seit 1852 eine Zeitschrift für Sprach-, Länder- und Völkerkunde heraus; außerdem erscheint zu Batavia eine naturhistorische Zeitschrift für Niederländisch-Indien und ein medizinisches Journal. Mit Uebergehung verschiedener belletristischen und politischen Blätter, welche in den verschiedenen Städten Java's erscheinen, wollen wir nur noch die inhaltreiche „Zeitschrift für Niederländisch-Indien" von Veth, dann ein juristisches Journal, „Das Recht in Niederländisch-Indien", sowie endlich die belletristische Zeitschrift: „Riang Cala" erwähnen, um zu zeigen, daß die mächtigen Mittel zur Förderung der Kultur, nämlich Wissenschaft und Literatur auch in Niederländisch-Indien durch die Regierung gefördert werden.

Indem wir auf die weiteren zahlreichen und wichtigen Leistungen in der Wissenschaft, welche auf dem Indischen Archipel in den jüngsten Jahren zu erfreulichem Gedeihen kamen, einen übersichtlichen Blick werfen, möge auch der Forschungen eines deutschen Gelehrten rühmlichst gedacht werden, dessen seltenem Eifer und unermüdlichen Beharrlichkeit es mit Ueberwindung vieler Schwierigkeiten gelang, sich einen ruhm- und verdienstvollen Wirkungskreis zu schaffen. R. U. Friedrich, welcher in den Jahren 1834—1836 zu Berlin und hierauf zu Bonn unter Leitung des berühmten Lassen die indischen und semitischen Sprachen studirte, wollte seine gewonnenen Kenntnisse im Sanskrit und im Arabischen in Indien zur Erforschung der zahlreichen Handschriften und unentzifferten Denkmale aus frühern Jahrhunderten verwerthen. Da Friedrich die nöthigen Mittel zur Reise nach Indien nicht besaß, faßte er den Entschluß, sich als Soldat beim indischen Heere anwerben zu lassen, um, dort angekommen, in den Mußestunden vielleicht den Lieblings-Wissenschaften leben zu können. Bald erkannten seine Vorgesetzten, daß Friedrich zu etwas Besserem als zur Handhabung des Bayonnets geboren sei. Nachdem er in wenigen Monaten zum Sergeanten vorgerückt war, erhielt er öfter für einige Zeit Urlaub, um Denkmale zu kopiren und Handschriften, die man ihm vorlegte, zu entziffern. Bald überreichte er einige Früchte seines Fleißes der batavischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften. Um diese Zeit war aber der Philolog Toewater gestorben, der sich, sowie sein Vorgänger van der Vils, mit Entzifferung und Uebersetzung der zahlreichen Handschriften beschäftigt hatte, die, vom einstigen Sultan von Bantam herstammend, von der Regierung der „Gesellschaft für Künste und Wissenschaften" zum Geschenk gemacht wurden. Friedrich wurde zum Nachfolger

Toewater's ernannt und konnte sich nun, umgeben von einem Kreise gelehrter Männer und mit allen Hülfsmitteln für seine Studien reichlich versehen, ganz denselben hingeben. Nachdem er ein Jahr lang sich mit der Entzifferung der Handschriften beschäftigt hatte, wurde ihm Gelegenheit gegeben, mehr praktische Studien zu machen. Bei Gelegenheit der gegen den Fürsten von Beliling auf Bali im Jahre 1844 unternommenen Expedition ward Friedrich mit nach Bali geschickt, um die Religion der Balinesen, die dem alten Hindnglauben noch zugethan sind, näher kennen zu lernen und literarische Denkmäler zu gewinnen. Er vollbrachte den ihm gewordenen Auftrag mit jener Umsicht und Gründlichkeit, die er bisher in allen seinen Arbeiten bewährte. Eine von ihm stammende ausführliche Abhandlung über die Religion der Balinesen und ihre Sprache steht im 24. Bande der „Verhandelingen".

Durch besondere Erwerbung wurde im Jahre 1853 die an arabischen und Sanskrit-Handschriften schon so reiche Bibliothek zu Batavia mit einem höchst werthvollen Schatz alter Schriften in der Kawisprache vermehrt. An den Abhängen des Tengergebirges auf Java lebte schon seit einer Reihe von Jahren ein Javane, Namens Pak Dschame, der im Besitz einer alten Bibliothek sich ganz der Lektüre der Handschriften hingab. Er hatte weder Frauen noch Kinder, seine alten Handschriften ersetzten ihm die Stelle der Familie, und in stiller einsamer Beschauung verlebte er im Anblicke der alten Ruinen seiner Vorfahren und der erhabenen Gebirgslandschaft seine Tage. Die Reisenden versäumten nicht, den ehrwürdigen Greis zu besuchen, in seiner Hütte zu verweilen und die alten Handschriften, wenn auch bei mangelndem Verständniß der Kawisprache, nur der äußern Form nach zu betrachten. Die Regierung schickte Friedrich zu Pak Dschame, um die Handschriften einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Friedrich fand, daß die meisten derselben an Werth die bisher gesammelten übertrafen, da sie aus einer Zeit stammten, in welcher das hindu-javanische Element noch in seiner Reinheit bestand, während in den übrigen Handschriften sich schon der muhamedanische Einfluß geltend gemacht hatte. Mit Pak Dschame wurde nun ein Uebereinkommen getroffen, in Folge dessen die Handschriften Eigenthum der Regierung wurden, während dem früheren Besitzer der fortwährende freie Gebrauch derselben zugestanden wurde. Für die Abtretung des Eigenthumsrechtes erhielt Pak Dschame, da er baares Geld verschmähte, eine schön gearbeitete goldene Siri-Dose mit Emblemen aus der Sagenzeit von Java und Inschriften in der Kawisprache.

Daß im Gebiete der Botanik durch zahlreiche Forscher für Niederländisch-Indien, insbesondere aber für Java, Bedeutendes geschah, wird zum Theil aus den bisherigen Darstellungen ersichtlich sein. Ein ausführlicher Katalog der botanischen Gärten zu Buitenzorg erschien im Jahre 1853. Der verdienstvolle General-Gouverneur Rochussen gab ein Prachtwerk mit künstlerisch werthvollen Abbildungen über die Orchideen in Niederländisch-Indien heraus. Der Aufenthalt der Holländer auf dem Eiland Desima und gegenwärtig auch in den übrigen Seeplätzen Japans wird beständig dazu benutzt, lebendige Pflanzen von dort nach Batavia und Holland zu schicken, um sowol die Kenntniß der japanesischen Flora

zu vermehren, als auch Versuche mit Akklimatisation von Kulturpflanzen anzustellen. Man versendet die Gewächse in dicht verschlossenen Glaskästen, in welchen sie nicht nur lebendig nach Europa gelangen, sondern selbst auf der Reise kräftig vegetiren.

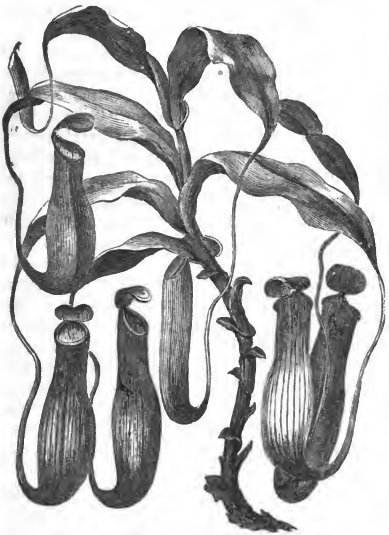
Die Fauna von Niederländisch-Indien hat in neuerer Zeit durch Temminck und Bleeker eifrige Bearbeiter gefunden. Dem Letztern wurde im Jahre 1853 zur Herausgabe seines Prachtwerkes über die Fische des Archipels die Summe von 22,000 Gulden von der Regierung bewilligt. Nach den niederländischen Museen wandern in jedem Jahre Tausende von Exemplaren von Säugethieren, Reptilien, Mollusken, Crustaceen, Arachniden und Insekten.

Welche Fortschritte noch stets durch kräftige Unterstützung der Regierung die geologische und mineralogische Erforschung des Indischen Archipels macht, davon zeugen nicht nur die bereits bestehenden geologischen Karten, sondern insbesondere die bereits in verschiedenen Ländern, besonders auf Borneo gemachten Entdeckungen von Braun- und Steinkohlen, welche bereits in so großen Massen zu Tage gefördert werden, daß nicht nur der Bedarf der indischen Dampfschiffe an Kohlen gedeckt ist, sondern aus den Bergwerken selbst noch Kohlen fremden Käufern abgegeben werden.

Besonders thätig sind die zur Verbesserung der Land- und Seekarten und zur Erforschung der geographischen Kenntnisse bestehenden hydro- und geographischen Kommissionen. Von beiden Büreaux gehen alljährlich eine Anzahl Spezialkarten aus, welche insbesondere der Schifffahrt von praktischem Nutzen sind. In diesen sorgfältig ausgearbeiteten Seekarten sind alle früher unbekannten Klippen, Riffe und kleineren Inseln verzeichnet, und die Tiefe des Seewassers an den Küsten ist nach genauer Aufnahme angegeben. Die geographische Kommission vollendete im Jahre 1860 ein großes Werk, den aus 60 Spezialkarten bestehenden Atlas von Niederländisch-Indien; 24 Karten geben uns eine geographische Uebersicht der einzelnen Residentschaften Java's, während die übrigen 36 Karten andere Länder und Seen des Archipels darstellen. Die ersten 25 Karten wurden von dem im Jahre 1856 verstorbenen Baron Melvil von Carnbee in den Jahren 1839—1841 verfertigt, die übrigen 35 von seinem Nachfolger im topographischen Büreau, dem Hauptmann W. F. Versteeg. —

Von hoher Wichtigkeit für die Wissenschaft sind die erst in neuerer Zeit in Niederländisch-Indien organisirten meteorologischen Stationen. Wer die Bedeutung der meteorologischen Beobachtungen überhaupt kennt und weiß, daß es die Länder der heißen Zone waren, welche uns die wichtigsten Aufschlüsse im Gebiet der Atmosphärologie gewährten und noch stets bieten, wird es mit Dank anerkennen, daß ungefähr 30 solche Stationen im Archipel, jene vom Eiland Desima mitgerechnet, bestehen. Alle Beobachtungen konzentriren sich wie die Fäden eines Netzes in der Hauptstadt, wohin die Berichte zu bestimmten Zeiten geschickt werden, damit man in übersichtlicher Weise die Luftzustände und ihre aufeinanderfolgenden Veränderungen zusammenstellen könne. Fast jährlich bereisen sowol einzelne höher gestellte Beamte die weniger bekannten Distrikte einzelner Inseln. Außerdem werden Expeditionen zu genauern wissenschaftlichen Untersuchungen vorgenommen. Letzteres hat in neuester Zeit insbesondere bei Borneo und Neuguinea stattgefunden.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung nach der Stadt Surabaja zurück. Wo die Häuser gegen den nördlichen Theil der Stadt zu spärlicher werden, kommt die Vegetation wieder zum Vorschein. Man wandelt eine Zeit lang im Schatten der Tamarinden und Waringin-Bäume, hinter welchen zerstreut Kokos- und Arengpalmen sich zeigen und von ferne die Kampongwäldchen wie dunkelgrüne Inseln sichtbar sind. Dann gelangt man plötzlich zu einem künstlichen Park mit blumenreichen Gartenanlagen. Herrliche Nepenthes- und Hibiscus-Arten, abwechselnd mit Cicadeen und Fächerpalmen, zwischen welchen die Pfade für Lustwandler sich schlängeln und zu schattenreichen Plätzen führen, breiten sich vor dem Auge aus. Die Ecken der Pfade sind überdies mit Statuen geschmückt, welche javanische Götter aus der Hinduzeit vorstellen. Man sollte glauben, es habe sich die europäische Kunst mit der untergegangenen Hindukultur verbunden, um durch ihr vereintes Streben das menschliche Leben zu erheitern. Bald aber entwickelt sich aus den Gebüschen ein freier Platz, auf dem ein prachtvoller Palast, die Wohdenz des Residenten von Surabaja steht. Sie ist ungefähr eine halbe Meile von der Stadt entfernt und liegt 45 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Gegen Norden genießt man von hier aus den herrlichen Anblick des in den Wolken sich verlierenden Berges Ardschuno. Dieser längst erloschene Vulkan, an dessen Abhängen sich noch zahlreiche Monumente aus der Hinduzeit finden, wird auch Widodaren (Ort der himmlischen Frauen) genannt. Er hat sechs erloschene Krater, deren höchster 11,000 Fuß über dem Meere liegt.



Typus der Nepenthes.

Hinter dem freundlichen und herrlichen Sitze des Residenten fließt der Kali von Surabaja raschen Laufes mit hellem Wasser vorbei und ladet zu erfrischendem Bade ein. In der Stadt selbst ist sein Lauf träge, besonders da sein Bett zu einem breiten Hafen erweitert ist. Nur 13 Palen (3 Meilen) von Surabaja entfernt, liegt der durch seine Denkmäler berühmte Küstenplatz Grisse, welcher eine bedeutende Stelle in Java's Geschichte einnimmt. In Grisse, dem alten Garsik, war es, wo

Ibrahim Medara, der Verkünder des Islam auf Java, zuerst landete und wo er auch im Jahre 1412 (1334 der javanischen Zeitrechnung) starb.

Der kühle Landwind wehte von den dicht verschleierten Bergen des Binnenlandes gegen die See, und die Cyklopen der Maschinenfabrik (Constructiewinkel) hatten eben ihr Gehämmer begonnen, als ich mein muthiges Pferd bestieg, um längs der See auf dem gut gebahnten Weg meinen Ritt nach Grisse zu beginnen. Die Küste ist meist flach und sandig, und nur bisweilen schweift der Weg nach der Landseite zu ab, um einen Hügel zu umgehen.

Gegen Mittag zeigten sich die schneeweißen Häuser von Grisse, nur von wenig Fruchtbäumen umgeben. Die Kokospalme allein drängt sich bis nahe an die Häuser und umgiebt selbst die zahlreichen seichten Teiche, die zum Zwecke der Salzbereitung künstlich gebildet sind. Die Sonne brennt heiß auf diese an Vegetation armen Flächen, und wir wollen uns daher in das Gasthaus begeben, um die Mittagsstunden in leichtem Sarong und Kabaja zuzubringen. Erst gegen Abend sah ich mir die künstlichen Teiche (Salzpfannen) näher an, welche aus mehreren 1—$1^1/_2$ Fuß tiefen, viereckigen Behältern bestehen, deren Boden glatt gestampft ist; zu diesen leitet man das Seewasser entweder durch eine Rinne, oder mittels einer Pumpe. In dem ungefähr 40 Fuß langen und 20 Fuß breiten Behälter wird das Seewasser durch den Einfluß der Sonne allmälig ausgetrocknet, und die Salzkrystalle setzen sich am Boden und an den Wänden der Teiche an. Die Salzpfannen oder Teiche liegen terrassenförmig übereinander. Das Wasser bleibt in der ersten Pfanne etwa 20 Tage den Sonnenstrahlen ausgesetzt, bis es einen gewissen Konzentrationsgrad erlangt hat; dann wird es in die zweite Pfanne abgelassen, endlich in die dritte, in welcher die Ausscheidung der Krystalle vor sich geht. Vom ersten Einschöpfen des Seewassers in den Behälter bis zur Vollendung des Kochsalzes sind zwei Monate nöthig. Es versteht sich indessen von selbst, daß häufige Regen die Salzbildung sehr verzögern können und anhaltender Sonnenschein sie beschleunigt.

Man hat die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß die Qualität des Salzes auf den Inseln Java, Madura, Bali, Lombok um so vorzüglicher ist, je östlicher der Ort liegt, wo dasselbe gewonnen wird. Eben so finden wir auf Java die Etablissements zur Gewinnung des Salzes nur an der Nordküste. Das Wasser der Sunda-See ist nämlich reicher an Salztheilen, als der Indische Ozean, und zwar steigt dieser Reichthum an Salzgehalt von Westen gegen Osten.

Zu Grisse werden jährlich ungefähr 7000 Kojans (22 Millionen Pfunde) Salz bereitet, während auf ganz Java, Madura und Bali 20,000 Kojans alljährlich aus dem Seewasser gewonnen werden. Seit dem Jahr 1836 betrachtet die Regierung die Bereitung und den Verkauf von Kochsalz als Monopol, welches ihr jährlich etwa 4 Millionen Gulden einbringt. Die holländische Regierung steht jedoch mit dem Salzmonopol in Java nicht vereinsamt da; viele europäische Regierungen machen es genau so wie sie.

Das Merkwürdigste, welches Grisse jedoch bietet, ist sein Begräbnißplatz. Derselbe liegt östlich von der Ortschaft. Man schreitet durch einige steinerne Thore und erblickt dann eine große Anzahl Monumente, unter welchen jenes

des Mulana Malik Ibrahim am meisten die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich zieht. Es ist aus Marmor und ziemlich gut erhalten, sowie auch die arabischen Inschriften noch sehr leserlich sind. — Die Aufschrift auf dem Deckel des Grabes lautet nach der holländischen Uebersetzung van Hoevells folgendermaßen:

„Im Namen des barmherzigen, gnädigen Gottes!" „„Er spricht: Gott ist einig, der ewige Gott, Er hat nicht gezeugt und wurde nicht gezeugt, und Niemand ist ihm gleich. Gott ist der Freund der Gläubigen, er leitet sie aus der Finsterniß in das Licht. Doch die nicht glauben, ihre Freunde sind die Götzen; sie leiten sie aus dem Lichte in die Finsterniß. Diese sind zum höllischen Feuer verdammt. Gott ist Herr über Alles im Himmel und auf Erden, magst du verkündigen oder geheim halten, was in deiner Seele vorgeht, Gott wird von dir Rechenschaft verlangen und wird Vergebung schenken, wem Er will, und strafen, wen Er will, denn Gott ist allmächtig. Gott ist der beste Hüter, der Barmherzigste der Barmherzigen. Tretet ein in's Paradies in Friede und ohne Furcht. Friede soll das Wort des barmherzigen Herrn sein.""

Grabmal von Mulana Malik Ibrahim.

An der Kopfseite dagegen steht geschrieben:

„Gott, es giebt keinen Gott außer Ihm, Er ist der Lebendige, der sich selbst Genügende, kein Schlaf noch Schlummer überfällt Ihn, Er ist Herr des Himmels und der Erde. Wer kann bei Ihm Fürsprache thun, ohne Seinen Willen? Er weiß, was den Menschen bevorsteht und kennt ihre Vergangenheit und sie erlangen von Seiner Weisheit nicht mehr, als Er will. Sein Thron breitet sich aus über die Himmel und über die Erde und die Erhaltung ist Ihm leicht, Er ist der Erhabene, der Mächtige. Im Glauben ist Niemand gezwungen, deutlich genug ist der rechte Weg vom Irrthum geschieden. Der nicht an Götzen glaubt, sondern Gott, hält sich fest an einer starken Handhabe, die nicht brechen wird. Gott ist der Alles Hörende und Allwissende."

„Jedes Lebende wird den Tod erleiden, nur am Tage der Auferstehung wirst Du Deinen Lohn empfangen. Er, der entfernt wird vom höllischen Feuer und im Paradies zugelassen wird, ist wahrhaft glücklich, das gegenwärtige Leben aber bietet nur einen trügerischen Genuß. Es ist kein Gott außer Allah, Muhamed ist Gottes Gesandter. Alles was auf der Erde ist, geht vorüber, Gottes Antlitz allein bleibt bekleidet mit Majestät und Ehre. Der Herr erfreut Seine Diener mit der Ankündigung Seiner Barmherzigkeit und Seines Wohlbehagens. Fürwahr, bei Gott ist ein herrlicher Lohn."

Den Schluß der Aufschrift bilden folgende Worte: „Das ist das Grab des Begnadigten, dessen Sünden vergeben sind, der vertraute auf den barmherzigen Gott, den Allerhöchsten, die Zierde der Fürsten, die Säule der Sultane und Veziere, der Freund der Armen und Frommen, der Zeuge Gottes, die Kraft des Reiches und des wahren Gottesdienstes, Malik Ibrahim, der Rechtgläubige. Möge Gott ihn überschatten mit Seiner Barmherzigkeit und Seinem Wohlbehagen und ihm einen Aufenthalt schenken im himmlischen Paradies. Gestorben am Montag, am 12. Tag des Monats Rebiu Cawal im Jahre 822". (Diese Jahrszahl bezieht sich auf die Hedschra und kömmt gleich dem Jahre 1334 der javanischen Zeitrechnung, oder 1412 n. Chr.)

Der Inhalt dieser fast aus Sprüchen des Korans zusammengesetzten Grabschrift trägt unverkennbar den Charakter der Sanftmuth und Liebe und beweist, daß der erste Apostel des Islam auf Java nicht wie seine Nachfolger durch Gewalt dieser Lehre Eingang zu verschaffen suchte. Nirgends ist von Rache und Vertilgung der Feinde die Rede. Hiermit stimmt auch überein die von dem Pangerang zu Grisse Ardscho Adi Negoro verfaßte Lebensskizze von Malik Ibrahim, worin es heißt: „Malik Ibrahim genoß die Achtung und die Liebe der Bewohner und unterrichtete sie im muhamedanischen Glauben, so daß Viele den Islam annahmen. Er wurde indessen alt, sein feuriger Wunsch aber, gegenwärtig zu sein bei der Gründung und Huldigung eines muhamedanischen Königs auf Java wurde nicht erfüllt. Gott hat dies anders beschlossen und wollte nicht, daß er davon Zeuge war."

Außer dem Grabsteine von Malik Ibrahim sind in dem muhamedanischen Begräbnißorte zu Grisse noch mehr Denkmäler, welche angesehenen frommen Personen gewidmet sind, die sich besonders um die Verbreitung des Islam verdient gemacht haben.

Einige Pale landeinwärts erhebt sich ein 400 Fuß hoher Hügel, von dem aus man eine erhebende Aussicht über Land und Meer genießt. Die Nordküste Java's bis über Surabaja, die mit schneeweißen, im Sonnenglanze schimmernden Segeln bedeckte Straße von Madura, die Küste dieser Insel selbst, dann rechts und links die weiten, gesegneten Gefilde mit ihren Dörfern und im Rücken das Kawi- und Ardschuno-Gebirge fesseln den Beschauer lange Zeit in stiller Betrachtung, während der kühle Seewind durch die Wipfel der Bäume säuselt, deren Schatten den Wanderer gastlich aufnimmt. Auch hier ist die Grabstätte eines frommen Pilgers, dessen Leben das gläubige und dankbare Volk in phantasiereiche Sagen gehüllt hat. Es ist nämlich das Grab des Suhunan Giri, eines javanischen Prinzen, der zuerst unter den fürstlichen Personen den Glauben an die indischen Götter mit der Lehre Muhameds vertauschte.

Einst kam, erzählen die dortigen Priester, welche den Dienst in dem bei dem Grabe stehenden Tempel versehen, als noch Malik Ibrahim am Leben war, ein Schiff nach Grisse, welches ein Kind an's Land setzte, das ein Söhnchen des zu Banjuwangi vertriebenen muhamedanischen Missionärs Mulana Isak war. Das Kind wurde von einer Frau erzogen, welche Malik Ibrahim zum

muhamedanischen Glauben bekehrt hatte. Als der Knabe acht Jahre alt war, wurde er nach Surabaja zu dem berühmten Suhunan Ngambel geschickt, der ihn im Koran und zwar mit solchem Erfolge unterrichtete, daß er schon in seinem zwölften Jahre zu den Versammlungen der Weisen und Frommen zugelassen wurde. Ngambel gab seinem Schüler den Namen Raden Paku und verheirathete ihn mit seiner Tochter. Bald darauf trat der junge Prinz eine Reise nach Mekka an, kehrte von dort glücklich heim und bewohnte darauf den Berg Giri. Die einsame Hütte des nunmehrigen Priesters Raden Paku ward bald ein Wallfahrtsort für alle Gläubigen und für Diejenigen, die sich in der Lehre vom einigen Gott wollten unterrichten lassen, und Tausende kehrten gläubig und gottbegeistert vom Wohnsitze des Priesters zurück. Unterdessen entbrannte der Krieg gegen den mächtigen Fürsten zu Modschopahit, dessen stolze Residenz von zahllosen Kriegern erstürmt wurde. Der Sultan von Demak übertrug dem Priester Raden Paku auch die weltliche Herrschaft über den Distrikt Grisse, worauf er den Namen Suhunan Giri erhielt. Er lebte noch bis zum Jahre 1405 (1483 n. Chr.) und ward auf dem Berge begraben, auf welchem seine bescheidene Wohnung stand.

Urne auf dem Begräbnißplatze Gapuro Metan zu Grisse.

Was mir besonders bei den Gräbern der Lehrer des Islam auffiel, ist die Nähe von Hindu-Monumenten und der Gräber aus der heidnischen Zeit, deren Urnen und Bilder zum Theil noch ganz gut erhalten waren. Hieraus ließe sich schließen, daß in der ersten Zeit der Ausbreitung des Islam wenigstens in diesen Gegenden die Anhänger der alten und jene der neuen Lehre sich nicht feindlich gegenüberstanden. Vielmehr mag weise Mäßigung und Achtung vor dem frommen, gläubigen Sinn der Einwohner die Verkündiger des Muhamedanismus beseelt haben. Ist ja noch heutigen Tages der Javane von derselben Verehrung für die Monumente aus der heidnischen Vorzeit, wie für jene beseelt, welche aus der ersten Zeit des Islam stammen.

Während ich auf den alten Gräbern zwischen den lebendigen Palmen und den todten Steinen, deren Inschriften von der Sprache einer längst untergegangenen Generation noch sprechendes Zeugniß ablegen, umherwanderte, senkte sich die Sonne hinter die vom Meere begrenzte Ebene, die sich unter meinen Füßen ausbreitete, und die feurigen Wolken der Abendröthe überzogen die bemoosten Steine mit einem magischen Licht.

„Trabai duan Djalang di atas gapuro“, „es ist nicht gut, mein Herr, bei Nacht auf den Gräbern zu wandeln“, rief mir mein javanischer Begleiter zu, indem er sich ferne von den Steinen hielt und zum Rückzuge anschickte. Sein Ruf kam zu rechter Zeit, wir stiegen schweigend den Hügel hinab und kamen nach einer halben Stunde zu Grisse an, wo die traulichen Lichter der unregelmäßig zerstreuten Häuser uns freundlich entgegenleuchteten.

Mein nächster Ausflug in diesem östlichen Theile Java's galt den Ruinen

der alten Hauptstadt Modschopahit. Um dort hinzugelangen, wollte ich den Fluß Kaliemas hinauffahren. Die Reise auf dem Kaliemas (Gold-Fluß) von Surabaja bis in die Residentschaft Kediri wird häufig auf kleinern Prauen unternommen, die nur zwei Fuß tief gehen. Die Javanen benutzen den Fluß zum Transport verschiedener Güter, insbesondere von Salz, Kaffee und anderen Waaren, um dieselben in die Binnenländer zu bringen. Aber auch für Reisende, besonders für diejenigen, welche nicht im Fluge durch das Land ziehen wollen, bietet eine Fahrt auf dem Kaliemas viel Angenehmes und Interessantes. An beliebigen, sehenswerthen Punkten läßt man die Prau Halt machen, um auf kleinen Exkursionen Pflanzen und andere naturhistorische Gegenstände zu sammeln. So fuhren wir am 15. November 1844 in einer gemietheten Prau von Surabaja den Fluß aufwärts, indem wir theils durch Windeskraft, theils durch Ruder uns vorwärts bewegten. Die grünen Sawah-Felder der beiderseitigen Ufer wechselten mit dichtem Gebüsche und weit in den Fluß hineinragenden Bambu-Arten und großblättrigen Wasserpflanzen. Oefters schaut auch ein freundliches Dorf durch seinen Waldgürtel und läßt den Reisenden einen Blick in das Innere desselben und auf die friedlichen Bambu-Häuschen werfen. Die halbnackte Jugend spielt fröhlich auf den Plätzen, während manche Erwachsene müßig im Schatten eines Baumes liegen und ihrem Hang zum süßen Nichtsthun nachgehen. Solche träge Müßiggänger findet man auf Java und noch mehr in den meisten übrigen Theilen des Archipels in großer Zahl, besonders unter den orang manunpang oder der niedrigen Volksklasse; der einzelne Reisende kann von diesen scheinbar so dienstfertigen und genügsamen Leuten oft nicht einmal gegen gute Bezahlung ihre Dienste erkaufen. Nur wenn man mit dem Befehl des Residenten in der Tasche zum Demang (Vorsteher) des Dorfes kommt und Kuli's und Pferde fordert, stehen alle Arbeiter des Dorfes zu Gebote. Hurtig wird der Reisende mit allem Nöthigen versehen, und ihm auch, wenn er im Dorfe verweilen will, der Pasangrahan oder ein Pandopo eingeräumt. Der Javane ist an Befehle gewöhnt; er bedarf der Leitung, um zu seinem eigenen Vortheil zu erhöhter Thätigkeit angespornt zu werden. Mit einem Worte, er ist ein großes Kind, das gezogen werden muß. Daß es auch unter den Nationen noch solche giebt, welche trotz ihres Alters in moralischer Energie die Stufe der Kindheit noch nicht überschritten, das scheint manchem idealen Politiker und Philanthropen zu entgehen. So sehr die einzelnen Völker in Bezug auf gesellschaftliche Einrichtungen und Sitten von einander verschieden sind, eben so passen nicht für alle dieselben Gesetze, dieselbe Staatsform und politischen Verhältnisse. Auch dem Javanen ist es zuträglich, wenn er von verständiger und menschenfreundlicher Hand zur Thätigkeit angehalten wird. Dies geschieht durch das sachmäßige Kulturſyſtem des Generals van den Bosch, dessen wir schon einmal anerkennend gedachten. Seit der Einführung jenes Systems sind ungeheure Mengen Kolonial-Produkte nach den Niederlanden gewandert. Hierdurch hat sowol das Mutterland bedeutenden Vortheil, als auch der Javane Verdienst erlangt. Der Anbau des Reises, die Kultur der Kokospalme, die Dschatiwälder sind in stetem Zunehmen begriffen, und endlich ist die Bevölkerung

Java's seit dem Jahre 1830 um das Doppelte gestiegen. Wohlstand und Sittlichkeit haben sich verbessert. Jedenfalls sind demnach die Folgen des gezwungenen Anbaues von Kolonialwaaren keine nachtheiligen, doch könnte man vielleicht glauben, daß dieselben Vortheile auch durch bloße Ermunterung von Seite der Regierung zum Anbau der betreffenden Kulturpflanzen, ohne daß hierbei ein Zwang ausgeübt würde, erreicht werden könnte. Wer eine solche Meinung hegt, hat gewiß den Javanen und seine Neigung zur Indolenz und Trägheit nie näher kennen gelernt, sondern läßt sich von vorgefaßten theoretischen Grundsätzen leiten, die ohne tiefere Einsicht in den Entwickelungsgang der Nationen gefaßt sind. Was mich betrifft, so hege ich die Ueberzeugung, daß durch Einführung des freien Kultursystems binnen kurzer Zeit die Produktion bedeutend zurückgehen, der materielle Wohlstand schwinden und selbst die Sittlichkeit Schaden leiden würde. Wer über letztere Behauptung vielleicht lächelnd die Achseln zuckt, den verweise ich auf die Charakterschilderungen des Javanen von Reisenden des siebzehnten Jahrhunderts, in welchen die Bewohner Java's als treulos, heimtückisch, grausam, ungemein arbeitsscheu und dabei als kriechend und charakterlos geschildert werden. Wer jene Charakteristiken von glaubwürdigen Autoren jener Zeit liest, wird sich gestehen müssen, daß die Javanen im Allgemeinen unter der Herrschaft der Niederländer in moralischer Beziehung sich gehoben haben, indem jeder unparteiische Beobachter ihnen jetzt ein weit besseres Zeugniß in Bezug auf ihre Gesittung ausstellen muß, als jene Ethnographen des siebzehnten Jahrhunderts. Dabei darf jedoch nicht geleugnet werden, daß jene üblen Eigenschaften in geringerem Grade noch bestehen, und insbesondere die dem Orientalen eigene Indolenz sich noch wenig geändert hat.

Vornehmer Javane.

Theilweise in Widerspruch zu der soeben mitgetheilten Ansicht befinden sich die Aeußerungen von Dr. Karl v. Scherzer, dem allwärts bekannten Reisenden und genauen Kenner der Verhältnisse des Weltverkehrs, welche die „Redaktion des Buches der Reisen", hier wörtlich einzuschalten für angemessen findet, um dem Leser behufs Bildung eines Urtheils entgegenzukommen.

„So vortheilhaft aber auch das Kultursystem in Bezug auf die natürlichen Hülfsquellen des Landes gewirkt haben mag, für den Weltverkehr und für die Hebung des sozialen und geistigen Zustandes der Bevölkerung ist es nur von geringem Einfluß geblieben. Die holländische Regierung hat die vermehrten Einnahmen in ihrem Interesse zu verwenden sich bemüht, ohne die einheimische Bevölkerung an dem Segen ihres Fleißes Theil nehmen zu lassen. Vielmehr hat man den materiellen Aufschwung der Insel benutzt, um dieselbe mit einer neuen Schuld zu belasten. Seit der Rückgabe der ostindischen Besitzung an Holland 1816 bis zum Jahre 1833 ergab sich durch Vorschüsse aller Art, sowie dadurch, daß Ausgaben und Einnahmen das Gleichgewicht verloren hatten, eine Summe von 37,700,000 Gulden, welche die Kolonie an Holland schuldete und die im Jahre 1838 durch Abschlagzahlung rund auf 36 Millionen vermindert wurde.

„Mit einem Male sieht sich die Kolonie mit einer zweiten Schuld von nicht weniger als 200 Mill. belastet, für welche sie jährlich 8 Mill. Gulden an Interessen bezahlen muß. Es ist dies jener Theil der holländischen Staatsschuld, welchen Belgien, so lange es mit Holland vereinigt war, zu bezahlen hatte, und für den es bei seiner Lostrennung eine weitere Haftung zu übernehmen verweigerte. Der Kolonie sollte nun die Ehre zu Theil werden, an die Stelle Belgiens treten und diesen Tribut der Dankbarkeit für die holländische Herrschaft zahlen zu dürfen.

„Würde die holländische Regierung einen entsprechenden Theil der Jahreseinnahmen der Kolonie auf die Verminderung der Steuern, auf die geistige und politische Hebung der Volksklassen, auf die Förderung des Handels und Schiffsverkehrs verwenden, so hätte die eingeborene Bevölkerung nur Ursache, mit dem Kultursystem zufrieden zu sein, welches, mit humaner Rücksicht durchgeführt, für ein an Frohndienste gewöhntes Volk, wie die Javanen, durchaus nicht jenen gehässigen Charakter besitzt, welchen es in den Augen des freien Europäers annimmt. Allein die einheimische Bevölkerung erntet am allerwenigsten von den Früchten ihres Fleißes und ihrer landwirthschaftlichen Thätigkeit. Weder ihr materielles, noch ihr geistiges, noch ihr politisches Leben erfreut sich einer besonderen Fürsorge. Daß die Kolonial-Regierung die einheimischen Behörden fortbestehen und ihre Befehle ausschließlich durch diese ausführen läßt, ja sogar javanische Fürsten zu ihren Statthaltern macht, ist ein Verfahren, welches weit mehr von politischer Klugheit, als von besonderer Rücksicht für die Eingeborenen und deren nationale Gebräuche Zeugniß giebt. Sobald nur eine Familie die vorgeschriebene Anzahl von Grundstücken für Rechnung der Regierung bebaut, die Ernte gegen eine gewisse Entschädigung in die Regierungsspeicher abliefert und die übrigen gesetzlichen Steuern entrichtet, kümmert sich die Kolonial-Regierung nicht weiter um deren geistiges und leibliches Wohlergehen; sie besitzt weder den fanatischen Bekehrungsdrang der ersten spanischen Eroberer, noch jenes den trägen orientalischen Völkern nicht minder lästige Streben der Briten, die Eingeborenen in die Strömung des Weltverkehrs mit hineinzuziehen und sie mitgenießen zu lassen alle die Vortheile eines freien ungehinderten Austausches einheimischer Produkte und fremder Fabrikate. Die holländische Regierung hält im Gegentheil noch immer

fest an den Prinzipien ihrer alten Handelspolitik, und während ringsum Freihäfen entstehen und der Handel, von allen Hemmnissen befreit, den großartigsten Aufschwung nimmt, bleibt er in den holländischen Besitzungen durch Differentialzölle und Plackereien aller Art Beschränkungen unterworfen, welche mit den volkswirthschaftlichen Grundsätzen unserer Zeit in schroffem Widerspruche stehen. Während in Holland eine der freisinnigsten Verfassungen in Wirksamkeit ist, besteht auf Java für das geschriebene Wort die strengste Censur." (Novara-Reise. Statistisch-kommerzieller Theil, II, 31. 1865.)

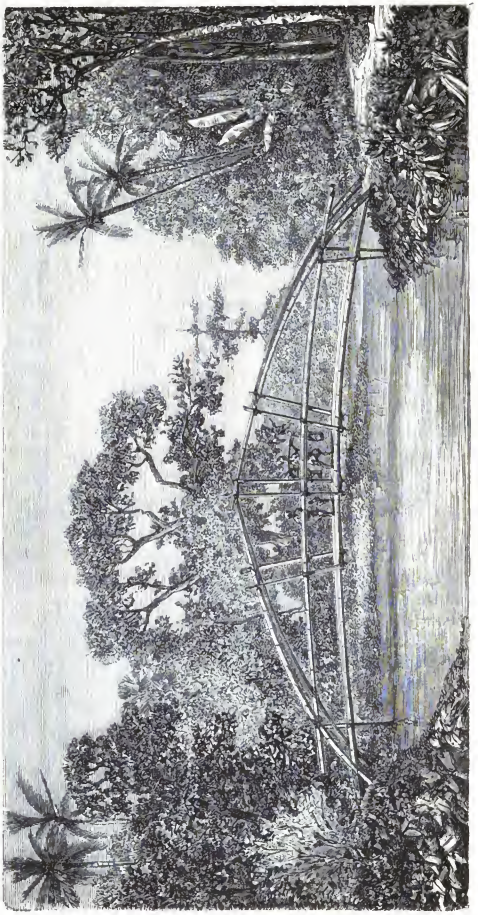
Nachdem ich die Frau auf dem Kaliemas zurückgesandt hatte, setzte ich den Weg, nur von einigen Kuli's begleitet, zu Fuße fort. Schattige Tamarindenalleen, Zuckerplantagen mit schneeweißen, europäischen Meierhöfen gleichenden Gebäuden, wechselten mit einander ab. Der Besitzer einer Zuckerfabrik hatte mich schon früher zu Surabaja in freundlicher Weise eingeladen, bei ihm einige Tage zuzubringen. Die Fabrik, welche ich auf diesem Ausflug besuchte, liegt an der Grenze zwischen dem Distrikte Surabaja und Modschokerto. Sie wird von einem lebhaft fließenden Bache getrieben, der in den Fluß Kediri mündet. Ueberall herrschte lebendiges, lustiges Treiben. Mit zwei kräftigen Karabauen bespannt, langen die mit Zuckerrohr beladenen Karren (Pedati) an. Die weichen grünen Stengel, über die des süßen Saftes wegen die javanischen Kinder herfallen, werden in den Vorhof geworfen. Alle die zahlreichen Büschel aber verschlingen die zermalmenden Eisencylinder der Mühle, die von dem mit unwiderstehlicher Gewalt sich drehenden Rade getrieben werden. An geselliger Unterhaltung fehlt es auf solchen Zuckerfabriken nicht, da die benachbarten Fabrikbesitzer sich öfter Besuche abstatten und dann erst in später, kühler Nacht zu Pferd oder zu Wagen nach Hause zurückkehren.

In der Nähe der Fabrik befindet sich das kunstreiche Schleußenwerk von Milirip. An dieser Stelle theilt sich nämlich der ziemlich breite Fluß Kediri in zwei Theile, deren einer mehr südlich bei dem Dorfe Porong sich in die See stürzt, während der andere Arm nördlich verläuft, sich in noch mehr Arme theilt, von welchen einer, der Kaliemas, an Surabaja vorbeifließt und, als Hafen künstlich erweitert, dem Meere zuströmt. Durch das Schleußenwerk wird der Distrikt Surabaja vor Ueberschwemmungen bewahrt, die während des West-Mussen eintreten würden, da der nach Preang laufende Flußarm höher als der Kaliemas liegt.

Am frühen Morgen nahm ich von meinem freundlichen Wirthe Abschied und setzte in einem ungemein angenehmen Ritte bei einer Temperatur von 18° R. meine Reise längs des Flusses Kediri fort bis zu dem stattlichen, reich mit Fruchtbäumen umgebenen Orte Modschokerto, wo ich bei dem Dalam des dortigen Regenten abstieg. Dort miethete ich einen mit der Gegend vertrauten Javanen, der mich nach der alten Hinduſtadt Modschopahit bringen sollte.

Der Weg führt fortwährend durch fruchtbare und gut kultivirte Felder. Die Landstraße ist trefflich unterhalten; die mit weißen Wolken umhüllten Gebirge begleiten den Wanderer zur Linken. Hier und da durchschneiden kleine Bäche unsere

Straße, neben der die prächtigsten Tropengewächse in üppiger Fülle wuchern. Oft zeigte sich hier und da eine Lichtung, aus der uns ein kleiner Kampong entgegenlachte, umgeben vom Dorfwäldchen, eingezäunt mit Bambu-Pallisaden und bewässert von einem kleinen Wildbache, der munter zwischen den Bananen dahinplätscherte. Einfache Bambu-Brücken, roh, aber fest zusammengefügt, führten über die Gewässer hin und erleichterten den Verkehr der Bewohner des Kampongs. Gegen Mittag machten wir in einem, etwa eine Viertel-Stunde von der Straße abwärts gelegenen Dorfe Rast. Nachdem ich mich durch ein gutes Mittagsmahl gestärkt hatte, brach ich wieder auf, um zu den Ruinen der berühmten Hauptstadt Java's zu gelangen. Anfangs traf ich nur ordnungslos durcheinander liegende, aber glatt gehauene Steine aus Trachyt oder Kalkstein, wie ich



Bambu-Brücke bei einem Kampong.

sie in der Umgegend schon mehrfach gesehen und die alle von diesen Ruinen geholt wurden. Ja, seit Menschengedenken nimmt man zum Brückenbau und zur Straßenpflasterung in der ganzen Umgegend nur Steine aus diesen umfangreichen Ruinen, die ursprünglich allerdings einer Stadt von riesenhafter Größe angehört haben mögen. Etwas weiter entfernt sehen wir schon 3—4 Fuß dicke Mauern von 20—30 Fuß Höhe mit schmalen, oben spitz zulaufenden Eingängen, die an den gothischen Styl erinnern. Aber die Mauern sind schon an vielen Stellen durch Risse gespalten, und bald werden sie nur ein formloser Trümmerhaufen sein.

Hie und da gelangt man zu Ruinen, welche als Ueberbleibsel eines einstigen Palastes sich erweisen. Neben einer Eckmauer befindet sich ein breiteres Thor mit einigen steinernen Treppen, und selbst Stücke von Statuen sieht man unter den Steinhaufen, die vielleicht durch Erdbeben in solchen chaotischen Zustand versetzt wurden. Aber das Glaga-Gras, die majestätischen Waringin-Bäume, die rauschenden Blätter des Bambu und verschiedene kleine Pflanzen haben sich überall in und auf den Trümmern der alten Gebäude eingenistet, als ob sie uns mit ihrer frischen Lebendigkeit für die Vergänglichkeit menschlicher Werke trösten wollten.

Eine halbe Stunde westlich von dieser Ruine gelangt man zu den Ueberbleibseln eines ansehnlichen Gebäudes, welches die Javanen Tschardi Prawu nennen. Es hat eine Höhe von 60—70 Fuß, ist aus rothen Backsteinen aufgeführt und läuft im Ganzen pyramidal nach oben zu. Ob aber der ursprüngliche Bau ebenfalls eine Pyramide war, oder ob nur die allmälig niederbröckelnden Trümmer dem Gebäude diese Form gegeben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Das Innere, welches eine 4 Fuß breite Pforte besitzt, hat noch ein ziemlich gut erhaltenes, etwa 18 Fuß langes und eben so breites Zimmer mit kahlen Kalkwänden. Alles Uebrige an dem einst stattlichen Palaste ist nur ein formloser Trümmerhaufe.

Der Umfang der Stadt Modschopahit muß in der That jenem der größten europäischen Hauptstädte der jetzigen Zeit gleichgekommen sein, wenn wir annehmen, daß die Häuser ununterbrochen innerhalb der Grenzen fortliefen, wo wir gegenwärtig die Ruinen finden.

Etwa eine Viertel-Stunde von Tschardi Prawu entfernt sehen wir architektonische und Skulpturenreste der Vorzeit, welche die Javanen Saugar-Pamalangan nennen. Die Ruinen rühren sicher von einem großen Tempel her. Sie sind noch ganz mit allerhand Bildhauerarbeit überdeckt, welche aber leider sehr beschädigt ist. Noch erkennt man eine Figur von monströser Form, halb Mensch, halb Vogel, und eine andere menschliche Figur mit kolossalem Kopf und großen Schneidezähnen. Außer der üppigen Vegetation, welche diese Trümmer der Vorzeit umgeben, haust gegenwärtig die Thierwelt da, wo früher zahlreiche Priester den Göttern Opfer brachten und Tausende von Gläubigen nach den geheiligten Orten wallfahrteten. Man hört das Geschrei der Affen, die sich gegenwärtig als die Herren dieses Ortes betrachten und unwillig zu werden scheinen, wenn ein Fremder das längst von Menschen verlassene Terrain betritt.

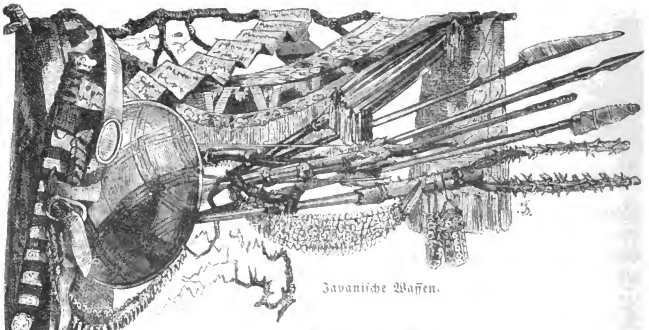
Die ganze Gegend im Umkreise von mehreren Meilen ist reich an Monumenten

und Ueberbleibseln alter Gebäude. Von der alten Ruinenstadt begab ich mich nach dem Dorfe Trawulan. Durch drei von den Javanen sehr reinlich gehaltene, mit einem Erdwall umgebene Höfe gelangt man zu mehreren mit Hautreliefs versehenen Monumenten, welche durch die Zeit schon sehr gelitten haben. Auf einem derselben ist in javanischen Buchstaben noch deutlich die Jahrzahl 1320 (also 1398 n. Chr.) zu lesen. Modschopahit wurde im Jahre 1478 zerstört, und diese Monumente fallen in die Zeit der Blüte jenes Reiches.

Das Denkmal, auf welchem die genannte Jahrzahl angebracht ist, soll einer Fürstin von Dschampa gewidmet sein, welche der Sage nach aus dem siamesischen Reich stammte und ihrer Schönheit wegen vom Susuhunan Browidschojo zur Gattin erwählt wurde. Da aber die Fürstin dem Islam zugethan war, ließ sie aus ihrem Vaterlande zwei ihrer Neffen kommen, die als Lehrer des Muhamedanismus auf Java wirkten.

Nicht weit von diesen Denkmälern, in der Nähe der Landstraße, befindet sich ein großer Teich von etwa 3000 Fuß im Durchmesser, der von einem durch denselben laufenden Bach gespeist wird und mit hellem, reinem Wasser gefüllt ist. Wahrscheinlich lebte hier einst der mächtige Susuhunan mit seinen Frauen, und der künstliche See diente ihm als Badeplatz. So sehr wir uns bei der Erinnerung an entschwundene einstige Größe und Macht eines ernsten, wehmüthigen Gefühles nicht enthalten können, so ist doch nicht zu leugnen, daß mit dem Sturze des Heidenthums und der Einführung des Islam auf Java die geistige Kultur sich bedeutend gehoben hat.

Tempel von Kalassan bei Modschopahit.



Javanische Waffen.

Siebentes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Javanen.

Die südwestlichen Abhänge des Merbabu, ihre Dörfer und Bodenkultur. — Milde Behandlung der Frauen. — Festlichkeiten bei der Geburt eines Kindes. — Abfeilen der Zähne. — Unterricht der Jugend. — Verheirathungen. — Ehescheidungen. — Vorrechte des Mannes. — Krankheits- und Sterbefälle. — Verehrung mancher Bäume. — Der böse Geist. — Einrichtung der Häuser. — Lebensweise. — Die Frauen auf dem Bazar. — Spiele der Javanen, Turniere. — Andere Waffenspiele. — Dramatische Spiele, Musik. — Hahnengefechte. — Kleinere Spiele. — Tigergefechte. — Kampf zwischen Tiger und Büffel. — Hofstaat des Susuhunan. — Tigerhetzen. — Traurige Zustände in den Fürstenlanden. — Handwerker, Waffen und Kriegskünste. — Die Sprachen Java's. — Literatur.

Am südwestlichen Abhange des Merbabu, wo ich bis zu einer Höhe von 5000 Fuß gelangte, finden sich ausgebreitete Theepflanzungen und neben denselben üppige Weizenfelder, die in jenen Höhen trefflich gedeihen. Man sollte glauben, daß die javanischen Dörfer dort längst aufgehört, weil der Bewohner der Tropenzone die kälteren Regionen als bleibenden Aufenthaltsort meidet, dennoch erstrecken sich die Dörfer auf Java bis dahin, ja das höchste javanische Dorf erhebt sich 7000 Fuß über der Meeresfläche. —

Bedenkt man nun, daß die Javanen keineswegs durch wollene Kleider gegen Kälte geschützt sind, sondern ihre kattunenen Sarongs dem Körper nur eine dünne Bedeckung bieten, während die Füße beständig entblößt sind, so überzeugt man sich, daß der Berg-Javane eine sehr niedrige Temperatur ohne Beschwerde ertragen kann.

Von Magelang, das 1230 Fuß über der Meeresfläche liegt, führt ein Weg durch Indigo- und Zuckerplantagen nach dem Orte Pakis, an ganzen Wäldchen

wohlriechender Citrusarten vorbei. Dieses Dorf liegt 2843 Fuß über der Meeresfläche. Noch weiter oben, von Kaffeegärten umgeben liegt Kapanang, welches sich schon einer gemäßigten Temperatur erfreut. Seine Höhe über der Meeresfläche ist 3864 Fuß. Das höchste Dorf, zu welchem wir gelangten, ist Kadakung. Ich wandelte dort mit Vergnügen während der Mittagsstunden in der Sonne, ohne daß ihre senkrechten Strahlen mir lästig fielen. Die Bewohner jener hochgelegenen Orte Java's haben aber weder Oefen noch Kamine, wol aber kauern sie öfter des Abends um das lodernde Feuer, dem sich auch der Europäer gerne nähert.

Je mehr wir gegen die Ebene uns wenden, desto häufiger werden die Dörfer mit ihren schwer behangenen Fruchtbäumen und den sie umgebenden Sawahfeldern und Zuckerplantagen.

Bei der Rundreise in diesen fruchtbaren, von krystallhellen Bächen durchschnittenen Gefilden, bei welchen uns jedesmal der Vorsteher einer Ortschaft bis an das Gebiet der nächsten begleitete, hatte ich Gelegenheit das innere häusliche Leben sowol des vornehmeren und reicheren als auch des ärmeren Javanen kennen zu lernen. Ich unterhielt mich mit vielen Personen, die alle ehrerbietig mir auf die gestellten Fragen Auskunft gaben, während mein Reisegefährte, ein Assistent-Resident, mit den Vorstehern über die Thee- und Kaffee-Kultur, über die Ernte-Aussichten wie über sonstige Angelegenheiten der Bevölkerung und andere amtliche Dinge sprach.

Die von mir hier mitgetheilten Nachrichten über Sitten und Gebräuche haben volle Gültigkeit für Mittel- und Ost-Java; sie sind auch in den andern Theilen der Insel mit Abänderungen dieselben. Was zunächst Geburts- und Hochzeitsfeierlichkeiten anbelangt, so lernt man den Charakter und den Bildungsgrad eines Volkes am besten bei diesen Familienfesten kennen. Die Javanen halten es durchgängig für ein großes Glück, eine zahlreiche Nachkommenschaft zu haben, wie wir dies bei allen orientalischen Völkern bemerken.

Nach der Geburt eines Kindes werden vom Vater alle Verwandten zu einem Fest vereinigt. Man liest bei dieser Gelegenheit ein Stück aus dem Koran und zwar die Geschichte des Propheten Joseph vor. Während des Vortrages hält eine der ältesten Frauen das Kind auf dem Schoß. Auch wird jetzt von dem Vater dem Kinde ein Name gegeben, wobei die Regel befolgt wird, daß der erste Buchstabe des Namens mit jenem des Namens des Großvaters oder der Großmutter übereinstimmt. Es bleibt indessen bei den Javanen der höhern Klasse der in der Kindheit gegebene Name keineswegs für die ganze Lebensdauer gültig, vielmehr wird er im Mannesalter und auch später öfter gewechselt, so oft eine Erhöhung des Ranges stattfindet, da mit den Namen, welche oft eine Reihe hoher Titel in sich schließen, auch der Rang und die Funktion der Person angezeigt wird.

Einem Mädchen werden am achten Tage nach der Geburt die Ohrläppchen durchbohrt und mit einem Faden durchzogen, damit später die auch dort gebräuchliche, goldene Ohrenzierde angebracht werden kann.

Am vierzigsten Tage nach der Geburt wird ein Mahl gehalten, das Haupt des Kindes geschoren und dasselbe in einem Flusse gebadet. Hat das Kind den

siebenten oder achten Monat erreicht, so begiebt sich der Javane mit dem Kinde an einen geweihten Platz, wo berühmte Personen, die ein hohes Alter erreicht haben, begraben liegen. Daselbst setzt man das Kind zum ersten Male auf die Erde, während es bis dahin beständig getragen wurde oder auf erhöhtem Lager sich befand. Vornehme und reiche Leute wiegen ihren Sprößling gegen Kupfergeld auf; für die so erlangte Summe wird eine zweite Mahlzeit gehalten. Die javanischen Frauen stillen ihre Kinder fast alle selbst. Aus diesem Grunde ist auch die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Lebensjahren dort ungleich geringer, als in Europa.

Zwischen dem 7. und 13. Jahre werden bei Knaben weitere Ceremonien vorgenommen, wobei ebenfalls an Festlichkeiten kein Mangel ist. Der Knabe wird im Gesichte mit einer gelben Substanz bestrichen und auf einen Stuhl gesetzt und nun durch muhamedanische Priester eine Operation mit ihm vorgenommen. Hierauf versammeln sich die Verwandten und Freunde im elterlichen Hause zu einem Mahle, um in hochjavanischer Sprache eine Vorlesung (Wajang) historischen oder mythologischen Inhalts anzuhören. Wir sehen hieraus, daß selbst bei einem Feste von specifisch muhamedanischem Charakter noch immer die alten heidnischen Sagen eine Rolle spielen.

Eine eigenthümliche und alberne Sitte ist das Abfeilen der Zähne im 14. bis 16. Jahre. Die Zierde des Gesichtes, worauf andere Völker so großen Werth legen, die zur Zerkleinerung der Speisen so nöthig ist, entfernt der Javane frevelhaft und thörichterweise. Es werden nämlich alle Schneidezähne, sowie die Eckzähne mittels einer Feile bis zur Wurzel entfernt. Diese Operation geschieht ebenfalls in feierlicher Weise. Während aber das Beschneidungsfest nur seit der Einführung des Islam unter den Javanen herrscht, ist das Zahnabfeilen viel ältern Ursprungs und scheint bis in's graue Alterthum hinaufzureichen. Der Javane legt großen Werth auf diese Operation, weil er nach derselben als mannbar angesehen wird und sowol als Zeuge bei Gericht auftreten, wie auch Kontrakte abschließen kann. Ich hatte einen hübschen javanischen Jungen als Bedienten, der mich um einige Tage Urlaub bat, da seine Zähne jetzt abgefeilt werden müßten. Ich versuchte ihn zu bewegen, seine sehr schönen weißen Zähne stehen zu lassen, jedoch vergebens. Er schien sich auf diese Operation zu freuen wie ein Fräulein, das zum erstenmal auf den Ball geführt wird. Nach einigen Tagen kam er entstellt zurück, denn beim Oeffnen des Mundes zeigten sich die großen Lücken mit dem entzündeten Zahnfleisch, das ihm ein altes Aussehen ertheilte.

Es ist zu bedauern, daß mit der Einführung des Islam nicht auch der alte und alberne Gebrauch des Zahnabfeilens bei beiden Geschlechtern, sowie manche theils abergläubische, theils schädliche Gewohnheit der Javanen verschwunden ist. Andererseits hat der Glaube an eine unsichtbare, durch Werke der Plastik nicht darstellbare Gottheit, verbunden mit dem fanatischen Eifer, den die muhamedanischen Priester gegen die bildlichen Darstellungen an den Tag legten, die alte Kunst gänzlich ausgerottet. Der gegenwärtige Javane staunt die schönen Werke seiner Ahnen verständnißlos an, als ob sie von einem längst verschwundenen Volke herrührten. Ob

die Kunst bei den Völkern des Archipels wieder eine würdige Stätte finden wird, ist wenigstens für die nächste Zukunft sehr zu bezweifeln. Die religiöse Begeisterung hatte sie einst hervorgerufen, gegenwärtig könnte sie nur die Begeisterung für die Kunst *als solche* wieder beleben.

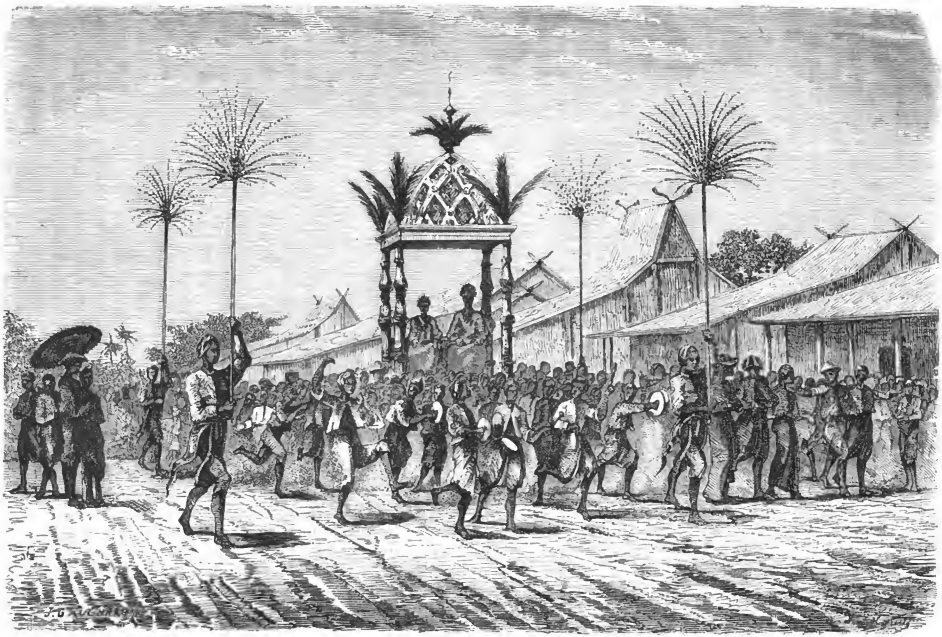
Was die *Erziehung der Kinder* betrifft, so erhält der junge Javane seinen Unterricht theils durch seine eigenen Eltern, theils durch besondere Lehrer.

Eingeborene der niederen Stände auf Java.

Die niederländische Regierung sorgte in neuerer Zeit auch für den Unterricht der javanischen Jugend, und die Zahl der von derselben bestellten muhamedanischen Schulen würde noch weit bedeutender sein, wenn nicht noch immer einiges Mißtrauen bestände, als ob es der Regierung darum zu thun wäre, die Jugend von der Religion ihrer Väter abwendig zu machen und sie zum Christenthum zu bekehren. Deshalb errichtete die Regierung zu Surakarta ein inländisches Schullehrer-Seminar, in welchem talentvolle junge Javanen zu Volkslehrern herangebildet werden. Passende Lehrbücher in malayischer und javanischer Sprache wurden von holländischen Sprachkennern verfaßt, und den Priestern zur Begutachtung vorgelegt. Ueberdies ertheilen javanische Priester in den Schulen sowol wie am Seminar den Religionsunterricht. Jeder Javane von vornehmer Abkunft erlernt sowol die hoch- als die niederjavanische Sprache, und zwar erstere durch die Schrift.

Das Hochjavanische ist diejenige Sprache, deren man sich bedient, wenn man mit hochgestellten Personen spricht, während das Niederjavanische gegen Personen seines Gleichen oder gegen Untergeordnete gebraucht wird. Es wäre auf Java keine geringe Verletzung des Anstandes, wollte man von dieser Regel abgehen. Früher gab es unter den Javanen keine eigentlichen Elementarlehrer; wer im Rufe stand, Schrift und Literatur der javanischen Sprache wohl zu verstehen, wurde von den Reichen und Vornehmen für den Unterricht der Knaben gedungen. In den meisten Distrikten besteht dieses Verhältniß noch heutigen Tages. Will Jemand dem Priesterstande sich widmen, so muß er den Koran in der Ursprache lesen lernen und eine Pilgerreise nach Mekka unternehmen. Hierauf erhält er die Würde eines Unterpriesters. —

Die Heirathen geschehen bei den Javanen nicht in Folge freier Wahl der Gatten, sondern durch Vermittelung der beiderseitigen Eltern. Der Jüngling wird in seinem 16. Jahre für mannbar (**balig**) gehalten. Mädchen gelten im Allgemeinen im 14. Jahre für heirathsfähig; doch wird der Heirathskontrakt nicht selten schon im neunten Lebensjahre ausgefertigt. Bei vaterlosen Mädchen vertritt der Aelteste der Familie die Stelle des Vaters, und wenn dieser an der Ausübung einer solchen Funktion verhindert ist, übernimmt der Panhulu (Priester) die Vormundschaft (**Wali hakim**). Bei gegenseitigem Einverständniß der Eltern in Betreff der zu vollziehenden Heirath schickt der Vater des Bräutigams der Braut einige Pisange als Zeichen der Uebereinkunft. Acht oder zehn Tage vor der festgesetzten Hochzeit, für welche man erst einen glücklichen Tag ausrechnet, schickt der Vater des Bräutigams dem Vater der Braut einige Karabaue (Büffel), deren Hörner mit Silber oder Gold verziert sind, sowie noch einige Kostbarkeiten zum Geschenk. Drei oder vier Tage vor dem feierlichen Akte sendet man Geschenke (**Rondjoh**), die aus Süßigkeiten bestehen, als Zeichen der Einladung an Freunde und Verwandte, um der Hochzeitfeier beizuwohnen (**Andjung-Andjung**). Vor den elterlichen Häusern wird Abends und Morgens auf dem Gamelang gespielt; das Abfeuern von Kanonenschüssen bei dieser Gelegenheit ist ein Vorrecht der höheren Stände. Diese, wenige Tage vor der Hochzeit stattfindenden Feierlichkeiten nennt man **Gantang**. Jeder hierzu Eingeladene bringt den Eltern der Braut und des Bräutigams kleine Geschenke, die man „Buwu“ nennt. Die Trauung selbst geschieht gewöhnlich im Hause des Bräutigams oder seiner Eltern und wird durch den Panhulu vollzogen. In feierlicher Weise giebt der Vater der Braut dem Priester den Wunsch zu erkennen, daß die Trauung vollzogen werden möge, worauf der Bräutigam seiner Braut ein Geschenk in Gold oder Silber reicht, welches gleich unserm Trauring als Ehepfand gilt. Man fragt den Bräutigam nun nochmals, ob er die Ehe mit der neben ihm stehenden Braut eingehen wolle, worauf er antwortet: **Kula trima** (ich nehme es an). Der Priester verrichtet hierauf Gebete, der Gamelang wird gespielt, und die Trauung ist endlich vollzogen. Das Fest aber ist hiermit noch nicht geendigt, und dem jungen Brautpaar ist es nicht gestattet, den lästigen Ceremonien zu entweichen. Jetzt beginnt der feierliche Zug nach dem Tempel, wobei der Bräutigam in festlichem Kleide erscheint (**Dodok**), das unbedeckte Haupt mit Blumen geziert.



Javanisches Hochzeitsfest.

Gewöhnlich folgen dem Brautpaar mehrere bewaffnete Dorfbewohner, denen sich die neugierige und ausgelassene, halb- oder selbst ganz nackte Jugend als Vor- und Nachtrab anschließt. Nach dem Tempelgang hält man wieder eine Mahlzeit im Hause des Bräutigams, worauf nochmals ein festlicher Zug nach dem Hause der Braut stattfindet. Dort bleiben Männer und Frauen getrennt unter frohem Gespräche die ganze Nacht hindurch beim Genuß von Süßigkeiten und unter den Metallklängen des unentbehrlichen Gamelang. Am folgenden Tage huldigt man dem Regenten, indem das Brautpaar mit dem Gefolge nach dem Hause desselben (Paseban) zieht, das der Bräutigam sammt seinem Gefolge dreimal in feierlichem Zuge umschreitet, was die Javanen „Bara kabajang" oder „Bajang korok" nennen. Nach dieser Ceremonie wendet sich der Zug nach der Wohnung des Bräutigams, wo der Abend und die ganze Nacht in derselben Weise wie die vorige im Hause der Braut zugebracht wird. Nur wird in dieser Nacht den Frauen einige Stunden Schlaf gegönnt, wie es in der vorigen bei den Männern der Fall war. Erst nach Ablauf dieser Nacht, also der dritten nach geschehener Vermählung, vereinigen sich die jungen Eheleute in ihrer Wohnung. —

Einen Tag nach der Vereinigung kommen die weiblichen Verwandten zur jungen Frau, bringen ihr Blumen und waschen sie mit wohlriechendem Wasser, worauf eine kleine, aus jungen Kokosnüssen und anderen Früchten bestehende Mahlzeit gehalten wird. Gegenüber der jungen Frau stehen in einer Schüssel zwei Kokosnüsse, welche besonders die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich ziehen. Auf denselben sind menschliche Figuren, und zwar auf der einen eine männliche, auf der andern eine weibliche eingeschnitten. Die erste stellt den Gott Kudi Wining Poti vor, der in der indo-javanischen Götterlehre die Stelle des griechischen Adonis vertritt, während auf der andern Kokosnuß das Bild der Göttin Sekar Tatschi, der javanischen Venus, zu sehen ist, wodurch der Wunsch angedeutet werden soll, daß die künftigen Kinder des Ehepaares so schön wie Venus und Adonis werden möchten.

Obwol die Javanen die Frauen mit Schonung und Achtung behandeln, blickt doch in ihrer Gesetzgebung und ihren Gebräuchen die Uebermacht hervor, die der Mann über die Frau ausübt. Letztere wird im Ganzen doch als eine, wenn auch sehr mild behandelte Sklavin betrachtet. Dem Manne steht es frei, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, ohne daß er verpflichtet wäre, einen Grund für die beabsichtigte Trennung anzugeben. Nur muß er seinen Willen dreimal öffentlich bekannt machen. Nach zweimaliger Veröffentlichung werden ihm noch drei Monate Frist gegönnt, innerhalb welcher er seinen Entschluß ändern kann. Legt daher die javanische Gesetzgebung der Willkür des Mannes in Bezug auf Ehescheidung keine Fesseln an, so verhindert sie doch durch die ihm gebotene Bedenkzeit die rasche Ausführung eines vielleicht in der Hitze der Leidenschaft gefaßten Entschlusses. Hingegen ist die Frau, welche von ihrem Manne sich trennen will, verpflichtet, ihre Gründe für die beabsichtigte Scheidung anzugeben und dem Panhulu steht darüber die Entscheidung zu. Als Grund zur Scheidung wird betrachtet: Unvermögen, absichtliche Vernachlässigung und Bevorzugung einer andern Frau.

In der Regel haben die reicheren und vornehmen Javanen nicht mehr als vier Frauen, doch ist ihnen ausnahmsweise gestattet, eine fünfte und sechste zu nehmen, in welchem Falle eine der ältern Frauen pro forma das Haus verläßt, aber bald darauf wiederkehrt. Der Javane der niedern Volksklasse begnügt sich mit einer Frau, mit welcher er in der Regel glücklich und zufrieden seine Tage verlebt.

Wenn ein Mann sich von der Heimat entfernt, ohne für den Unterhalt der Frau oder der Frauen zu sorgen, hat der Panhulu die Verpflichtung, die Ehe zu scheiden. Ebenso kann eine Frau nach vierjähriger Abwesenheit ihres Mannes sich mit einem anderen Mann verbinden.

Die Kranken werden meistentheils sorgfältig von ihren Verwandten verpflegt. Die gewöhnlich weiblichen Aerzte, Tukun, verabreichen die nöthigen Medikamente unentgeltlich. Wenn der Kranke in einem bewußtlosen Zustande ist, so erheben die Umstehenden laute Gebete, damit der Sterbende nur Worte religiösen Inhalts höre, wodurch sein Heil in der künftigen Welt besonders gefördert werden soll. Bisweilen werden auch Priester gerufen, welche ein Kapitel aus dem Koran verlesen, was die Javanen „Dschassin" nennen. Sobald der Kranke gestorben ist, wird sein Gesicht mit Tüchern bedeckt, damit die Verwandten die starren und entstellten Züge des Leichnams nicht erblicken. Hierauf werden einige Priester herbeigeholt, welche dem Verstorbenen die letzte Ehre bei dem Begräbnisse erweisen. Der Leichnam wird einige Mal gewaschen, in Linnen eingewickelt und sein Haupt gegen Westen, nach dem Lande des Propheten zu, gerichtet. Etwa 24 Stunden nach dem Tode wird er begraben. Bei dem Begräbniß verrichten die Priester noch Gebete, wobei sie westlich vom Leichnam stehen, wenn dieser ein männlicher, und östlich, wenn dieser ein weiblicher ist. Die in Leinwand gehüllte Leiche wird noch in einen Sarg aus Dschati-Holz (Tectonia grandis) gelegt. In Ermangelung des Dschati-Holzes kann auch Bambu genommen werden.

Die Begräbnißplätze werden von den Javanen sehr reinlich gehalten. Sie dienen zugleich als Wallfahrtsorte, nach denen sich der Javane begiebt, um den Segen des Himmels bei irgend einer Unternehmung, besonders beim Beginn des Krieges, zu erflehen. Deshalb betrachten die europäischen Beamten und Militär-Personen die heimliche Wallfahrt eines inländischen Fürsten zu den Gräbern seiner Vorfahren als sicheres Zeichen eines erfolgenden Aufruhrs und treffen die nöthigen Maßregeln. Der Wallfahrende wird in der Regel dann unter strenger Aufsicht gehalten. Nichts ist eher im Stande, den Unwillen und den Haß der Javanen rege zu machen, als die frevelhafte und muthwillige Verletzung ihrer Gräber. Eine solche Schändung war es auch, welche die nächste Veranlassung zu dem blutigen, fünfjährigen Krieg (1825—1830) gab, wobei die niederländische Regierung große Gefahr lief, ihre Herrschaft auf Java für immer zu verlieren.

Grüfte werden nur von reichen und vornehmen Personen errichtet; der gemeine Javane kennt ohne diese schon den Ort, wo die Gebeine seiner Voreltern und Verwandten ruhen. Die Javanen legen auch großes Gewicht darauf, neben ihren Eltern und Voreltern begraben zu werden.

Aus allen diesen bei der Geburt eines Kindes, bei Verheirathungen und Todesfällen üblichen Gebräuchen geht hervor, daß die Kultur der Javanen eine uralte sein muß, denn es gehören wol Jahrtausende dazu, um solche komplizirte und bildliche Gebräuche bis in die niedersten Volksklassen durch allmälige Angewöhnung einzubürgern. Es zeigt sich ferner, daß die javanische Kultur den Charakter der orientalischen überhaupt trägt. Das große Gewicht, das die Javanen auf zahlreiche Nachkommenschaft legen, die Polygamie, das Verlangen, bei den Ueberresten der Voreltern begraben zu werden, spricht dafür. Auch tritt das religiöse Prinzip überall in den Vordergrund. Der Orientale ist im Innersten seiner Seele religiös; das Gefühl eigener Ohnmacht und die Nothwendigkeit eines die Welt beherrschenden Wesens ist tief in sein Gemüth und seine Denkweise eingeprägt, und nicht leicht findet sich unter ihnen ein Atheist.

Der Islam, einst unter den Brahmanen und Buddhisten Java's theilweise mit Gewalt eingeführt, hat sich zwar festgewurzelt und durchdringt das Familienleben bis in seine feinsten Einzelheiten, dennoch aber sieht man die alte Götterlehre noch überall sich geltend machen. Nicht leicht konnte dies anders möglich sein. Wie könnte auch ein Volk, das nicht blos aus Reflexion religiös ist, sondern dem die Religion in alle Geistesrichtungen eingewoben ist, selbst nach Jahrhunderten dasjenige gänzlich vergessen, was es einst so lange Zeit hindurch sorgsam gepflegt und in sich aufgenommen hatte?

Vom alten indo-javanischen Glauben mag sich auch die Verehrung mancher Bäume herschreiben. Insbesondere steht der Waringin-Baum (Ficus Benjamina) in hohem Ansehn. Vor dem Erscheinen der Holländer auf Java wurde der Waringin-Baum auf Befehl der Bupati (Distriktshaupt) bei allen Bazars, am Meeresstrand, an den Straßen, wo man ihn noch häufig findet, sowie an den Rändern des Aloon-Aloon (Platz vor dem Hause des Regenten) und rings um die Wohnung des Regenten gepflanzt. Der Verkäufer des Bazars genießt den Schatten des Waringin ebenso gut wie der Wanderer, welcher durch dunkle, kühle Alleen dieses Baumes seinen Weg nimmt.

Die Javanen haben mehrere zusammengesetzte Namen für diesen Baum. Er wird, wenn er in Städten oder in der Nähe derselben steht, Waringin-Sukosami, d. i. Lust zur Vereinigung genannt, weil sich die Leute unter dem großen Blätterdache gesellig vereinigen. Am Strande heißt derselbe Baum Wandiro; ehemals diente er als Zeichen, daß an solchen Orten Zoll bezahlt werden mußte. Endlich heißt er auf offenem Wege Waringin-Siri-Mengandan, d. i. der Baum des angenehmen Wartens, wo sich's nämlich gut ausruhen läßt. Im wilden Zustande führt dieser nützliche Baum den Namen Guro. An diesem Beispiel erkennen wir einen Wortreichthum der javanischen Sprache, der sich nicht leicht in einer anderen wiederholt.

Die vornehmen Javanen wohnen am liebsten in der Nähe des Aloon-Aloon, welcher das Centrum und den Hauptplatz des Dessa bildet. Der Messigit oder Tempel befindet sich in der Regel westlich vom Aloon-Aloon mit der Vorderseite nach Westen, der Dalem oder das Haus des Bupati ist südlich oder nördlich davon.

An anderen Stätten des Dorfes finden wir die Markthändler und die herumziehenden Garköche, die an bestimmten Orten ihr gesalzenes und an der Sonne getrocknetes Büffelfleisch oder Tin-Tin für ein Billiges an die niederen Volksklassen verkaufen. Ihre einfach eingerichteten Kochöfen, die auf dem offenen Platze aufgestellt sind, brodeln und zischen von früh bis zum späten Abend, und stets ist eine Schar Hungriger um dieselben versammelt, welche zur Abwechselung statt des ewigen Reises und der saftigen Früchte sich einmal an Büffelfleisch laben wollen. Sie nehmen ihr Tin-Tin mit unter den nächsten schattigen Baum, lagern sich im Grase und halten stillvergnügt ihre Mahlzeit.

Dorfstraßenbild (Buitenzorg).

Unter den zahlreichen Fruchtbäumen, von welchen wir schon früher gesprochen haben, die der Javane nicht nur als kühle und freundliche Gürtelwaldung um sein Dorf, sondern auch als Baumgarten um sein Haus pflanzt, ist die Pisangstaude (**Musa Paradisiaca**) als Hauspflanze die beliebteste. Da Stamm und Blätter außerordentlich saftig sind und durch Einwirkung der heißen Sonnenstrahlen die Ausdünstungen aus den Pflanzenzellen sich verstärken, so verbreitet das Pisanggebüsch auch Kühlung. Unter seinem feuchten Schatten spürt man wenig von der Sonnenhitze; im Gegentheil athmet man eine erfrischende, aromatische Luft ein.

Java bringt eine sehr große Zahl von Pisang-Arten hervor, von welchen der Eingeborene manche für glückbringend hält und sie deshalb gerne in der Nähe seines Hauses pflanzt, während er andere als unheilbringend betrachtet und wenn auch den Genuß derselben nicht verschmähend, sie doch fern von seinem Hause hält. Unter den Pisangsorten der letztern Art sind der Pisang Usuk (Verbannung), der Pisang Bajok (die Erniedrigung), der Pisang Maas (die Leiche). Dagegen umgiebt er sein Haus gern mit dem Pisang Radscha (der König), Pisang Klato (der Anfang), Pisang Kulat (die Freundschaft) und Pisang Sabetan (der Reichthum). Wenn der Javane aus der niedrigen Volksklasse vom Fieber oder einer anderen Krankheit befallen wird, so denkt er so wenig als die ungebildete Volksklasse in manchen europäischen Ländern an natürliche Ursachen, welche nachtheilig auf den Körper und dessen Lebensprozeß einwirken. Er schreibt die Entstehung der Krankheit dem bösen Geiste (Setan, Dschin) zu. Dann zündet man Feuer an und beschwört den Geist, den Kranken zu verlassen. Gelingt dieses, so wird die gegenwärtige Wohnung mit besonderer Vorliebe beibehalten; verschlimmert sich aber die Krankheit, so sucht der Javane sich an einem anderen, entfernten Ort niederzulassen. Diese, obgleich in ein abergläubiges Gewand gesteckte Gewohnheit hat doch das Gute, daß ungesunde Orte allmälig verlassen werden, und hochgelegene, luftige Gegenden sich mehr bevölkern.

Der Setan spielt auch bei anderen Gelegenheiten eine bedeutende Rolle. Obgleich er eigentlich die Ursache alles Uebels ist, läßt er sich doch häufig erbitten, eine Person, die er körperlich oder moralisch krank gemacht hat, wieder frei zu geben, in welchem Falle die Krankheit oder die Sünde weicht. Der Glaube an den bösen Geist und an die Möglichkeit, ihn zu beschwichtigen und zu überreden, hat indessen bei dem gemeinen Javanen auch gute Folgen. Manche böse That, von der er glaubt, daß sie im Bunde mit dem Setan begangen wurde, bereut er und sucht sie wieder gut zu machen. Wenn Jemandem etwas gestohlen wird, so begiebt sich der Beraubte nach dem Platz, wo der Diebstahl geschah, hält dort Ansprachen an den Setan, daß er den Missethäter nicht länger verleiten, sondern zum Guten zurückführen möge. Bei dieser Anrufung streut er zerhackte rothe Zwiebeln auf den Platz, was einen gewaltigen Eindruck auf den Setan machen soll. Ist dieses letztere auch problematisch, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß der Thäter sehr häufig, wenn er die zerhackten Zwiebeln auf dem Platze des Vergehens liegen sieht, von Furcht überfallen wird und dem Eigenthümer auf irgend eine Weise das Gestohlene zurückerstattet. Die Anrufung des Setans und das Streuen von Zwiebeln nennen die Javanen „Sembor". Der Setan der Javanen ist daher nicht wie unser „Teufel" das absolut Böse, „der Geist, der stets verneint", sondern nur ein böser Mensch, der zwar stets auf Uebles sinnt und es auch begeht, aber eigentlich doch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Guten und Gerechten nicht verloren hat und öfter wieder den Pfad der Tugend einschlägt.

Zur Abwehr von Dieben wird auch oft der Schädel eines Tigers oder Krokodils vor dem Eingang des Hauses in die Erde gegraben. Dieselbe Eigenschaft, Diebe abzuwehren, soll auch die krankhafte Kokosnuß, genannt „Klapa Balak", haben, welche die Javanen an den Pfosten der Thüren aufhängen.

Herumziehende Garküchen.

Von den javanischen Häusern, dem hierzu verwendeten Material und der Bauart derselben, haben wir schon früher gesprochen. Das Innere des Hauses eines Javanen vom niederen Stande besteht aus zwei bis vier Räumen, welche durch Bambu-Wände oder nur durch eine tapetenartige Wand aus Pandanus-Geflecht von einander geschieden sind. Eine Matte aus Stroh oder Pandanus bildet das Lager; Kopfpolster und Bettstellen (Tambat tidor) haben nur die Reicheren. Eben so einfach ist die Möblirung der Zimmer. Stühle scheinen die Javanen erst seit ihrem Verkehr mit europäischen Völkern zu kennen. In der Regel setzt sich der Javane auf den Boden mit gebogenen Unterschenkeln, so daß die Sohlen sich berühren.

Der Reis wird in einem Gefäß aus Bambu von großem Durchmesser gekocht. Man sollte freilich glauben, daß der Bambu über dem Feuer hängend verbrennen müsse; aber durch Befeuchtung von außen, sowie durch das von innen durchsickernde Wasser wird die hölzerne Hülle erhalten. Sie wird durch das Feuer zwar geschwärzt, aber nur in geringer Dicke verkohlt. Als Löffel, nämlich zum Schöpfen — da der Javane sich zum Essen der Finger bedient — wird die an einen Stiel befestigte Schale der Kokosnuß gebraucht.

Die Lebensweise der Javanen zeichnet sich durch Einfachheit, Nüchternheit und Genügsamkeit aus. Er erhebt sich mit Sonnenaufgang, d. h. zwischen 5 und 6 Uhr vom Lager und badet sogleich im nächsten Bach oder schüttet wenigstens mehrere Eimer Wasser über seinen Körper, was zwei bis drei Mal täglich geschieht. Das Frühstück wird in einem der nahe gelegenen Warong (Verkaufshaus) gekauft. Es besteht aus etwas Reis, Früchten und Backwerk. Der Mann geht hierauf in's Feld oder an seine sonstige Arbeit, und die Frau begiebt sich in Gesellschaft ihrer Nachbarinnen schwatzend und wichtigthuend, von den großen Begebenheiten ihres Dorfes sprechend, nach dem Bazar. Dort ist die Börse der javanischen Frauen. Die Einkäufe sind zwar nicht sehr bedeutend und überschreiten in der Regel die Summe von einigen Kupferdeuten nicht, desto größer aber ist der Lärm, den Käufer und Verkäufer machen, besonders weil die Dorfklatschereien gern auf dem Markte aufgetischt werden. Das Zänkische und das Räsonniren ist dem javanischen Weibe eben so gut, als dem europäischen eigen, doch bewegt sich das javanische Weib so ziemlich innerhalb der Grenzen harmloser Neugierde und Geschwätzigkeit. Unter den bräunlichen weiblichen Figuren des Bazars sieht man nicht selten interessante Erscheinungen. Der üppige Bau des nicht allzu sorgfältig bedeckten Körpers, die lebhaften dunklen Augen und das schwarze, freilich nach ranzigem Kokosnußöl riechende Haupthaar der jungen Frauen vermögen wol auch den Blick des Europäers zu fesseln.

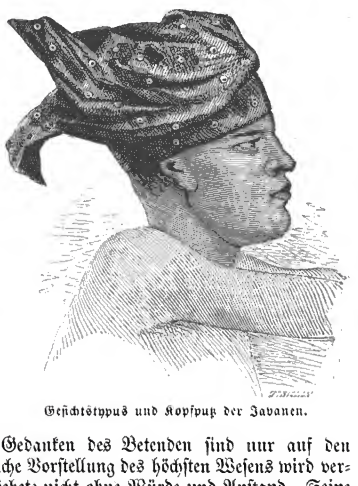
Die Kinder werden Vormittags häufig zu einem Priester geschickt, um Unterricht zu erhalten (Rumajo guru). Um 11 Uhr ungefähr wird die Mittagsmahlzeit, welche zu Hause von der Frau bereitet wird, genossen. Sie besteht aus Reis, getrocknetem Fischen und etwas getrocknetem Fleisch. Nach der Mittagsmahlzeit legt sich der Javane auf seine Matte, um während der heißen Tageszeit zu ruhen, worauf wieder einige Stunden der Feldarbeit gewidmet

werden. Nach Sonnenuntergang wird jegliche Arbeit eingestellt, die gesellige Freude, das Spiel beginnt.

Die Religionsvorschriften ändern im Ganzen wenig in der Lebensweise, die der Javane schon seit uralten Zeiten zu beachten scheint. Die vorzüglichsten, doch keineswegs allgemein beobachteten Vorschriften, welche die tägliche Lebensweise modifiziren, sind das Abendgebet, der Gottesdienst und das Fasten.

Das Abendgebet, Sahadat, welches eigentlich im Tempel verrichtet werden soll, geschieht in der Regel im Hause.

Der Sembejang ist ein zu bestimmter Tagesstunde, gewöhnlich um zwei Uhr stattfindender Gottesdienst. Nach dem muhamedanischen Gesetz soll man sich vor dem Eintritt in den Tempel baden, was auch öfter von den Javanen befolgt wird. Man zieht hierauf reinliche, aus Pflanzenstoffen bestehende Kleider an, da Wolle, Seide, Leder als unrein betrachtet werden, und begiebt sich in den Tempel. Am Eingang desselben ist ein Becken mit Wasser angebracht, mit dem der Eintretende Hände und Gesicht sich anfeuchtet. Im Tempel selbst stehen alle Betenden mit dem Gesicht nach Westen. Der Vorbeter (Imam) trägt Gebete in arabischer Sprache vor, welche die Gemeinde, obwol dieser Sprache ganz unkundig, mechanisch nachbetet. Jedes Bild und Schnitzwerk, das den gemeinen Mann, wie man täglich in Erfahrung bringen kann, zum Götzendienst verleitet, bleibt von den muhamedanischen Tempeln entfernt, die Gedanken des Betenden sind nur auf den Unsichtbaren gerichtet, und jede sinnliche Vorstellung des höchsten Wesens wird vermieden. Der Imam verrichtet die Gebete nicht ohne Würde und Anstand. Seine Kleidung besteht in einem weißen Ueberrock (Kabai tjuba), einem Kopftuch (Sorbor), das turbanartig herumgewickelt ist, und aus einem Tuche um den Hals (Sab).



Gesichtstypus und Kopfputz der Javanen.

In Bezug auf die Fasten (Puasa) sind die Javanen nicht allzueifrig. Sonnen- und Mondfinsternisse betrachten sie als Vorzeichen glücklicher oder verhängnißvoller Ereignisse, je nach der Zeit, in welcher diese Naturerscheinungen stattfinden. Dieselbe Bewandtniß hat es mit den Erdbeben.

Zu den üblen Gewohnheiten der Javanen gehört leider auch das Opiumrauchen, das seinen tief entsittlichenden Einfluß auf die Bevölkerung ausübt und

gegen das alle bisher angewandten Mittel erfolglos blieben. Das Opium wird entweder im rohen Zustande als Manta verzehrt, oder als Madat oder Chandu geraucht. Im ersteren Falle wird es mit etwas Tabak oder Siri gekocht und in halbflüssigem Zustande genossen. Das Rauchen geschieht aus kleinen Bambu-Pfeifchen, wobei das Gift zu Pillen geknetet wird, die man trocknet und dann anzündet. Rohes Opium wird meistens vom Volke im Innern des Landes und in den Herrschaften der eingeborenen Fürsten verbraucht, während in den übrigen Gegenden des Rauchen desselben vorgezogen wird.

Es giebt kein Volk der Erde, das nicht seine besondern, mit seinem Charakter und seinen Kulturverhältnissen übereinstimmenden Spiele hätte.

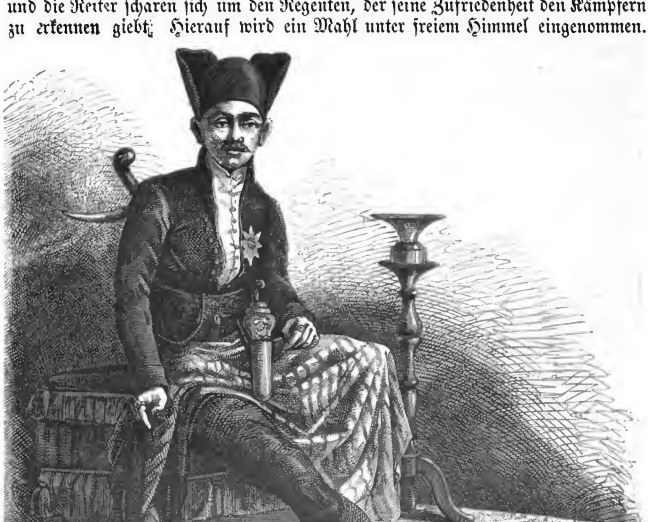
Dies ist auch bei den Javanen der Fall; sie besitzen sehr interessante, theils eigenthümliche, theils mit andern Völkern übereinstimmende Spiele. Wol die meisten unserer Leser werden die Turniere als blos den europäischen Völkern des Mittelalters zukommend betrachten; aber wir finden auf Java dieses Spiel noch jetzt weit verbreitet.

Die Turniere heißen bei den Javanen Senehu; der Regent oder Bupati, welcher sie veranstaltet, ladet hierzu alle Personen von Rang ein. Auf dem Aloon-Aloon versammeln sich die Geladenen zu Pferde, bewaffnet mit Lanze und Krissen. Hierbei finden viele Ceremonien statt. Der Regent und seine Söhne führen bei dieser Gelegenheit besonders gezierte Lanzen (Sodor); auch ihre schönen Pferde sind mit zierlichen Sätteln und reichlich mit Goldborden versehenem Gezäume geschmückt. Der goldene Zaum sammt den herabhängenden Schnüren und dem Sattel, überhaupt das Reitzeug, heißen Abah-Abah = Tjarangan.

Die Kleidung der Ritter besteht in einem Kulok, einer mit Goldborden versehenen Mütze, einem Bauchband (Epak) und einer Art Beinkleid aus geblümtem Kattun, welchen die Javanen selbst verfertigen.

Das Turnier findet gewöhnlich an einem Montag statt. Morgens um 7 Uhr ertönt zwei Mal der Gamelang; Nachmittags gegen 3 Uhr wird dieses Zeichen wiederholt. Um diese Zeit begeben sich alle Ritter nach dem Aloon-Aloon, um sich in Reih' und Glied hinter dem Regenten aufzustellen. Das Gefolge eines jeden Ritters und seine Tracht sind genau nach dem Rang bestimmt. Am stattlichsten ist der Bupati oder Regent ausgerüstet, der nach dem Susuhunan (Kaiser) die erste Person des Festes ist. Auf ihn folgt dem Range nach der Pati, gewöhnlich der Sohn, Bruder oder Verwandte des Bupati, dann der Mantai-Besar, der Dschefsa, die Mantai-Kitschil (Besar = groß, Kitschil = klein) und endlich die Demang oder Ortsvorsteher. Alle diese Rangabstufungen haben trotz der Oberherrschaft der niederländischen Regierung noch volle Giltigkeit. Wenn zum dritten Male auf dem Gamelang, und zwar die Melodie Eagandschon, gespielt wird, beginnt der Zug der Ritter. Drei Mal wird nun den Aloon-Aloon unter dem eigenthümlichen, unharmonischen Klang des Gamelang herumgeritten, worauf die Ritter sich wieder der Reihe nach und ihrem Range gemäß aufstellen. Der Regent fordert dann die Streiter auf, den Kampf zu eröffnen. Abwechselnd beginnen dann zwei Reiter mit Lanzen zu kämpfen. Der Zweck des Wettstreites ist, den Gegner

aus dem Sattel zu heben. Die Lanzen sind jedoch abgestumpft und mit Leder überzogen, um bedeutende Verwundungen zu verhüten. Wer mit der größten Behendigkeit den Anfällen des Gegners zu entgehen weiß, wird als Sieger betrachtet. Nach Beendigung dieses Kampfes wird der Zug um den Aloon-Aloon wiederholt, und die Reiter scharen sich um den Regenten, der seine Zufriedenheit den Kämpfern zu erkennen giebt. Hierauf wird ein Mahl unter freiem Himmel eingenommen.



Der Kaiser von Solo

An den Rändern des Aloon-Aloon sind Lanzenträger als Wachen aufgestellt; zwischen diese drängt sich die zahlreiche Menge der Zuschauer, die selbst die Mauern und die majestätischen Waringin- und Kanarien-Bäume (Canarium commune) erklimmen, um von ihren Zweigen aus den Spielen der Ritter zuzuschauen.

Ich hatte öfter Gelegenheit, den Luxus zu bewundern, welchen der vornehme Javane auf seine Pferde und deren Verzierung verwendet. Das einheimische Pferd

ist klein, aber wohlgeformt. Seit langer Zeit indessen besteht die Gewohnheit, javanische Pferde durch arabische zu veredeln, und die dadurch entstehende Rasse giebt der echt arabischen wenig nach. Die Ställe sind wohlgezimmert und oft viel schöner und mit größerem Fleiß erbaut, als die menschlichen Wohnungen.

Außer dem Turnierspiel, welches nur in größeren Ortschaften und vorzüglich in den Fürstenländern Dschokdschokarta und Surakarta stattfinden kann, wo die beiden inländischen Fürsten ihre, freilich nur scheinbare, Herrschaft ausüben, giebt es auch Ringkämpfe für die niederen Volksklassen. Als solche sind bekannt der „Glukan" und „Dschagwian", die sich eigentlich nur dadurch von einander unterscheiden, daß an dem ersteren Erwachsene Antheil nehmen, der letztere aber mehr einen Kampf der Knaben unter sich darstellt. Die Dorfbewohner stellen sich in zwei Reihen gegeneinander über im Aloon-Aloon auf. Aus jeder Reihe tritt dann ein Ringkämpfer hervor. Ist es einem derselben gelungen, den Gegner zu Boden zu werfen, so treten Beide wieder in ihre Reihen; der Sieger unter dem Zuruf der Versammelten. Der Kampf wiederholt sich hierauf unter andern Ringern aus den gegenüberstehenden Reihen mehrere Mal. Diese Kämpfe finden gewöhnlich zur Fastenzeit statt und gewähren dem Javanen der niederen Volksklasse nicht geringe Belustigung.

Schauspieler-Masken.

Außer vielen noch in der Kawi-Sprache existirenden Gesängen haben die Javanen auch nationale dramatische Spiele (Wajang). Jeder vornehme Javane läßt von Zeit zu Zeit den Wajang in seinem Hause spielen, wozu Freunde eingeladen werden. Auch bei Gelegenheit von Beschneidungen, Hochzeiten und anderen Festlichkeiten werden Wajang gegeben.

Man unterscheidet zwei Arten von dramatischen Spielen auf Java. Die Topeng, bei welchen die Rollen von Männern dargestellt werden, welche Masken tragen, die sie nur weglassen, wenn sie vor dem Sultan auftreten, und die Wajang von denen schon die Rede war.

Der Stoff zu den Topeng wird stets aus der Geschichte des abenteuerlichen Lieblingshelden Pandschi entnommen. Der Dalang oder Schauspieldirektor zitirt gewöhnlich die Reden der Darsteller selbst, und diese begleiten seine Worte dann mit den entsprechenden Gesten; nur vor dem Susuhunan, und wenn sie ohne Masken erscheinen, reden diese selbst. Die Musik des Gamelang begleitet das Spiel, seine Töne werden stärker, wenn die Aktion lebhafter ist, und schwächen sich in dem Grade ab, als die Darstellung ruhiger wird. Die Schauspieler sind stets sehr kostbar in der alten Tracht gekleidet, und die Ausführung läßt, was Genauigkeit, Grazie und Eleganz betrifft, nach javanischen Begriffen nichts zu wünschen übrig. Doch gleicht die ganze Aufführung immer mehr einem Ballet als einem Drama nach unserer Vorstellung; entweder ist sie tragischer oder komischer Natur, und die menschlichen Leidenschaften, Thorheiten oder Leiden werden stets so vorgeführt, daß sie ein genaues Abbild des Lebens ausmachen. Liebe und Krieg sind die bevor-

zugten Themata. Diejenigen, welche vor dem Susuhunan spielen, lernen ihre Rollen aus geschriebenen Büchern gut auswendig, während bei den gewöhnlichen Vorstellungen der wohlbewanderte Dalang das ganze Zwiegespräch extemporirt. Eine Topeng-Gesellschaft besteht außer dem Dalang gewöhnlich aus zehn Personen, von denen sechs die Rolle aufführen und die übrigen vier den Gamelang spielen.

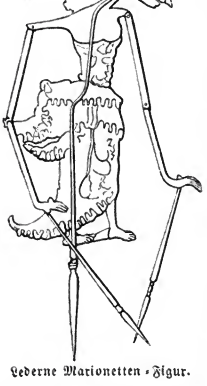
Für die Kinder hat man eigene Spiele, denen dann nicht die Ehre angethan wird, daß dabei der Gamelang gespielt wird; es genügt schon ein Gong oder eine Trommel. Diese Vorstellungen heißen Barungan. Die Schauspieler verkleiden sich dabei als Thiere, ziehen in Prozession auf und kämpfen untereinander.

Javanische Schauspieler. (Nach photogr. Darstellung.)

Bei den Wajang benutzt man eine Art von Marionetten, und diese vielen Anklang findenden Puppenspiele entnehmen ihren Stoff der ältesten Geschichte Java's, bis hinab zu der Zeit, als das Hindu-Reich von Modschopahit zerstört wurde. Je nach der historischen Zeit, welche diese Spiele repräsentiren, unterscheidet man Wajang purwa, Wajang gedang und Wajang klitik.

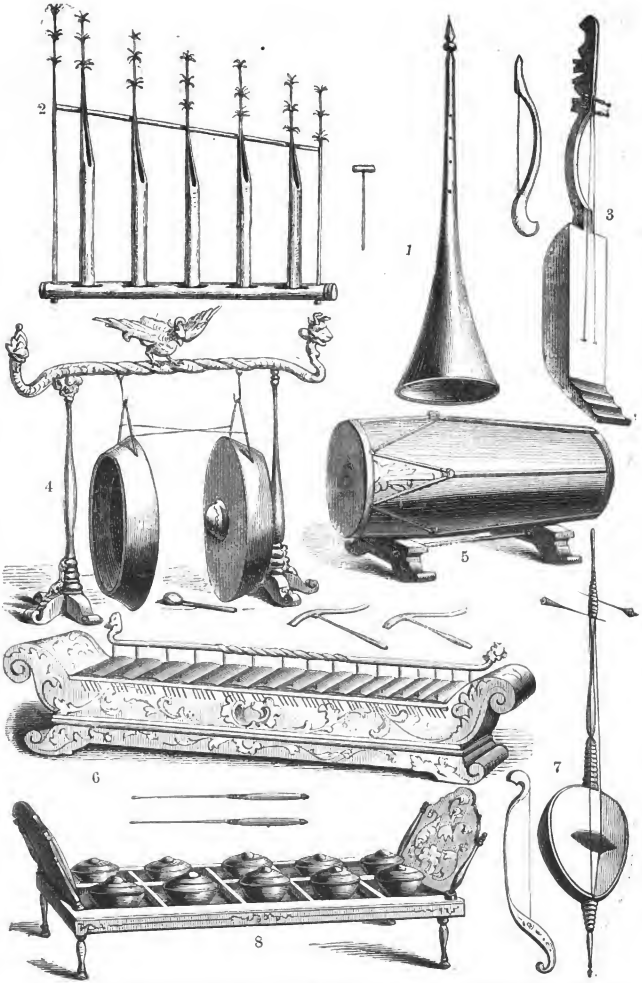
Die zur Aufführung nothwendigen Figuren sind achtzehn Zoll bis zwei Fuß hoch und aus dickem Leder ausgeschnitten. Die Vergoldung, Bemalung und Verzierung wird sehr sorgfältig ausgeführt, da jede Figur einen besonderen Charakter darzustellen hat. Die Marionetten haben jedoch ein eben so groteskes Ansehen wie die Hanswurste unserer Polichinellkästen, namentlich tritt die Nase stark hervor. Einer Ueberlieferung zu Folge soll der Susuhunan Moria, ein eifriger Muhamedaner,

diese Figuren eingeführt haben, da die lebendigen Schauspieler gegen das Gesetz des Koran verstoßen. Dagegen spricht, daß auf alten Münzen schon genau dieselben Figuren ausgeprägt erscheinen, woraus zu schließen, daß sie schon vor der Einführung des Muhamedanismus bekannt und im Gebrauche waren. Wenn die Marionetten benutzt werden sollen, so steckt man sie auf einen dünnen Stab aus schmiegsamem Horn, ebenso werden die gelenkigen Glieder durch daran angebrachte Hornspäne bewegt. Vor den Zuschauern wird nun ein weißes Tuch über einen viereckigen Rahmen ausgespannt, auf welches von Innen der Schatten der Figuren fällt, denn diesen allein bekommt das Publikum zu sehen. Der Dalang bewegt die Marionetten und spricht auch den Text; er ist ein angesehener Mann, und wer sich auf Java mit den alten Märchen, Legenden und Sagen des Volkes genau bekannt machen will, der muß die Freundschaft eines Dalang suchen. Dieser ist hierfür ein unerschöpflicher Brunnen.



Lederne Marionetten-Figur.

Die Musikinstrumente der Javanen erscheinen durchaus eigenthümlich. Ein ganzer Satz von ihnen ist nothwendig, um den oft erwähnten Gamelang zusammen zu setzen. Von diesem unterscheidet man mehrere Arten: Gamelang Salindro, Gamelang Pelog und Bonang oder Kromo. Diese Gamelangs werden bei den Wajangs gespielt. Der Gamelang munggang, dessen Laute mit dem Quaken eines Frosches viel Aehnlichkeit haben, wird als der älteste betrachtet und bei Turnieren aufgeführt, während der Gamelang Sekaten vor dem Souverän und der Gamelang Syunen nur im Kriege gespielt wird. Auf dem beigefügten Holzschnitte sind verschiedene dieser Musikinstrumente abgebildet. Die meisten derselben gleichen einer Art Harmonika, die mit kleinen Hämmern geschlagen wird. Das Gambang Kajn hat 16 oder 17 hölzerne Platten, während das Gambang Gangsa aus Metallscheiben besteht. Das Bonang, Kanong und Ketok sind aus Metallplatten gemacht, die an Saiten aufgehängt werden. Der Ketscher gleicht einem Cymbal. Die Stäbchen oder Hämmer, mit denen die Instrumente gespielt werden, sind an ihren Enden mit Kautschuk oder Leder umwunden. Der Direktor der Gamelangbande spielt stets ein eigenthümliches, zweisaitiges geigenartiges Instrument, das Rebab, welches mit einem Bogen gestrichen wird und dazu dient, den Ton anzugeben. Alle die Instrumente zusammengenommen bringen einen betäubenden Lärm hervor, der sich jedoch oft innerhalb der Harmonie hält. Zu dem hölzernen Gambang Kajn gesellt man gewöhnlich noch das Kromo, welches aus acht bis zehn Metalltöpfen oder Glocken besteht, die gleichfalls geschlagen werden. Das ebenfalls zur Gamelangmusik gehörende dumpftönende Gong, bestehend aus aufgehängten Metallscheiben, übertrifft jedoch durch Stärke des Lautes alle anderen Instrumente.



Musikinstrumente der Javanen: 1. Anklung. 2. Hompret. 3. Trawangsa. 4. Gong. 5. Kentang. 6. Gambang Gangsa. 7. Rebab. 8. Bonang oder Kromo.

Von der Unermüdlichkeit, mit welcher javanische Musiker ihre einfachen Instrumente spielen, erzählt ein neuer Reisender, der Franzose Molins, ein hübsches Beispiel. Er traf vor seiner Wohnung in der Nähe von Boghor einen Eingeborenen, welcher ihm einige Stückchen auf seinem Instrumente vorspielen wollte, das aus zwei Stricken bestand, zwischen welche kleine Bambustäbchen, fast wie die Sprossen einer Leiter befestigt waren. Er verlangte vier Kupferdeut für die Aufführung und Molins gab ihm eine Rupie.

Der Tukang Thialong hing sein strickleiterartiges Instrument an einen Baum, nahm das andere Ende in die eine Hand und begann mit einem Hammer aus Holz, den er mit der anderen Hand faßte, die Bambu-Stäbchen zu bearbeiten. Er entlockte ihnen malayische Melodien, die allerdings sehr urthümlich und unvollkommen ertönten, aber nach Molins jedenfalls noch besser als die ewigen Gamelangs klangen. Nachdem der Reisende sich satt gehört, wünschte er dem Künstler gute Nacht und zog sich in seine Wohnung zurück, glaubend, daß dieser nun aufhören würde. Keineswegs. Eine halbe Stunde verging, eine ganze, und immer wieder ließ der Tukang Thialong sein Instrument ertönen, bis Molins, durch das ewige Einerlei der Melodien aufgeregt, zu ihm hinaus lief und ihn bat aufzuhören. Doch weigerte sich der Mann zu gehen, da er für 24 Stunden vorausbezahlt sei und nun diese Zeit abspielen müsse.

Eigenthümlich ist der javanische Tanz „Tandak“ oder „Bonjeng“, den wir schon einmal zu Meester Cornelis bei Batavia von jungen Mädchen ausführen sahen. In der Regel sind es Frauen aus der niedern Volksklasse, welche den Rundtanz oder Tandak ausführen. Eine javanische Frau aus höherem Stande würde es unter ihrer Würde finden, zu tanzen. Höchst selten geschieht es, daß bei öffentlichen Festen die Männer mit den anwesenden Tänzerinnen sich herumbewegen, was in javanischer Sprache Modschu oder Bessa genannt wird.

Am verrufensten ist der Tandak-Adong. Er wird von herumziehenden Truppen des Nachts auf der Straße beim Scheine von Bambu-Fackeln ausgeführt. Es steht jedem Manne frei, mit den Mädchen zu tanzen, wobei er auch das Musikstück angiebt, welches er gespielt haben will.

Ein religiös-dramatisches Spiel ist der Tenbang oder Rabara. Man leiert dabei arabische Geschichten religiösen Inhalts unter dem Spiele des Gamelang ab. Arme Priester schicken bisweilen ihre Kinder während der Puasazeit ni die Dörfer, um durch solche Vorträge Geld zu erwerben.

Außerdem giebt es noch vielerlei Unterhaltungsspiele. Vor Allem die Hahnenkämpfe. Zwei Hähne, die man eine Zeit lang mit thierischer Kost, besonders mit Insekten, gefüttert hat, läßt man miteinander kämpfen, wobei die gegeneinander ergrimmten Feinde sich mit den Schnäbeln bedeutende Wunden zufügen und einer der geflügelten Ritter entweder die Flucht ergreift, oder in Folge der Wunden unterliegt, wenn er nicht bei Zeiten von dem Eigenthümer weggenommen wird.

Auch mit chinesischen Karten spielen die Javanen gern. Die vorzüglichsten Spiele mit solchen Karten sind „lima sempi“ (fünf Männer) und „lowak“. Außerdem haben sie noch andere, ziemlich kindische Spiele; zu diesen

gehört der Pedek, wobei zwei Sawukörner auf einander gedrückt werden. Derjenige, dessen Korn zerbricht, hat verloren und bezahlt den Preis des Spiels Demjenigen, dessen Korn blos platt gedrückt wurde.

Beim Aeln klapa nehmen zwei Personen jeder eine Kokosnuß und schlagen sie heftig gegen einander. Derjenige, dessen Nuß springt, verliert.

Gansal ganeb nennt man ein Spiel, bei welchem acht kupferne Münzen zugleich auf einen Gegenstand geschleudert werden. Wenn eine gerade Zahl Münzen auf demselben liegen bleibt, so gewinnt, bleibt eine ungerade Zahl liegen, so verliert der Werfer.

Vier Tänzerinnen am Hofe des Sultans von Dschotscho.

Andere Arten von Vergnügungen lernt man am Hofe der unterworfenen Sultane kennen. Wir begeben uns nach Dschodschokarta, das nicht fern von der Südküste im mittleren Theile Java's liegt. Dort regiert noch der inländische Fürst, mit den Titel „Susuhunan" (der Erlauchte) in seinem Kraton (Palast). Der Eingang zum Palaste ist unansehnlich und läßt die weiten Räume und die orientalische Pracht nicht ahnen, die in dem Innern herrschen. Der Sultan ist von zahlreichen Leibwachen und einem Hofstaate umgeben, der eines unumschränkten Kaisers würdig wäre. In frühern Zeiten war Vieles ganz anders, als auf den Wink des Susuhunan alle Bewohner Java's und mancher fremden Inseln in den Staub sanken. Damals war seine Macht freilich nicht wie jetzt nur eine scheinbare

Zog doch dieser Susuhunan im siebzehnten Jahrhundert mit 120,000 Mann gegen die Festung Batavia, ohne freilich Etwas gegen dieselbe ausführen zu können. Mit dem Verluste der halben Armee mußte er abziehen und einen demüthigenden Frieden unterzeichnen. Seitdem ist das Netz immer enger geworden, mit welchem die holländische Uebermacht sein Reich umgab, und wenn sie in diesem Augenblicke den Puppenkaiser noch sein Spiel treiben läßt, so geschieht dies nur aus Rücksicht für die bei den Javanen immer noch lebhafte Anhänglichkeit an das Geschlecht der Mataram. Der holländischen Regierung wäre es ein Leichtes, der Scheinherrschaft dieser einheimischen Fürsten ein Ende zu machen; allein sie läßt sie gewähren und zahlt ihnen noch Unterstützungen. Die beiden Höfe von Dschokdschokarta und Solo empfangen zum Theil für verlorne Ländereien jährlich zwei Millionen Gulden von der Regierung. Ein großer Theil dieser Summen, sowie die Erträgnisse aus den Domänen wird für Hoffeste verwendet. Unter diese rechnet man auch die Tigergefechte, welche die schaulustige Menge ganz besonders ergötzt, weil der Susuhunan selbst im prächtigen Ornate daran Theil nimmt. Er ist umgeben von seinen Reichsgroßen und seiner Leibgarde. Sonderbarer Weise behauptet in dieser eine Schar alter Frauen den ersten Rang. Aus weiter Ferne strömen die Neugierigen zu bestimmter Zeit zusammen, denn schon einige Tage vor dem grausamen Schauspiel wird es weit und breit bekannt, daß die Majestät ein Tigergefecht angeordnet habe. Der Eingang des Kraton ist mit zahlreichen, zum Theil sonderbar kostümirten javanischen Soldaten besetzt. Innerhalb des geräumigen Hofes zieht sich eine Art Galerie hin, auf welcher die Europäer und vornehmeren Javanen sich befinden, die als Zuschauer zum Feste gekommen sind. Von dort aus kann man den feierlichen Zug mit ansehen. Eine Schar Lanzenträger und noch andere bewaffnete Männer eröffnen denselben; ihnen folgen die hohen Beamten des Reiches, und endlich naht langsamen und feierlichen Schrittes der Susuhunan in reichem Ornate, umgeben von seinen runzligen Matronen, die ihm einen prachtvollen Sammetsessel nachtragen. Die javanische Sitte will nämlich, daß der geheiligten Person des Kaisers keine männliche Person zu nahe komme. Dennoch aber geht zur Linken des Susuhunan der europäische Resident von Dschokdschokarta im Galakostüm mit goldgestickten Kragen, den Degen an der Seite. Neben und unter den alten Frauen bewegen sich noch europäische Beamte und Offiziere; den Zug schließt eine zweite Schar von Bewaffneten. Während dieser sich langsam bis zum Kampfplatz bewegt, ertönen die Laute des Gamelang in gemessenem Takte. Diese Musik begleitet das langsame Vorrücken der Europäer, die sich, den Residenten an ihrer Spitze, mit bloßem Haupte der Pandopo nähern, wo auf seinem Prachtstuhle, Dampar, der Kaiser sitzt. Die javanische Anstandslehre hält es für unpassend, von äußern Eindrücken sich erregen, von Leidenschaften sich bewegen zu lassen; alle Aufwallungen des Gefühls gelten für unziemlich, und vornehme Personen halten es für wohlanständig, sich durch Nichts aus ihrer erhabenen Ruhe bringen zu lassen. Mit unerschütterlichem Gleichmuth, mit unveränderlicher Würde im Antlitz, starr wie Marmor, läßt daher auch der Kaiser, während ihn Tausende von Javanen anstaunen, die Ereignisse scheinbar theilnahmslos an sich vorübergehen.

Feierlich langsam erhebt er sich bei Annäherung des Residenten und empfängt dann alle übrigen Europäer mit einem leichten Händedruck. Nach dieser etwas langen Ceremonie setzt man sich, der Resident nimmt zur Linken des Kaisers Platz, die Europäer seitwärts auf Stühlen, und einige Minuten gehen nun still und gesprächslos vorüber. Dann bricht man auf. Der Kaiser mit dem Residenten Arm in Arm schreitet voran, ein Trupp von Weibern, Alt und Jung mit unbedecktem Oberleib, folgen ihm auf der Ferse; sie tragen ihm Siri-Dosen, Spucknäpfe und seinen sammtenen Prachtsessel, den Viere von ihnen hoch emporhalten, Schritt vor Schritt nach; ihnen schließt sich der Zug der Europäer an, denen sich auch Javanen aller Art bunt untermischen, und neue Musikchöre erheben von vorn ihren schmetternden Lärm, während die Melodien der vorigen im Hintergrunde kaum verklungen sind.

Weg nach dem Palaste zu Dschotscho.

So wogt diese buntfarbige Masse, im langsamsten Schritt, zuerst durch die engen Pforten, dann über die Eingangsterrasse dem vordersten Hof zu, wo man die Anstalten zum Tigergefecht bereitet sieht. Von Baumstämmen und Bambu ist dort ein Käfig erbaut, in runder Form, etwa 15 Fuß hoch und 10 Fuß im Durchmesser. Hierin erwartet Kebo, der Büffel, Hals und Hörner mit Blumenkränzen verziert, seinen Feind, mit dem ihm zu fechten bestimmt ist. Ruhig liegen die Tiger noch in ihren Kasten, die sich im äußeren Umfang des Käfigs angebracht finden.

Aus starken Planken (in länglich viereckiger Form) gezimmert, sind dieselben vorn mit einem Schieber versehen, der an einer gleich großen Oeffnung des Käfigs anliegt und die einzige Scheidewand zwischen Büffel und Tiger bildet. Schon längst hat des Büffels Instinkt gewittert, was er hier zu erwarten habe, und den Kopf nach der Oeffnung des Tigerkastens gekehrt, steht er zum Kampfe bereit. Die Scheidewand fällt, aber kein Tiger kommt. Der Tyrann der Wildniß scheint Alles, nur nicht kampflustig zu sein. Kaum läßt er sich durch Feuer oder durch spitzige Stäbe, womit man ihn stachelt, aus seinem Kasten vertreiben. Endlich ertönt ein dumpfes Gebrüll, alle Blicke richten sich auf die Oeffnung im Käfig: der gereizte Feind steht vor seinem schrecklichen Gegner, und das grausame Spiel eines meist ungleichen Kampfes beginnt. Wild dreht sich der Büffel im Kreise und bietet seinem herumschleichenden Feinde fortwährend die Stirne. Plötzlich fällt er ihn an und stößt ihn mit seinen Hörnern gegen die Seiten des Käfigs. Doch jener windet sich los und schnellt blitzgleich in die Höhe: jetzt sitzt er seinem Feinde im Rücken und schlägt die scharfen Zähne in dessen Nacken. Welch' eine Fülle von Muskelkraft nun der Büffel entfaltet! Sein ganzer Körper dehnt sich in schnellen und sehnigen Biegungen, um den lästigen Gegner herabzuschleudern! Endlich mit einem furchtbaren Stoße gegen die Seite gelingt es; er ist frei, und das alte Spiel beginnt von Neuem. Vergeblich sucht der Tiger abermals anzuspringen. Wüthender als zuvor und mit doppelter Wucht stößt der Büffel seinen gefährlichen Feind gegen die Wand des Käfigs, um ihn dort zu zerquetschen. Da klettert der Tiger, halb springend, bis an die Decke empor und wird beim Herabfallen von den Hörnern aufgefangen, die ihn abermals in die Höhe schleudern. Endlich liegt er erschöpft am Fuße der Käfigwand da: regungslos, zähnefletschend, den Brustkasten von schnellem Athem bewegt; sein Feind aber mit dem Kopf balancirend, dreht sich vor ihm in kurzen Halbkreisen unruhig hin und her. So bleibt fast immer der Büffel, welcher nur aus kleinen Wunden blutet, Sieger und sieht triumphirend einen oder mehrere Tiger todt oder halbtodt auf dem Boden des Käfigs liegen. Es ist, wie gesagt, ein ungleicher Kampf. Denn unstreitig ist der Büffel seinem Gegner an Körperkraft weit überlegen, der Tiger aber, seit vierzehn Tagen gefangen, ist durch schmale Kost und Mangel an frischem Blut merklich geschwächt. Auch hindert die Kleinheit des Käfigs seine natürliche Gewandtheit zum freien Sprunge und macht es dem Büffel um so leichter, seinen Feind gegen die Wand des Käfigs zu drücken. Während des Kampfes dröhnen unaufhörlich die dumpfen und beschleunigten Töne des Gamelang, welche sammt den stürmischen Rufen der Zuschauer, die jeden kühnen Anfall der Bestien begleiten, unsere Ohren geradezu betäuben würden. Endlich wird aber das Zeichen zur Ruhe und der Befehl zu einem neuen Kampfspiele anderer Art gegeben.

Der Reichskanzler des Susuhunan (Pangerang Adipati) holt dann zu einem zweiten Kampfe die nöthigen Befehle von seinem Gebieter. Auf den Knieen rutschend und mehrere Male seine Hand auf die Stirn zum Gruße (Sembah) legend, naht er sich dem großen Herrn bis auf etwa 12 Fuß und empfängt demüthiglich die Befehle desselben, worauf er abermals, seinen ehrfurchtsvollen Gruß

wiederholend, auf den Knieen rückwärts rutscht. So will es nämlich die despotische Sitte, daß selbst der Reichskanzler, die erste Person des Reiches nach dem Susuhunan, diesem nur bis zu einem gewissen Abstand und knieend sich nahen darf.

Gartenanlagen zu Tschotscho.

Welche hohe Meinung wird aber den Javanen von dem Rang und der Macht der Europäer eingeflößt, wenn sie sehen, daß der Resident, welcher noch lange kein „Reichsverweser" ist, dem großmächtigen" Susuhunan zur Seite sitzt und auch geringere europäische Beamte ihm in unmittelbarer Nähe folgen, während dies selbst den höchsten inländischen Beamten nicht gestattet ist. —

Der Reichsverweser hat indessen den Befehl zur Eröffnung des zweiten Kampfspiels erhalten. Der Susuhunan erhebt sich und schreitet mit dem Residenten zur Linken Arm in Arm voraus, alle seine Bewegungen geschehen mit bedächtiger

Langsamkeit, und eben so feierlich wird ihm von seiner Weibergarde der Staatssessel wieder nachgetragen. Jetzt geht der Zug auf eine kleine Bühne hinauf, eine balkonartige Erhöhung von Brettern. So viel Europäer dort Platz finden können, folgen ihm und beruhigen sich gern über die Gesellschaft jener Weiberschar, die nun einmal mit ihren Spucknäpfen und Betel-Dosen von der kaiserlichen Person unzertrennlich sind. Es sieht komisch aus, wenn diese kaiserlichen Frauen zu Dutzenden hinter dem Stuhle ihres Meisters stehen und mitten darunter Offiziere in Uniform, sowie holländisch-europäische Beamte, zwischen denen kein Apfel zur Erde kommen kann. Es scheint der Etikette zuwider, noch einige solcher erhöhten Gerüste oder Balkons für die Zuschauer bauen zu lassen, und wahrscheinlich nahm auch in früheren Zeiten der Kaiser mit seinen Frauen auf dem einen Balkon Platz.

Auf allen Mauern hocken Zuschauer, ja selbst die Aeste der umstehenden Bäume sind besetzt, und Alles deutet an, daß man nun wieder ein neues Schauspiel zu sehen bekommt. Der ganze Platz Pesaban, der auf der einen Seite des Kratons liegt, wimmelt von Menschen. Ein großes Carré von Lanzenträgern sieht man nicht weit vor dem kaiserlichen Balkon geformt. Es ist etwa 300 Fuß lang, halb so breit und besteht aus einer drei bis vierfachen Reihe von Menschen, die alle mit Piken bewaffnet sind. Die innerste Reihe hält die Piken horizontal vor sich hin, die zweite schief und die äußere gerade in die Höhe. In der Mitte des länglich viereckigen Platzes, der diesen Lanzenwald umschließt, sieht man in regelmäßigen Abständen derselben Richtung von links nach rechts eine Anzahl hölzerner Kasten stehen, die etwa 8 Fuß lang sind und die ihre schmale viereckige Vorderseite der Front zukehren, wo der Kaiser sitzt; sie sehen wie javanische Särge aus und man erräth schon, daß sie Bewohner enthalten, deren Magen schon manches Mal anderen Geschöpfen den Sarg bereitet hat.

Zwei festlich gekleidete Beamte nähern sich dem Balkon, knieen nieder und machen ihre Verbeugungen. Auf einen Wink erheben sie sich nach einer neuen Ehrenbezeigung und entfernen sich in feierlich gemessenen Schritten, das Carré thut sich auf, läßt sie ein und schließt sich hinter ihnen. Sie begeben sich zu dem ersten Tigerkasten, der ganz rechts steht, häufen leichte Brennstoffe, Stroh, Reisig, trocknes Holz, hinten am Kasten auf und zünden es an. Hiernach steigt der Eine auf den Kasten, durchschneidet die Stricke des Schiebers, der den Kasten am vorderen Ende verschließt, zieht den Schieber auf, bewegt ihn mit lautem Geräusche hin und her und wirft ihn weit davon. Alles verrichtet er mit langsamer Feierlichkeit. Darauf von Kasten abgestiegen, knieet er daneben nieder, schlägt die Beine unter und bringt, während hinten das Feuer immer lauter knistert, mit zur Stirn erhobenen Händen einen neuen Sembah dar.

Tausende von Blicken sind nun auf die kleine Oeffnung vorn am Kasten gerichtet, die Aufmerksamkeit wird mit jedem Augenblick gespannter, je höher das Feuer hinten am Kasten emporlodert. Der Beamte erhebt sich und tritt mit seinem Gefährten den Rückzug an, indem er zu den Schlägen der Gamelang-Musik, die nun anfängt, laut zu erklingen, sich in einem feierlich langsamen Tanze entfernt.

Immer höher wirbelt der Rauch, man glaubt, daß die Falle selbst schon Feuer gefaßt habe. Bereits sind die zwei Beamten, die ihre Arme und Beine im

langsamen Rhythmus bewegen, wieder am Carré angelangt, und noch kein Tiger läßt sich sehen. Da auf einmal erblickt man etwas Braunes in der dunklen Oeffnung, das Unthier schnaubt heran. Die Schläge des Gamelang verdoppeln sich jetzt, aber kein Laut ist sonst hörbar. Man *sieht* nur! Der Tiger, der gewöhnlich einige Augenblicke vor der Falle stehen bleibt und auf dessen wilde, Furcht einflößende Majestät jetzt alle Blicke sich heften, sieht sich stumm ringsum. Es ist ein Königstiger, einer der größten und wenn auch nicht so hoch, doch entschieden so lang wie ein Büffel. Stolz auf sein prächtig gelbes Kleid mit den bräunlich schwarzen Streifen steht er da und blickt scheinbar furchtlos auf die Lanzenspitzen, die ihm von allen vier Seiten her in dreifacher Reihe entgegenstarrn. Darauf geht er mit ziemlich plumpem Schritt einige Mal auf und ab und legt sich nieder. Der wirbelnde Rauch und das Feuer seiner Falle, die nun ganz in Flammen steht, scheint ihn wenig zu kümmern. Es scheint, als ob er nachdächte und einen Entschluß faßte. Denn wer kann wissen, was in den Thieren vorgeht, und ob sie nicht etwas der Denkkraft Aehnliches besitzen. Endlich steht er auf und schreitet langsam durch die Fläche, der innern Seite des Carré zu, die er ruhig betrachtet: „ein prachtvoller Anblick!“ Dort keinen Ausgang findend, besucht er eine andere Seite, findet die Wege zur Flucht aber überall versperrt. Da scheint ihn die Verzweiflung zu packen, er stößt einen kurzen, dumpfen Laut hervor und fängt an — ein Schrei des Beifalls und der Ueberraschung läßt sich in der Volksmenge hören — im Galopp neben den Lanzen hinzulaufen, die er strebt in *schiefer* Richtung zu durchdringen. Aber überall, wo er sich dem Carré nähert, senken sich ein Dutzend Spitzen zugleich gegen ihn und zwingen ihn, nach Innen auszubeugen. Er versuchte es an einer anderen Stelle, aber auch dort stellen sich ihm die eisernen Lanzen entgegen, denen er von Neuem ausweicht. So setzt er seinen Katzengalopp in einer Schlangenlinie fort, bis er, zur Wuth gebracht, den letzten Versuch wagt und mitten und gerade in das Carré hineinspringt. Von Lanzen aufgefangen, taumelt er zurück, überwälzt sich ein paar Mal, springt wieder auf, läuft noch einige Schritt weiter, bis er neue Lanzenstiche empfängt und, sich überwälzend, das letzte Mal in den Sand hinrollt. Nun drängen sich ganze Truppen von Lanzenträgern herbei, um ihre Spitzen in den Leib des königlichen Thieres zu senken, das seit seiner ersten Erscheinung aus dem Käfig kaum ein paar gedämpfte Laute von sich stieß.

So grausam das Spiel ist, sehen ihm doch Tausende, Braune und Weiße, selbst Kinder und Damen, mit Begierde zu. Man scheint sich an der Vernichtung des gefürchteten Herrn der Wildniß zu weiden, der, von Menschen überlistet, hier zu Grunde geht. Man denkt, es sei ja nur ein blutdürstiger Tiger. Man sieht aber deutlich genug, daß dieser schreckliche Tiger so furchtsam ist wie die Hauskatze, sein getreues Miniaturbild, und sich wahrscheinlich nie anders als aus Bedürfniß und nie aus Lust am Morde zum Kampf mit anderen Thieren einläßt. Und wenn er diese morden *muß*, um zu bestehen, darf man da leugnen, daß in der Natur selbst schon das Prinzip der Grausamkeit ausgesprochen liege! Wer wollte daher den Stab brechen über die halbkultivirten Javanen, daß auch sie, zur Grausamkeit geneigt, vor allen Spielen die blutigen Thierkämpfe lieben?

Gleich der ersten werden die übrigen Fallen nach einander geöffnet, und all die armen Schlachtopfer erliegen demselben Loose. Natürlich offenbart sich bei den einzelnen Tigern das besondere Naturell in verschiedener Weise. Zwar geht keiner freiwillig aus dem Käfig, dann aber setzen sich manche, namentlich die gefleckten Panther sogleich in Galopp und laufen ohne weiteres in den Lanzenzaun hinein; andere wieder und wohl die meisten schauen sich zumeist bedächtig um und wagen den Todessprung erst nach langem Zögern; noch andere finden am Anblick der Menschenmenge und der langen Spieße ringsum so wenig Behagen, daß sie versuchen in ihre Höhle, die schon halb in Flammen steht, zurückzukriechen. Noch andere endlich legen sich in der Mitte des Platzes nieder und scheinen gänzlich abgeneigt sich zu erheben. Für letzteren Fall stehen zwei große aus Bambu geflochtene halbkugelige Körbe, wie kleine Hütten, im Platze bereit, unter denen sich einige Javanen verborgen halten. Diese Körbe bewegen sich dann, von ihrem unsichtbaren Inhalt getragen, auf den Tiger zu, und man zwingt denselben durch Stechen mittels spitziger Stäbe zum Aufstehen.

Wenn einige Fallen bereits zu Kohle gebrannt sind, eine andere noch in hellen Flammen steht und jene zwei Beamte sich in feierlichem Schritte wieder nähern, um die letzte Falle zu öffnen, dann brennt gewöhnlich die Sonne schon aus dem Zenith herab und vollendet durch ihre Glut die Eigenthümlichkeit dieser tropischen Scene. Die Volksmasse der Javanen in ihrer eigenthümlichen Tracht, die den Oberleib meist nackt läßt, die blinkenden Lanzen, die Waringin-Bäume, die zu den Seiten des Carré ihre dicken schattigen Kronen ausbreiten, die Pandopos (offene Schuppen) an der Seite des Platzes, der Staat des Kaisers mit seinem bizarren Gefolge und die Schläge des Gamelang — das Alles sind Einzelheiten, welche die Eigenthümlichkeit der ganzen Scene bilden und welche zu reich und mannichfaltig an Nuancen sind, als daß die Feder des Schriftstellers ein vollkommenes Bild davon entwerfen könnte.

Gönnen wir dem Susuhunan seinen Prachtsessel (Dampar), den ihm nach beendigten Rampok, wie man das Loslassen und Tödten der Tiger inmitten des Lanzenvierecks nennt, seine Weiber wieder nachtragen, während er unter dem Spiel der Musik ebenso feierlich, wie er herauskam, in seinen Kraton wieder hineinspaziert, um bei einem großartigen Mittagsmahl seine Hofleute und die europäischen Beamten um sich zu versammeln.

Während am Hofe dieses von hündischer Unterwürfigkeit umgebenen Fürsten ein Fest dem anderen die Hände reicht, und die Tage in Ueppigkeit und Schwelgerei dahinfließen, ist das Volk in den Fürstenlanden durch Mißbrauch der Beamten-Gewalt verarmt, denn ihre Frohndienste und Abgaben sind fast unerschwinglich. Jeder Beamte ist ein Tyrann in seinem Gebiete. Klagen des gemeinen Javanen würden ungehört verhallen und nur größere Bedrückungen zur Folge haben. Zu den Ohren des Susuhunan dringen nur die Worte der Schmeichelei und Lüge und die Musik der Festgelage. An den schlecht unterhaltenen Straßen, auf denen man mit dem Wagen kaum fortkommen kann, lagern zahlreiche Unglückliche, Blinde, Lahme und sonst arbeitsunfähige Leute, welche das Mitleid der Vorübergehenden

mit ihrem kläglichen „Kasian duan“ anrufen. Auch die Bevölkerung der Fürstenländer ist im Verhältniß zu den übrigen Residentschaften gering. Denken wir uns nun die Herrschaft der Holländer hinweg und die einzelnen Fürsten Java's noch in beständiger Fehde gegeneinander begriffen, so haben wir ungefähr ein Bild der Zustände früherer Jahrhunderte, als die Völker des Archipels noch „frei“ waren. Man kann ohne Bedenken behaupten, daß die Sicherheit der Personen und des Eigenthums auf Java erst seit der Herrschaft der Holländer besteht, daß das Recht an die Stelle der Willkür getreten, sowie auch Kultur und Humanität, ohne daß dem Volke seine nationale Eigenthümlichkeit in Religion, Sitte und Sprache benommen wurde, bedeutende Fortschritte gemacht haben.

Im Allgemeinen kann man dem javanischen Volke die Anerkennung nicht versagen, daß es tüchtige Handwerker liefert. Die Gewerbe sind dort uralt und führen meistens heimische Benennungen. Bei den geringen Bedürfnissen des Volkes und der Einfachheit, die alle gesellschaftlichen Verhältnisse kennzeichnet, kann man jedoch auf keine großartige Entwickelung der heimischen Industrie rechnen. Die Natur an und für sich ist gegen den Menschen gütig und liefert ihm Vieles ohne Mühe, was wir im Schweiße der Arbeit erst erringen müssen, und mit den gewonnenen Produkten des Landes ließen sich auf leichte Weise fremde Gewerbserzeugnisse einhandeln. Der Trieb zur höheren Entwickelung der Gewerbe fehlt den Javanen gänzlich.

Die Namen für die javanischen Handwerke sind meistens mit dem Worte Tukan zusammengesetzt, was einen „Macher“ oder Verfertiger bedeutet. Tukan lampet ist ein Mattenmacher, Tukan watu ein Steinmetz, Tukan ara ein Branntweinbrenner, Tukan jilid ein Buchbinder, Tukan medal ein Färber, Tukan pandom ein Schneider, Tukan chat ein Maler. Auch für Gold- und Kupferschmiede, musikalische Instrumentenmacher, Holzschnitzer, Sticker, Waffenschmiede u. s. w. hat die javanische Sprache eigene Benennungen.

Die Hauptarbeit des Volkes besteht in der Verfertigung seiner Kleider. Ob nun der Stoff zu denselben von Fellen, Federn, Baumrinden, Bast oder Faserstoffen entnommen wird, stets hat er eine Reihenfolge langwieriger Prozesse durchzumachen. Die Seidenzucht gedeiht auf Java schlecht und auch die Schafe geben, wie in allen tropischen Klimaten, nur eine sehr geringe Wolle. Das Volk ist darum vorzugsweise auf die Baumwolle zur Herstellung seiner Bekleidung hingewiesen.

Baumwolle im rohen Zustande heißt **Kapas**, gereinigt **Kapok**. Die Reinigung geschieht durch zwei gegeneinander laufende Walzen, **Gilingan**, welche nur die Fasern durchgehen lassen und die Samenkörner zurückhalten. Es ist eine sehr umständliche, zeitraubende und unvollkommene Methode, welche die Javanen hier anwenden; es folgt nun das Spinnen der Fasern (**Ngauti**). Das Spinnrad heißt **Jantra**, die Spindel **Kisi**, der Webstuhl **Abah Tenun**. Spinnrad und Webstuhl gleichen den Maschinen dieser Art, die auf dem indischen Kontinente in Gebrauch sind, nur sind die javanischen viel sauberer und hübscher gearbeitet, namentlich der Webstuhl. Die daran arbeitende Frau sitzt nicht in einem Loche,

das in dem Boden ausgehöhlt ist, sondern auf einer erhabenen Flur, gegenüber dem Hause. Die Beine sind dann während des Webens horizontal unter dem Webstuhl ausgestreckt. Spinnen und Weben ist einzig und allein Geschäft der Frauen, die vom höchsten bis zum niedrigsten Stande die Kleider für ihre Männer selbst bereiten.

Ehe das Garn verwebt wird, kocht man es aus und schönt es dann mit Reiswasser. Nach dem Trocknen wird es auf ein Rad aufgehaspelt und zum Weben vorbereitet. Eine geübte Weberin braucht vier Tage, eine minder gute fünf bis sechs Tage, um einen einzigen Sarong von neun Fuß Länge und fünf Spannen Breite anzufertigen.

Mit Ausnahme von Blau und Scharlachroth verstehen die Javanen nicht, die bunten Farben echt auf das Garn oder Gewebe zu übertragen. Als blauer Färbestoff dient Indigo; zu Roth benutzt man die Wurzeln des Wang-Kudu Beachtenswerth erscheint, daß die Javanen das Gerben erst von den Europäern lernten, wenngleich sie vorher schon die Kunst verstanden, die Häute schmiegsam und dauerhaft zu machen. Ihr jetzt mit verschiedenen Baumrinden gegerbtes Leder hält übrigens den Vergleich mit europäischen Fabrikaten sehr gut aus.

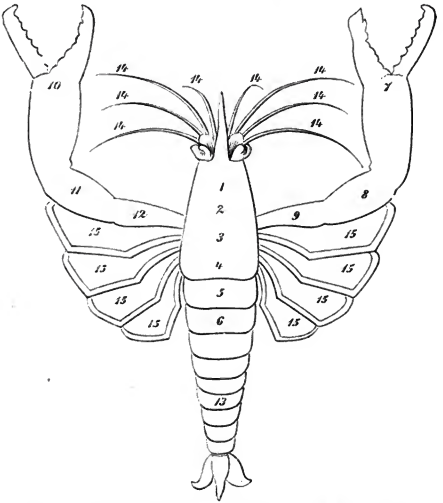
Alle Arten von Waffen liefert der Schmied. Die Krißs- oder Dolch-Fabrikation nimmt dabei seine meiste Zeit in Anspruch und erfordert auch die größte Sorgsamkeit, denn der Kriß ist die hochgeschätzte Lieblingswaffe der Javanen. Der Preis einer neuen Dolchklinge steigt bis zu fünfzig Thalern; wenn jedoch nachgewiesen werden kann, daß eine Klinge drei oder vier Generationen alt ist, so steigt ihr Werth noch um das Zehnfache. Eine eigene Zunft bilden die Scheidenmacher oder Tukan merangi.

Der javanische Kriß ist vom malayischen in der Form verschieden; auch ist sein Griff und die Scheide anders gestaltet. Die Unterarten, die man vom javanischen Dolche unterscheidet, und die nur ein geübtes Auge erkennen kann, gehen in die Hunderte. Außer den Dolchen gebrauchen oder gebrauchten die Javanen noch Speere, Wurfspieße, Bogen und Pfeile (Gendewa, pana). Die Pfeile heißen je nach der verschiedenen Form Chakra, Paspati, Trisula, Waraschang, Diwal Roda, Delali u. s. w. Die Namen der Kriegskeulen sind: Jndan, Gada und Denda; sie dienen als Attribute der Götter und Halbgötter und werden in den heimischen Liedern und Heldengesängen oft erwähnt. Blasrohre (Tulup), aus denen kleine vergiftete Pfeile abgeschossen werden, sind schon seit Jahrhunderten auf Java nicht mehr im Gebrauch, während sie auf den weniger civilisirten Jnseln des Archipels, namentlich Borneo noch heute benutzt werden; dagegen versteht man sich noch trefflich auf das Werfen der Steine mit Schleudern (Bandring). Fast so viele Benennungen wie der Dolch, führt auch das Schwert und seine Unterarten, und wenn wir auch die Worte der deutschen Sprache Degen, Säbel, Pallasch, Sarras, Rappier, Hieber u. s. w. zu Hilfe nehmen, so gelingt es uns dennoch nicht, nur annähernd die Mannichfaltigkeit der javanischen Ausdrücke zu bezeichnen. Pedang, Bandol, Badik, Golok, Mentok, Lamang, Klewang, Chundrik u. s. w. sind die Namen verschieden geformter Schwerter. Der Wedung, welcher einem Hackmesser

gleicht, wurde nur bei feierlichen Gelegenheiten von den Häuptlingen in Gegenwart des Fürsten getragen. Kleine runde Schilde trägt der Javane heute noch, während die großen außer Gebrauch gekommen sind.

Außer mit diesen Waffen sind die Javanen seit langer Zeit mit dem Gebrauche der Kanonen, Flinten und Pistolen bekannt. Sie gossen früher ihre Geschütze selbst und vor dem Kraton oder Palast zu Surakarta stehen noch einige große alte Stücke, die mit einer Art Ehrfurcht betrachtet werden, weil man glaubt, sie seien die ersten, welche nach der Insel gebracht wurden. Jetzt beziehen die Eingeborenen ihre Schießwaffen aus europäischen Fabriken; Schießpulver bereiten sie selbst.

Von einer Armee, die nur im Nothfalle zusammengerufen wird und die aus Volk besteht, das in der Handhabung der Waffen wenig geübt ist, kann man auch keine große Disciplin erwarten. Die Verehrung jedoch, welche das gemeine javanische Volk gegenüber seinen Häuptlingen hegt, die wohlabgegrenzten Rangabstufungen, die Ergebung, mit der alle Klassen gewillt sind, sich zu Gunsten ihrer alten Einrichtungen zu opfern, haben die javanischen Truppen doch dahin gebracht, unter ihren heimischen Führern ordentlich und muthig zu kämpfen. In ihrer Taktik ahmen sie die Vorschriften nach, welche ihnen in ihren alten Romanzen gegeben sind. Die Schlachtenpläne, die Marschordnung, die Heeresaufstellung, Alles wurde nach diesen alterthümlichen Gedichten eingerichtet. In dem großen Mataremkriege, in dem das jetzt in Dschokschokarta herrschende Geschlecht auf den Thron gelangte, war die Schlachtordnung des Heeres in der Form einer Seegarneele oder eines Krebses aufgestellt, wie sie der beigegebene Holzschnitt nach Raffles zeigt. Diese Art und Weise heißt Mankara Boschewa (Buhia), oder der Krebs, der seine Seele hütet, eine Bezeichnung, die von der gedeckten Stellung des Fürsten im Mittelpunkte der Schlachtordnung hergenommen ist. Dieser Plan ist dem Gedichte „Brata Yudha“ entnommen und Bimanyu, der Sohn Ardschuna's,



Altjavanische Schlachtordnung in Gestalt einer Seegarneele.

war der erste, welcher sie benutzte. Der Herrscher (Nr. 4) befindet sich an der Stelle, wo wir uns das Rückenschild des Krebses denken müssen; vor ihm stehen die Prinzen und Verwandten seines Hauses (3), hinter ihm, gedeckt durch die ganze Armee, der Thronerbe (5). Die Scheeren des Thieres (7 und 10) sind gleichsam die beiden Flügel der Armee, während die Fühler (14) die Vorhut darstellen.

Die Javanen und ebenso die zu ihnen gehörigen Bewohner der nahegelegenen Inseln Madura und Bali bedienen sich derselben Schriftzeichen, wie denn auch ihre Sprachen eng mit einander verwandt sind. Mit Leichtigkeit lassen sich in der Gruppe der javanischen Sprachen vier Dialekte unterscheiden, deren Verschiedenheit größtentheils durch Beimischungen aus anderen Sprachen bedingt wird, nämlich die Sunda-Sprache, welche von den javanischen Bergbewohnern westlich von Tegal geredet wird, das eigentliche Javanische, dessen Bezirk die Provinzen östlich von Tscheribon und die Distrikte an der Nordküste sind, sowie die Dialekte oder Sprachen der Inseln Madura und Bali.

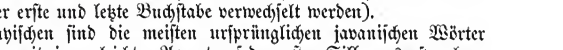
Obgleich die Sunda-Sprache jetzt auf die gebirgigen Theile Java's beschränkt ist, so scheint sie doch in früheren Zeiten und namentlich noch kurz vor der Ausbreitung des Muhamedanismus die allgemeine Sprache der westlichen Bezirke der Insel gewesen zu sein. Sie ist ein sehr einfacher und unkultivirter Dialekt, der jedoch für die Gebirgsbewohner ausreicht. Doch hat sie sich ziemlich rein erhalten, wenn auch malayische und einige Sanskrit-Worte ihr beigemengt sind. In letzterer Sprache bezeichnet man alle Dinge, die auf die höhere Kultur, auf Künste und Wissenschaften Bezug haben; schon hieraus geht die untergeordnete Bedeutung der Sunda-Sprache hervor, die jetzt nur noch von einem Zehntel der Bewohner Java's gesprochen wird. Ihre Stellung zum Javanischen läßt sich etwa mit derjenigen der wendischen Sprache zum Deutschen vergleichen.

Die Madura-Sprache zerfällt, obgleich sie nur auf dem kleinen Eilande, von dem sie den Namen trägt, geredet wird, wiederum in zwei Unterdialekte, das eigentliche Madura und das Sumenap. Beide haben viele Wörter mit dem Sunda gemeinschaftlich, doch ist die Zahl der dem Malayischen entlehnten Ausdrücke noch bei weitem größer. Das eigentlich Javanische zeigt noch mancherlei provinzielle Eigenthümlichkeiten, die oft so weit von einander abweichen, daß die Bewohner nur wenige Meilen von einander entfernter Orte einander nicht verstehen. Die in der Umgebung Batavia's gesprochene Sprache ist ein Jargon, in den holländische, portugiesische, chinesische, javanische und besonders viel malayische Wörter eingemischt sind.

Die Javanen besitzen ihr eigenthümliches Alphabet, das aus zwanzig Konsonanten besteht, die Aksara oder Buchstaben genannt werden. Wie bei den meisten indischen Charakteren gelten diese Buchstaben zugleich als Silben, die aus einem Konsonanten mit anhängendem Vokal bestehen, der stets ausgesprochen wird, wenn seine Wirksamkeit nicht durch ein besonderes Zeichen aufgehoben ist. Außer den Aksara giebt es zwanzig Hülfszeichen, Pasangan, die zur Unterdrückung des

jenen anhaftenden Vokallautes benutzt werden. Drei von ihnen werden ſtets den Akſara nachgeſetzt, die übrigen ſiebenzehn ſtehen unter dieſen.

Die Javanen ſchreiben von der Linken zur Rechten. Jeder Konſonant wird einzeln für ſich niedergeſchrieben, ohne Zuſammenhang mit dem folgenden. Zwiſchen den verſchiedenen Wörtern wird kein Raum gelaſſen. Die einzigen Unterbrechungszeichen ſind kurze diagonale Linien, oder zuweilen ein Komma, das am Ende eines Verſes angebracht wird. Zum Schreiben bedient man ſich der Tuſche und des einheimiſchen Papieres; ſeltener wendet man chineſiſches oder europäiſches Fabrikat an.



Javaniſche Schriftzeichen.

Das javaniſche Papier wird aus dem Baſte des Deluwang oder Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera) auf eine ſehr einfache Weiſe gewonnen; gegenüber den Balineſen iſt dies immerhin ein Fortſchritt, denn dieſe graben ihre Schriftzüge mit einem eiſernen Griffel in eigens zubereitete Palmblätter, die den Namen Lontar führen (abgeleitet von ron, Blatt, und tal, Palmbaum, wobei in der Zuſammenſetzung der erſte und letzte Buchſtabe verwechſelt werden).

Wie im Malayiſchen ſind die meiſten urſprünglichen javaniſchen Wörter zweiſilbig; ſie werden mit einem leichten Accent auf der erſten Silbe ausgeſprochen, doch herrſchen hierin auch, je nach den Landſchaften, Verſchiedenheiten. Zuſammengeſetzte Wörter ſind nicht allzuhäufig, doch kann man ſie durch Verbindung zweier Grundwörter bilden. Außer dieſen bildet man durch Vorſchlagen oder Anhängen gewiſſer, an und für ſich nichtsſagender Silben, aus den Grundwörtern neue Bezeichnungen.

Eine ganz eigenthümliche Erſcheinung im Javaniſchen iſt die Trennung deſſelben in die gemeine Sprache (Ngoko) und in die Höflichkeits- oder Ehrenſprache, die man auch als Hochjavaniſch bezeichnen kann, während die erſtere etwa im Range der Mundarten gegenüber der Schriftſprache ſteht. Die Höflichkeitsſprache oder Baſakrama, welche früher ſchon kurz erwähnt wurde, enthält viele Sanſkrit-Wörter und einige malayiſche Beimiſchungen; nur der vierte Theil ihres Wortſchatzes iſt der gemeinen Sprache entnommen und dieſe Wörter werden noch durch eine andere Ausſprache und Orthographie unterſchieden. Der Unterſchied zwiſchen höheren und niederen Ständen iſt in Java ſehr ſcharf und es iſt nicht geſtattet, Jemanden, der dem Stande nach über dem Anredenden ſteht, in der gemeinen Sprache anzuſprechen. Die niedern Klaſſen reden dagegen unter ſich ſtets die gemeine Sprache. Jedermann iſt beider Idiome mächtig und gleichſtehende Perſonen unterhalten ſich oft in einem Gemiſch aus beiden, oder korreſpondiren ſelbſt in dieſer Weiſe. Kinder müſſen die Eltern im Baſakrama anreden, während dieſe in der gewöhnlichen Sprache antworten. So haben wir hier das Beiſpiel der vollſtändigen Zweiſprachigkeit eines Volkes.

Um den Reichthum an Idiomen und die Sprachverwirrung — denn als ſolche erſcheint der Ueberfluß an verſchiedenen Mundarten dem Fremden — noch

größer zu machen, besitzen die Javanen noch eine eigene heilige, klassische oder poetische Sprache, das ausgestorbene Kawi, das durch die epochemachenden Untersuchungen Wilhelm v. Humboldt's eine so große Berühmtheit erlangt hat. Diese wiederum ganz verschiedene Sprache steht zu den gewöhnlichen Umgangssprachen in demselben Verhältniß, wie das Sanskrit zu den hindustanischen Idiomen, das Pali zu den Sprachen der Siamesen und Birmanen. Im Kawi sind alle historischen und poetischen Werke der Javanen niedergeschrieben, ebenso die alten Inschriften in Stein und Kupfer, die in verschiedenen Theilen der Insel aufgefunden worden sind. Neun Zehntel der Kawisprache stimmen mit dem Sanskrit. überein.

Auf der Insel Bali gilt das Kawi noch als Religions- und Gesetzessprache; in Java dagegen bedient man sich ihrer nur zu Gedichten, und jeder gebildete Mann muß ihrer wenigstens in geringem Grade mächtig sein. Dagegen ist das auf Bali, jedoch nur von den Brahminen, gesprochene Kawi, in dem die alten mythologischen und historischen Gedichte niedergelegt sind, besser als das auf Java angewandte. Durch die Kawisprache erhielt auch das Javanische seinen Vorrath von Sanskritworten, der aus dieser Quelle noch täglich vermehrt wird.

Auch eine mystische Sprache besitzt Java, die bei geheimen Korrespondenzen gebraucht wird, und nur den betreffenden Parteien bekannt ist. Man bildet dieselbe durch Zusätze, die man in die gewöhnliche Sprache einschiebt.

Wie die Sprache Java's tiefgreifende Einflüsse von den Hindu empfing, so auch die Literatur. Die wichtigsten Erzeugnisse derselben sind in der Kawisprache niedergelegt oder doch noch in javanischen Uebersetzungen aus dieser erhalten. Als vor mehr als 400 Jahren der Muhamedanismus seinen siegreichen Einzug auf der Insel hielt, that derselbe Alles, um die Kawisprache zu unterdrücken; doch auf Bali erhielt sich, wenngleich durch barbarische Einflüsse entstellt, der Hinduglaube, dorthin flüchteten sich die Anhänger der alten Religion. Als ein Heiligthum nahmen sie die alten Literaturschätze mit dort hinüber, die so der Vernichtung durch die Muhamedaner entgingen. Dasjenige Werk, welches am ausführlichsten von der Geschichte und der alten Mythologie der Javanen handelt, die Kanda, ist leider nur noch in einer javanischen Uebersetzung, aber nicht mehr im Kawi-Urtext vorhanden.

Neueren Ursprungs und sehr beliebt ist die Jowar Manikam genannte Ballade, von der wir hier einen Auszug mittheilen: „Treue Liebe macht das Herz schwer. Da war eine Jungfrau, die glänzte wie ein Edelstein unter allen Weibern und ihr Name war Jowar Manikam. Ihr Vater war ein sehr frommer Mann und von ihm hatte sie die Reinheit und Keuschheit des Gemüthes geerbt. Ihre Schönheit war über alles Lob erhaben, alle Männer bewunderten sie und schauten sie lieber an, als Berg und Thal, Fluß und See. Sie lebte gleich einer Heiligen und alle bösen Gelüste blieben ihr fremd; allein Gott in der Höhe war der Gegenstand ihrer Verehrung. Aber ist es nicht ein Unglück, daß ein so herrliches Geschöpf ohne Gatten dasteht? Und wenn ein solches Mädchen einen ganz für sie geeigneten edlen Mann findet, ist es da nicht, als ob Milch und Zucker sich

mischen? Als nun ein Priester einen Angriff auf ihre Tugend machte, da rief sie erstaunt aus: Warum handelst du wie ein Dieb? Ist es dir nicht verboten, solches zu thun? Vergißt du dein Gelübde und die Furcht vor Gott? Denkst du nicht an dich selbst? Ist deine Aufführung nicht abscheulich? Da ich Gott fürchte und die Strafen des Himmels, so kann ich niemals deinen Begierden nachgeben. Ich werde den Vorschriften des Propheten Gehorsam leisten und die Laufbahn seines Kindes Fatime wandeln. Wie kommt es, daß du so Uebles an mir vollbringen willst? Wahrlich, wenn mein Vater dieses wüßte, würde er dich nicht hart bestrafen? Da der Priester auf diese Weise abgewiesen war, schrieb er aus Rache einen Brief an den Vater der Jowar Manikam, worin er sie anschuldigte, daß sie ihn habe verführen wollen. Der betrübte Vater verurtheilte seine Tochter nun zum Tode und trug ihrem Bruder die Hinrichtung auf. Als dieser aber das Schwert zum verhängnißvollen Streiche erhob, traf er einen Hirsch anstatt der Schwester, die unbeschädigt in die Wälder entfloh. Unter einem breiten Waringin-Baume fand sie Schutz und Obdach, und obgleich dessen Früchte noch nicht reif waren, so zeitigten sie doch, um ihr als Nahrung dienen zu können. Alle Blumen öffneten ihre Kelche und strömten Wohlgeruch auf sie aus; eine that es darin der anderen zuvor. Die wilden Thiere des Waldes, der Tiger, der Büffel, das Rhinozeros kamen zu ihr und legten sich als treue Wächter lautlos um sie herum. Und als nun die Prinzessin durstete, da betete sie zum Himmel um Wasser; sogleich that sich der Boden auf und ein frischer Quell sprudelte hervor, auf dem Wasserrosen erblühten. Ihr Herz ward nun leicht; sie badete im Bächlein und betete zu Gott. Der Vater entdeckte unterdessen die Schändlichkeit des Priesters und holte seine Tochter wieder, die glücklich an einen Prinzen verheirathet wurde."

Die meisten Schriften der Javanen sind in Versen niedergeschrieben, bei denen drei Metra angewandt werden. Das bedeutendste Versmaß ist das sogenannte Sekar Kawi (wörtlich: Blüten des Kawi), in welchem alle Poesien in der Kawisprache verfaßt sind. Als altes Versmaß bezeichnet man das Sekar Sepoh, während mit Sekar Gangsal fünf moderne Metra bezeichnet werden.

Eine Strophe heißt Pada (Fuß); ein Vers Ukara. Der Reim wird im Javanischen nicht gebraucht, doch endigen die im Sekar Sepoh und Gangsal geschriebenen Verse stets mit einem Vocal.

Die folgenden Zeilen bieten uns eine Probe aus dem Sekar Kawi:

Den prayitna wong agung aja pitambuh
Barang rabing praja
Kawruhana den atiti
Supayani ing tindak aywang alentar.

Wacht gut, ihr Großen, und gebt wohl Acht,
Was im Lande vor sich geht,
Und paßt gut auf,
Daß die Verwaltung des Landes nicht vernachlässigt werde.

Jetzt werden alle Gedichte im Sekar Gangsal geschrieben, das fünf verschiedene Metra nachweist, die jedoch wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen. Hier ebenfalls ein Beispiel:

Sun amurva langit inggil	Hoch ist der Himmel
Dadalan iku pan dawa	Und der Weg dorthin ist weit;
Chok juranga pasti ledok	Jedes Thal ist flach
Lumrahi gni apanas	Und das Feuer ist von Natur heiß.
Sanadyan lawe petak	Der weiße Zwirn wird schwarz
Yen winedel dadi wulung	Sobald du ihn mit Kohle färbst,
Yeng mahidu ayonana.	Glaubst du's nicht, dann versuche es.

Das folgende Gedichtchen ist in der Sprache des Landvolks von Bali verfaßt

Chahi santri	Junger Mann, du bist ein Priester,
Bajang bajang gobah mlah	Jung und hübsch.
Dapati manu huking	Zügle deine Begierden
Demam hatini memadat	Und gieb das Opiumrauchen auf.
Chahi	Junger Mann!
Bajang taruna	Noch bist du mit Weibern nicht vertraut,
Nu liyu	Es giebt noch viel,
Demanin chahi	Was du erlernen mußt.
Ingatan awah	Denke an dich selbst
Bikase dali santri.	Und daß du Priester geworden bist.

Tutang Thialong. Javanischer Musikus nach Molins.

Tempel von Bantam.

Achtes Kapitel.

Die Götterlehre und Alterthümer Java's.

Einwanderung der Hindu. — Verschiedenheit der Ost- und Westjavanen. — Eintheilung in Stände. — Willkürherrschaft der javanischen Fürsten und ihrer Beamten. — Wohlthätiger Einfluß der holländischen Regierung. — Zeitrechnung. — Neun Gottheiten. — Der javanische Olymp, Abspiegelung der Landeseinrichtungen. — Legende von Watu Gunong. — Die Tempel von Brambanam. — Tempel der Göttin Durga. — Die tausend Tempel. — Die Ruinen von Suku. — Der Teak-Baum. — Alte Inschriften und Münzen.

Fragt man den gebildeten Javanen, welchem Glauben seine Väter zugethan waren, bevor die Lehre Muhamed's auf Java verbreitet wurde, so antwortet er, daß sie „Orang Buda" waren. Aus dieser auch im Volke noch fortbestehenden Tradition können wir schon vermuthen, daß unmittelbar vor der Einführung des Islam auf Java das buddhistische Element die Oberhand hatte, wenn auch dessen Götterlehre bei den Javanen viele Veränderungen erfuhr. Die alten Urkunden erzählen von der einstigen Besiedelung der Insel vom asiatischen Kontinent aus, und die Javanen beginnen auch ihre Zeitrechnung von dieser ersten Uebersiedelung oder, wie Andere annehmen, von dem Siege des Hindu-Heeres über die „Rasakkas",

die Urbewohner. Andere Quellen erzählen freilich, daß die Besiedelung Java's durch die Hindu eine ganz friedliche gewesen und daß vor ihrer Ankunft die Insel unbewohnt war, was jedoch schon aus dem Grunde nicht wahrscheinlich ist, weil die Javanen eine ganz andere Rasse als die kaukasischen Hindu sind. Eine der Urkunden bringt die Nachricht von der ersten Besiedelung Java's in ganz eigenthümlicher Weise, welche erkennen läßt, daß ihre Abfassung nach Traditionen stattfand; ihr ist daher nur im Allgemeinen historischer Werth beizulegen. Wir wollen dieselbe, da ihr Umfang nicht bedeutend ist, als eine Probe des altjavanischen Stils und der Denkweise früherer Zeit nach Eisinga's holländischer Uebersetzung hier wiedergeben:

„Das ist eine Geschichte aus der Zeit, als Java noch wüst war und es noch keine Menschen, wohl aber eine Bevölkerung von Riesen, Ungeheuern und Teufeln gab. Auch bestand kein geoffenbarter Gottesdienst."

„Ein Sultan von Rum befahl, alle Inseln zu bevölkern, die noch unbewohnt waren. Der Sultan sprach zu seinem Reichskanzler: Wo sind jetzt noch Inseln, die noch keine Bewohner haben?"

„Der Reichskanzler antwortete ehrerbietig: Fürwahr, ich weiß es noch nicht. Der Fürst von Rum sprach: Frage dann schnell alle Kauffahrer, die von ihrem Werke ruhen. Der Reichskanzler ging hin, alle Kauffahrer wurden gerufen, alle gefragt und alle sagten, daß das Eiland Java noch wüst sei, daß es auch groß sei, und man brauche vierzig Tage, um es zu umsegeln; so groß ist Java. Die Berge daselbst schätzen wir wol auf vierzig große; kleinere mögen ihrer noch mehrere sein. Der Reichskanzler erschien dann wieder vor dem Fürsten, beugte sich tief und überbrachte die Worte der Kauffahrer. Der Fürst, dessen Befehle unwiderruflich waren, sprach: Pati, lasse schnell zwanzig Tausend Paare Menschen mit allem Nöthigen sich zur Auswanderung bereit halten. Es dauerte nicht lange, so hatte der Pati zwanzig Tausend Paare um sich versammelt. Der Fürst von Rum befahl: Versetze sie auf das Eiland Java."

„Sie wurden übergeführt und kamen auf Java an. Nach Verlauf von zwei Monaten waren die zwanzig Tausend Paare vertilgt, da sie durch die Riesen mit Lepra geschlagen wurden. Nur zwanzig Paare blieben übrig, welche nach Rum zurückkehrten. Als dem durchlauchtigsten Fürsten gemeldet wurde, daß alle die Paare umgekommen waren, rief dieser große König alle geistlichen Lehrer zusammen. Da sie alle versammelt waren, sprach er vertraulich: Ihr geistlichen Lehrer, was denkt ihr doch von der Insel Java, wo der Erfahrung gemäß Riesen wohnen, von denen zwanzig Tausend Paare Menschen vertilgt wurden, und nur zwanzig Paare übrig blieben? Alle Lehrer sagten zum Fürsten: Wenn es doch dem Fürsten behagen möchte, Zaubermittel anzuwenden, (und zwar) die kräftigsten Zaubermittel. Der König von Rum sagte liebevoll: Es ist gut, daß die vortrefflichsten Zaubermittel verfertigt werden. Alle bereiteten die besten Zaubermittel und alsbald wurde befohlen, dieselben anzuwenden. Sogleich begann die Erde zu beben und der Erdboden schaukelte gleich der wogenden See; es schien, als ob die Gebirge niederstürzen wollten; die Satane rasten, die Ungeheuer fürchteten sich alle, flohen

in Unordnung davon und ftießen einander. Die Teufel waren mißmuthig, fie heulten durch die Bergfchluchten; in ihrer Furcht fuchten fie den Ozean. Als man dies dem Fürften von Rum mitgetheilt hatte, fprach er: Nehmet Menfchen, wiederum zwanzig Tauferd Paare. Nachdem der Pati fie mit allem Nöthigen verfehen hatte, wurden fie nach Java übergeführt."

Die zweite Kolonifation war nach dem Berichte unferer Urkunde alfo glücklicher. Es wird der Friede, die Eintracht der neuen Infelbewohner gefchildert, unter welchen lange Zeit hindurch keine Noth herrfchte. Die Reisfelder wurden gehörig vertheilt und die Küftenbewohner trieben Handel. Drei Jahrhunderte verfloffen nach der Urkunde, ohne daß ein Krieg in Java ausbrach. Aber nach diefer Zeit „ftellte Gott der Allerhöchfte einen König auf über Java: groß war feine Herrfchaft. Das Volk war wie die Thiere noch nicht eingeweiht in die Lehren des Glaubens."

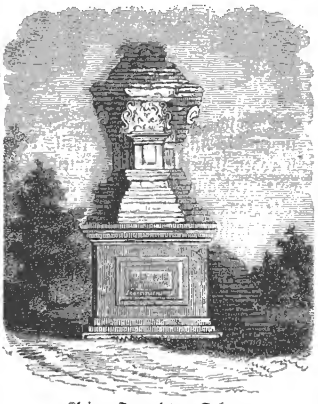
Zuletzt wird der Brahmanen gedacht, die vom „jenfeitigen Lande" kamen und die zwanzig Buchftaben verfertigten (Seite 181).

Aus der angeführten und noch anderen Urkunden kann man die hiftorifche Thatfache feftftellen, daß vom afiatifchen Kontinent aus Befiedelungen Java's ftattfanden, die Anfangs unglücklich ausfielen, indem die Angekommenen theils durch Krankheit, theils durch die Waffen der noch rohen Urbewohner umkamen. Erft fpäteren Expeditionen war es vorbehalten, fich dauernd auf der Infel niederzulaffen. Daß nun diefe Niederlaffungen an der Oftfeite Java's ftattfanden, dafür fpricht nicht nur der Umftand, daß die Tempelruinen meiftens in Oftjava fich finden, fondern auch die Sprache und die Volksüberlieferung. Die Weftjavanen nämlich fprechen, wie fchon erwähnt, die Sunda-Sprache, welche mit der alten Kawi-Sprache und dem Sanfkrit nichts gemein hat, während das Idiom Oftjava's feine Verwandtfchaft mit dem Sanfkrit nicht verleugnet. Die Weftjavanen jenfeits der Refidentfchaft Tegal nennen fich auch Dfchelma Bumi, das ift: Grundmenfchen, Urbewohner. Auch ift ihre Gefichtsbildung eine andere als die der Oftjavanen. Bei den Letzteren tritt das Charakteriftifche der malayifchen Raffe, nämlich die breiten hervorftehenden Backenknochen und die eingedrückte Nafe mehr zurück und fie nähern fich mehr der fchönen Gefichtsbildung der kaukafifchen Raffe, was auf eine Beimifchung von Hindu-Blut hindeutet.

Hat nun der afiatifche Kontinent Kolonien nach Java gefandt und hat die höhere Kultur der Brahmanen ihren mächtigen, auf Religion und Sitte umgeftaltenden Einfluß ausgeübt, fo fragt fich: Wo find die Spuren jener mit der Religion fo innig verwebten Sitten und fozialen Einrichtungen, die auf dem afiatifchen Kontinent Jahrtaufende durch alle Stürme der Zeit fich erhalten, namentlich die ftrenge Kafteneintheilung der Bevölkerung und das Verbrennen der Wittwen nach dem Tode der Ehemänner?

Heutzutage finden wir davon auf Java keine Spur, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß in frühefter Zeit eine Kafteneintheilung nach indifcher Weife vorhanden war. In der javanifchen Schrift Brahmanda purana, die man in das fiebente Jahrhundert unferer Zeitrechnung fetzt, find drei Kaften erwähnt, während

von einer vierten, den Sutra, keine Rede ist. Es scheint daher, daß schon damals die niedrigste Kaste aufgehoben war und überhaupt keine sehr strenge Grenze zwischen den einzelnen Kasten bestand. Nach dem Sturze des Reiches von Modschopahit (1478) und nach Einführung des Islam mußten auch die letzten Reste der Kastentheilung, die ja auf die Hindu-Religion sich stützt, schwinden; die Prinzen des gestürzten Reiches von Modschopahit, die Priester und eine Anzahl vornehmer Personen und Krieger flüchteten sich nach Bali, der benachbarten Insel, wo sie den Brahma-Kultus mit dem Kastensystem einführten. Dieser Kultus besteht auf Bali, ebenso die Sitte des Verbrennens der Wittwen, noch heutiges Tages. Diese Einführung der strengen Hindu-Sitten auf Bali datirt sich daher, daß kurz vor dem Falle des Reiches von Modschopahit eine Anzahl Brahmanen vom Kontinent nach Java kamen, welche nach dem Sturze der heimischen Dynastie ebenfalls nach Bali flüchteten und dort die Religion ihres Vaterlandes einführten. Auf Bali bilden die vierte Kaste oder die Sutra's nur die ursprünglichen von den flüchtigen javanischen Kriegern unterjochten Einwohner.



Kleiner Tempel von Sabang.

Gegenwärtig fallen uns unter den javanischen Ständen vorzüglich die heimischen Beamten auf, die aus den begüterten Grundbesitzern gewählt werden. Außer diesen Beamten finden wir noch drei Stände. Am besten lernen wir die Abstufungen kennen, wenn wir uns in irgend eine größere Ortschaft der Residentschaften Samarang oder Tscheribon begeben und dort die gesellschaftlichen Verhältnisse der Bewohner betrachten. An der Spitze des Dessa steht der Schulze, den wir oben mit dem allgemeinen Namen Kapala kampong benannt haben, der aber nach den verschiedenen Residentschaften andere Benennungen, Demang, Kuwu oder Bekel führt. Er ist gewissermaßen der Gebieter der Ortschaft und empfängt seine Befehle von dem Regenten oder Bupati, der über einen ganzen Distrikt gebietet. Ihm ist die Sorge für die Entrichtung der Steuern, die Unterhaltung der Wege und vor Allem die gehörige Vertheilung der Felder unter den Bewohnern der Ortschaft anvertraut. Denn nach alter einheimischer Einrichtung besteht auf Java eigentlich kein Grundbesitz der Einzelnen, sondern jeder Bewohner hat an dem gemeinschaftlichen Besitze des Dessa nach Maßgabe seines Ranges und seiner Leistungen Antheil. Die zweite dem Demang oder Kuwu untergeordnete Person, welche als Stellvertreter desselben gilt, ist der Nabehi, diesem folgen noch einige Personen, wie der Kliwon, Rakre-Buni und Komm, denen verschiedene Zweige

der Verwaltung übertragen sind. Alle diese Personen werden von den Dessa-Bewohnern aus der begüterten Klasse der Pridschahi gewählt. Nur das Dessa-Haupt bedarf der höhern Bestätigung zu seinem Amtsantritt.

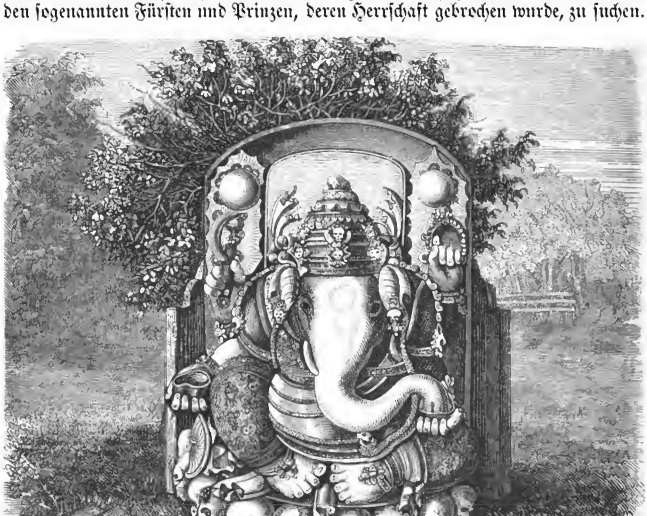
Auf die größern Landbesitzer folgen die Sikap oder gewöhnlichen Landbauern; den vierten Stand endlich bilden die Manumpang oder diejenigen Leute, welche keinen Grundbesitz haben und entweder Kuli-Dienste verrichten oder ein Handwerk ausüben. Sie können bisweilen, besonders durch Handel und feinere Arbeit, sich ein ansehnliches Vermögen erwerben und dann in eine höhere Klasse eintreten. Außerdem beschäftigen sich die Manumpang bei der Ernte, wo dann der fünfte Theil des Eingesammelten ihr Eigenthum ist.

Es ist nicht zu verkennen, daß sich in den genannten vier Klassen, die auf ganz Java vertreten sind, wenn auch in verschiedenen Provinzen Abweichungen bestehen, eine Aehnlichkeit mit den vier Hindu-Kasten findet; doch zeigen die javanischen Stände nicht das Anstößige und Harte der indischen Kasten. Niemand, der in einer Kaste geboren ist, wird gezwungen, sein ganzes Leben hindurch in derselben zu bleiben. Es ist im Gegentheil dem Javanen durch Fleiß, Arbeitsamkeit und persönliche Verdienste ermöglicht, seinen materiellen Wohlstand sowol, wie seine soziale Stellung zu verbessern und zu erhöhen.

Die strenge Unterordnung der niedrigeren unter die höheren Beamten mit dem unbedingten Gehorsam, an welchen der Javane seit uralter Zeit gewöhnt wurde, hat im Laufe der Zeit ungeheure Mißbräuche und Bedrückungen hervorgerufen, die großentheils noch in den Fürstenlanden bestehen und das Volk physisch und moralisch zu Grunde richten. Da der Höhere immer auf den zunächst niedriger Stehenden drückt, so lastet am Ende die schwerste und unerträglichste Willkür auf dem gemeinen Javanen der niedern Volksschichten. Eisinga erzählt, daß er gesehen, wie einst in den Fürstenlanden ein Pangerang einen javanischen Bauer auf einem hübschen Pferd reiten sah. Der Pangerang ließ den Bauer rufen, der sogleich demüthiglich vor ihm erschien. „Da habt ihr ein hübsches Pferd," redete der große Herr den Javanen an. Dieser antwortete mit einem Gruß. „Führt es nur in meinen Stall," fuhr der räuberische Pangerang fort. Der Javane getraute sich nicht, ein Wort gegen den Befehl desselben einzuwenden. „Japi" antwortete er, die Hand vor die Stirne legend und führte das Pferd in den Stall des Fürsten.

Ganz anders aber gestaltet sich das Verhältniß in den übrigen 23 Residentschaften Java's, wo die niederländische Regierung die unmittelbare Verwaltung übernahm. Zwar bestehen auch hier dieselben Abstufungen im Beamtenwesen und den verschiedenen Ständen, das Volk aber genießt von diesen Einrichtungen die Vortheile einer geregelten und vernünftigen Verwaltung, ohne daß viele Mißbräuche statthaben. Die europäischen Beamten sind nämlich den höheren javanischen zur Seite gestellt und verkehren in Dienstsachen allerdings nur mit diesen; aber sie verschließen ihr Auge nicht den Zuständen und Vorfällen in den niedrigsten Volksschichten. Sie achten darauf, daß Niemand in gesetzwidriger Weise belastet werde, und Person und Eigenthum vollkommen sichergestellt sind. Die Javanen der

niedern Klassen, welche nur, wie vor alten Zeiten, mit ihren eigenen Vorgesetzten in Berührung kommen, bemerken recht gut, daß eine Veränderung in den Regierungsverhältnissen durch die europäische Herrschaft stattgefunden hat; sie sehen, daß Recht und Gesetz gehandhabt werden, während früher die Willkür herrschte. Die Unzufriedenheit mit dem holländischen Regiment ist daher nicht bei dem Javanen der niedern Volksklassen, sondern bei den Regenten und höhern Beamten, sowie bei den sogenannten Fürsten und Prinzen, deren Herrschaft gebrochen wurde, zu suchen.



Batara Guru (Ganesa) auf Java. Nach Raffles.

So wie aber die gesellschaftlichen Verhältnisse auf Java eine bedeutende Umänderung im Vergleich mit den Einrichtungen der alten Hindu erlitten, ebenso hat sich auch die Götterlehre einigermaßen umgestaltet. Es giebt, so belehrten mich javanische Priester, neun Klassen von Göttern, die alle eine besondere Macht haben. Der höchste, erhabenste aller Götter ist Sang Jang Batara Guru, dem sein Bruder als „Pati" oder Vollführer seines Willens beigegeben ist. Darauf folgen etwa 20 Dewas, die im Reiche Surabaja (dem Göttersitz, Himmel) wohnen.

Die denselben sich anschließenden, dem Range nach tiefer stehenden 14 Dewas wohnen nicht im Reiche der Götter, sondern üben ihren Einfluß nur auf irdische Dinge unmittelbar aus. Eine weitere Klasse von Göttern besteht aus 5 Dewas, die über Land und Meer speziell regieren. Die niedrigsten 7 Dewas sind vom Reiche Surabaja gänzlich abgeschieden, wie auch die 12 Widadari, welche mit den Göttern noch in inniger Beziehung stehen. Weitere 14 leben wie Menschen auf der Erde und bilden eine eigene Götterklasse, während noch 7 Widadari in der Sapta Petala oder der siebenten Vertiefung der Erde leben und endlich noch vier auf dem Grund des Meeres wohnen. Dies ergiebt zusammen eine Anzahl von 84 hohen und niederen Göttern.

Die allgemeinen Benennungen der Götter auf Java sind: Dewa oder mit weiblicher Endigung Dewi, das ist Jemand, der angebetet und erhoben wird. (Ist wol gleichen Ursprungs mit dem lateinischen Deus und dem griechischen Ζευς.) Sang, Jang. Ersteres Wort bedeutet erhaben, letzteres eigentlich Großvater, Geehrter. Batara, welches den Superlativ der Erhabenheit und Majestät bezeichnet. Widadari, himmlische Frau.

Den Ursprung der Götter setzen die Javanen mit jenem der Menschen gleich, und merkwürdigerweise haben sie für beide einen Adam und eine Hawa. Die Ueberlieferung weiß ferner, daß Adam und Hawa, nachdem sie 40 Kinder gezeugt hatten, hinsichtlich der unter ihren Kindern zu schließenden Ehen uneins wurden. Adam glaubte, daß man die guten mit den schlechten Kindern verbinden solle; Hawa war entgegengesetzter Ansicht. Adam zeugte durch sich selbst einen Sohn Sis, von welchem die Könige von Java ihren Ursprung genommen haben sollen. Von Sis nämlich stammen zuerst eine Menge Götter, deren Geschichte theils in Ueberlieferungen, theils in geschriebenen Werken niedergelegt ist. Unter den letzteren ist das bekannteste Sidschara Radscha Dschawa oder Geschichte der javanischen Könige. Der Anfang dieses Geschichtsbuches, das die Javanen wie eine Bibel verehren, und in welchem Niemand liest, ohne es erst auf sein Haupt gelegt zu haben, ist im höchsten Grade mythisch. Es beginnt von Adam, behandelt Genealogie und Geschichte der Götter in bildlicher Sprache und wird allmälig geschichtlich, indem es die auf Java vorgefallenen Begebenheiten sowie die Dauer der Regierungen der einzelnen Fürsten nebst Angabe der jetzt noch mit denselben Namen belegten Orte der Begebenheiten genau angiebt. Auf dieses Werk vorzüglich muß der Geschichtsforscher, oder wem es sonst um die Geschichte Java's zu thun ist, verwiesen werden. Es erzählt die Begebenheiten bis zum Könige Kiai Gede Kuripan, welcher einen Sohn Kiai Gede His hatte, von welchem Valentyn (Oud en nieuw Oost-India) seine Geschichte der javanischen Könige beginnt. Ferner existiren einige javanische Werke aus alter Zeit, das Hikajat Radscha Kuripan, und das Hikajat Radscha nila pati, von welchen Büchern jedoch keine Uebersetzungen in einer europäischen Sprache vorhanden sind.

Eine merkwürdige Handschrift, enthaltend die Geschichte Java's von Adam bis auf das Jahr 1739, hat neuerlich der General Elout in den Fürstenländern erworben. Dieselbe wurde von Roorda van Eisinga in's Holländische übertragen.

Bei dem großen Interesse, welches das javanische Werk bietet, wollen wir einige Stellen aus demselben hier mittheilen. Der Beginn lautet: „Das ist das Geschlechtsregister des erhabenen Propheten Adam und der Göttin Hawa; sie hatten Söhne. Der eine wurde genannt Abel, der andere wieder wurde genannt Kabil. Und sie besaßen noch mehr Kinder. Der erhabene Prophet hatte keine Frau. Der Sohn, genannt Hessis, wurde erzürnt, als ob er Streit hätte."

Etwas später heißt es: „Und der Herr Gott warf Sangyang von Turgal aus nach der Insel Java. Er wurde mit übernatürlicher Kraft versehen unter dem Namen von dem erhabenen Kastube."

Nach Aufzählung der verschiedenen Göttergeschlechter wird allmälig zur Genealogie der geschichtlichen Kaiser Java's übergegangen, welche die Javanen unmittelbar von den Göttern ableiten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie dieselben in außergewöhnlicher Weise verehren und selbst vor den grausamsten Tyrannen als Wesen höherer Art ehrfurchtsvoll das Knie beugen.

Der oberste Gott der Javanen wird mit verschiedenen, seinen Eigenschaften entsprechenden Benennungen belegt. Seine sechs Namen sind folgende: Sang Jang Batara Guru, d. i. Lehrer (Guru) der Götter. — Sang Jang Pramech Guru, d. i. der unentbehrliche Lehrer. — Sang Jang Giri nata, der Fürst der Gebirge. — Sang Jang Dschagatnata, der Fürst, Herrscher der Welt. — Sang Jang Dschaja Dschanpa, der Allerschönste. — Sang Jang Pasapati, der Klügste.

Fernere Eigenschaften des höchsten Gottes sind: Sri Patschantika, der ewige, unveränderliche Herr; Nenemeni, der Wahrhaftige; Nilakantha, der Buntshalsige. Dieser Beiname bezieht sich auf eine Mythe, nach welcher der Gott bei seiner Geburt bunte Flecken auf dem Halse hatte, die ihm zur besonderen Zierde gereichten. Der Gefährte oder Pati des obersten Gottes, der seine Befehle in Ausführung bringt, wohnt zu Suduk Wangul und wird als klein und häßlich abgebildet.

Die erwähnten 19 Dewas, welche nach dem höchsten Gott folgen, sind: Batara Brama, Sohn von Guru, dem höchsten Gott. Er ist etwa der Apollo der javanischen Götterlehre, der Licht und Wärme verbreitet. Er hat fünf Söhne und zwei Töchter, welche letztere zur Erde herab sich ließen und von diesem Augenblick an aufhörten, Göttinnen zu sein. — Batara Indra, ebenfalls ein Sohn des Guru, hat die Aufsicht über den Himmel (Swarga Loka, der Olymp der javanischen Mythologie). — Batara Baju, Sohn von Narada, der Aeolus der javanischen Götterlehre. — Batara Surja, Sohn von Narada, hat die Aufsicht über die Sonne. — Batara Dschandra, der Beherrscher des Mondes, er wohnt zu Sumu Wendu und ist ausgezeichnet durch seine Schönheit. — Batara Denda, Sohn des Narada, der oberste Richter. — Batara Siwa, Sohn des Narada, ist Herr der Verstorbenen. Er wohnt zu Batradiksna und wird halb roth, halb schwarz abgebildet. — Sang Jang Kana Dschaja, Sohn des Fürsten von Tschitrabaja, war von früher Jugend an sehr gelehrig und hatte viel Verstand. Als ihn sein Vater reichlich mit Pferden und Kleidern beschenkte, wurde sein Bruder Dasa Muka sehr eifersüchtig und versetzte ihm einst bedeutende Wunden.

Guru nahm ihn hierauf zu sich in den Himmel und machte ihn zum Vorsteher über die Vergnügungen des Himmels. Er wohnt zu Seradscha Sita und ist schön von Angesicht. — Sang Jang Jama Dipati ist beauftragt mit der Vereinigung der Seelen. Er wohnt zu Grabo ad Mo, hat ein wildes Aussehen und ist groß und stark wie ein Riese. — Sang Jang Tschitra Gada. Er ist scharfsinnig und weiß geheime Dinge an's Tageslicht zu bringen. — Sang Jang Tschitra Sena, ein Abkömmling des Pandita Bagawan, war ursprünglich ein armer Hirt. Der Fürst von Galenga (Kalinga? mit diesem Namen wird Nord-Indien bezeichnet) begab sich einst zu ihm, um ihn zu bitten, daß er seine Herde zum Opfer bringen möchte, damit eine im Lande herrschende Krankheit aufhöre. Der Hirt aber weigerte sich dessen, worauf der Fürst Gewalt brauchte und Tschitra Sena mißhandelte. Als Guru seine Klagen vernahm, berief er ihn zu sich in den Himmel und ertheilte ihm dasselbe Amt wie dem Tschitra Gada. — Sang Jang Tschitra Gatra und Persarekam, die Geheimschreiber des obersten Gottes. — Sang Jang Temburu hat die Aufsicht über die Brücke Wat Segal agil agil, welche zum Wohnsitz der Götter führt. — Batara Gana, bewacht alle Bösewichter in der Unterwelt und bringt die Götter nach dem Himmel. Er hat das Antlitz eines Elephanten. — Sang Jang Samadi. Er hat die Aufsicht über alle von den Menschen gehegten Wünsche. Seine Obliegenheit ist es, die menschlichen Bitten den Göttern vorzutragen. — Sang Jang Tankaro Bale und Bale Hawato sind die Thürsteher am Palaste des Batara Guru. Er wird als Riese dargestellt. — Sang Jang Kendari Brama, der Gott der Schmiede, ein javanischer Kyklop. Er wohnt zu Gato Lambok und ist groß und stark.

Unter den Göttern, welche vom Himmel abgeschieden sind und zu der Erde in besonderer Beziehung stehen, befindet sich auch Mahadewa, deren Bild zu Senga Sari bei Malang, in der Nähe eines lieblichen Tschati-Waldes gefunden wurde (vergl. S. 194). Die schönen, wellenförmigen Formen der Gestalt beurkunden die Blüte der javanischen Kunst. Leider fehlt bei der Figur das Haupt. — Sie ist die Göttin des Wachsthums und spendet dem Menschen reiche Ernten. Deshalb wird sie gewöhnlich mit einem Kranze von Pflanzen umgeben abgebildet.

Die Widadari oder Halbgöttinnen sind verschiedenen Göttern als Frauen beigegeben. Es gilt als besondere Gunst, wenn Batara Guru sie einem Gott schenkt.

Nach der Einführung des Islam durch Schech Ibn Mulana und andere Araber (vom Jahre 1374 n. Chr. an) erlosch mit dem alten Kultus auch großentheils die Bau- und Bildhauerkunst der Javanen, von deren Ausbildung die herrlichen Ruinen der alten Tempel ein rühmliches Zeugniß ablegen. Zugleich bereitete sich mit der Einführung der neuen Religion ein politischer Umsturz vor.

Das alte Reich Modschopahit, dessen Fürsten, aus dem uralten von den Göttern hergeleiteten Stamme, mehrere Jahrhunderte hindurch den Thron behaupteten, wurde in seinen Grundfesten erschüttert. Die zahlreichen Vasallen und ein großer Theil der Unterthanen traten zum Islam über und gaben zum Theil die von der alten Religion gebotene Verehrung der von den Göttern abstammenden

Fürsten von Mataram auf. Der Anfang des politischen Sturzes des javanischen Reiches datirt sich von der Einführung des Islam. Denn Staat und Kirche sind bei den Javanen innig verschmolzen und dem frommen Sinn der gedrückten Unterthanen verdankten die in zügelloser Willkür regierenden Fürsten den beharrlichen Gehorsam, welchen man nur dem Göttersohne unverdrossen schenkte. Im Jahre 1478 wurde das Reich von Modschopahit gestürzt, die Hauptstadt gleiches Namens zerstört, und auf den Trümmern des alten Staates erhoben sich mehrere kleine Fürstenthümer, deren Herrscher den Glauben Muhameds angenommen hatten. Solche Staaten waren: Grisse, Pajang, Demak, Cheribon, Jakatra, Bantam, Samarang und Bankalang. Die Fürsten nannten sich nicht nur wie die alten Könige von Modschopahit Susuhunan und Gede (der Große), sondern nahmen auch den modernen Namen Sultan an.

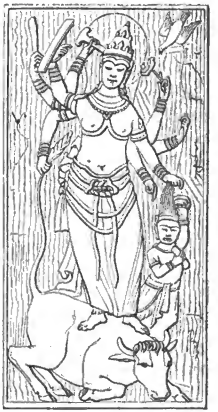
Bald aber erhob sich der Sultan von Mataram, der in der neuerbauten Stadt dieses Namens residirte und aus dem alten Fürstenhause von Modschopahit stammte, und unterjochte alle seine Rivalen; auf ihn hatte sich, trotzdem der alte Glaube untergegangen war, die Verehrung der Javanen fortgepflanzt, da er als Abkomme der alten Götter galt. Die Blüte des Reiches von Mataram war nur von kurzer Dauer, und als die Holländer im Jahre 1596 zuerst in Bantam ankamen, war die Macht der Herrscher von Mataram schon im Abnehmen.

Göttin Mahadewa.

Doch trotz der Einführung des Muhamedanismus haben die Javanen noch Vieles von der alten Religion beibehalten, und so wie bei uns Deutschen noch in tausenderlei Beziehungen das alte germanische Heidenthum in die Lehre Christi hineinspielt, so erinnert sich auch noch, wiewol dunkel, der Javane der alten Götter. Auch die Zeitrechnung der Javanen stammt aus der muhamedanischen Periode. Nach Art der Buddhisten theilen sie noch jetzt den Tag, das ist die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, in zehn Theile. Die Zeit von 5 bis 6 Uhr Morgens heißt Bijar raina. Von 6 bis 7 Uhr Sihadschia, Sonnenaufgang; von 7 bis 10 Uhr Rame Bazar, Zeit nach den Bazar zu gehen; von 10 bis 11 Uhr Wisan Gawe, Zeit der Ruhe; von 11 bis 12 Uhr Lingsir Wetan, Anfang der westlichen Richtung (der Sonne); von 12 bis 1 Uhr Tangange; von 1 bis 3 Uhr Lingsir Kulon, westliche Neigung; von 3 bis 5 Uhr Asur; von 5 bis 6 Uhr Tangang gunong, die Sonne ist hinter den Bergen; von 6 bis $^1/_2$7 Uhr Saput Rumi, die Dämmerung. Außerdem wird der Tag sammt der Nacht in fünf Waktu vertheilt, von welchen jede einer Gottheit gewidmet ist. Die fünf Gottheiten aber wechseln täglich in ihrem Antheil am Tage, so daß jedes Mal am sechsten Tage die Folge wie am ersten ist.

Die fünf Gottheiten, denen täglich je eine Waktu zukommt, sind: Batara Guru, Batara Wischnu, Batara Brama, Dewi Esri, Batara Kola. Nach den alten Ueberlieferungen des buddhistischen Kultus bringen die genannten fünf Gottheiten auch verschiedene Grade des Glückes, und die während der Zeit ihrer Herrschaft unternommenen Reisen richten sich nach ihrem Einflusse. Batara Guru bringt Glück, Wischnu ist weder glücklich noch unglücklich, Brama besonders unglücklich, Esri wieder glücklich, Kala der unglücklichste von allen. Die muhamedanischen Priester und die im Muhamedanismus erzogenen Javanen nehmen von der genannten Tageseintheilung keine Notiz, sondern theilen den ganzen Tag in fünf Abtheilungen, von welchen jede für ein besonderes Gebet bestimmt ist.

Was nun die alte javanische Eintheilung der Zeit in Wochen, Monate und Jahre betrifft, so habe ich darüber Folgendes erfahren. Bemerkenswerth ist, wie ein Zeitabschnitt von 7 Tagen bei fast allen civilisirten Nationen des Alterthums bis auf den heutigen Tag als besondere Zeitperiode sich wiederholt und dasselbe ist auch bei den Javanen der Fall; ihre 7 Wochentage heißen: **Sukra** Freitag, **Tumbak** Samstag, **Diti** Sonntag, **Sana** Montag, **Angara** Dienstag, **Buda** Mittwoch, **Reipati** Donnerstag. Das alte buddhistische Jahr hatte **362** Tage und war in 12 Monate eingetheilt. Mit diesem Jahrescyklus, welcher noch heute in den Centralländern gebraucht wird, war jedoch die buddhistische Zeitrechnung noch nicht abgeschlossen, sondern sie wurde nach dem Sonnenjahr nach Verlauf von 8 buddhistischen Jahren gerichtet. Es wird nämlich alle 8 Jahre ein Widnu-Jahr, eine Art Schaltjahr, gerechnet, welches einen Monat mehr als die übrigen zählt, so daß dieser Monat als Ergänzung zu dem nur $3^1/_4$ Tage zu kurzen gewöhnlichen Jahre dient.



Göttin Durga (Siva's Gemahlin).

Aber auch mit dem achtjährigen Cyklus ist die altjavanische Zeitrechnung noch nicht abgeschlossen. Es wiederholen sich sechs solcher Cyklen, deren jeder wieder einen eigenen Namen hat und welchen wieder eine verschiedene Zahl Tage beigezählt wird. Wie groß nun die Zahl der Tage ist, welche den verschiedenen Zeitperioden hinzugefügt wird, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Man sagte mir, es komme solches auf den „Naptu" an. Naptu aber bedeutet „geheime Bezeichnung." Wahrscheinlich war und ist es noch jetzt den unterrichteten Priestern anheimgestellt, die Zeitrechnung genau mit dem Sonnenlaufe in Einklang zu bringen. — Es existirt noch eine Zeitrechnung, welche eine Periode von 30 **Wuuk** oder Wochen umfaßt, die sich auf eine in Java ziemlich bekannte Legende stützt und auch in den alten Handschriften aufgezeichnet findet. Diese Legende erinnert an die Mythe von Oedipus; unmöglich ist es nicht, daß zwischen der javanischen und griechischen Sage ein Zusammenhang besteht.

Die Sage von Watu Gunong, dem javanischen Oedipus, lautet folgendermaßen: Es waren zwei Götter, Bruder und Schwester. Ersterer war der ältere und hieß Basa Endara und die Schwester hieß Dewi Endari. Sie liebten sich gegenseitig, und da sie im Himmel nicht beisammen sein konnten, so stiegen sie zur Erde auf den Gunong Alit (kleiner Berg), wo sie zwei Töchter zeugten, die Dewi Sinta und Dewi Landep hießen. Als diese erwachsen waren, gingen die Eltern wieder in den Himmel, aber den Töchtern erging es elend; sie litten Noth und fasteten beständig auf dem genannten Berge.

Zu jener Zeit lebte ein Pandita (Halbgott) Namens Arsi Gana, den man zu einer Heirath zwingen wollte. Da er sich hierzu nicht entschloß, stieg er zur Erde hinab und fastete. Einst träumte er, daß er sich bei Dewi Sinta und Landep befand, und für Beide in Liebe entbrennend, begab er sich auf die Reise, um sie zu suchen. Er fand die zwei Schwestern auf dem Berge Alit. Der Pandita erklärte ihnen seine Liebe, doch die beiden Frauen hatten wegen der bereits verblühten Jugend des Pandita keine Lust, seinem Verlangen zu willfahren. Da aber ein Mann immer stärker ist als eine Frau, so zwang der Pandita die beiden Frauen zur Ehe; doch wußten diese sich seinen Lüsten zu entziehen. Endlich durch feurige Liebe angetrieben, sagte der Pandita zu seiner Frau Sinta: „Theure Sinta, wenn ich dich nur einmal umarmen könnte, so wollte ich sogleich sterben, doch du wirst durch mich einen schönen Sohn empfangen, den du Watu Gunong nennen wirst." Als nun Sinta einst in festen Schlaf verfiel, verschwand Arsi Gana in ihrem Körper, und Dewi Sinta wurde schwanger. Nach bestimmter Zeit gebar sie einen Sohn, den sie dem Befehle des Pandita gemäß Watu Gunong nannte. Er wuchs sehr schnell heran und aß ungemein viel Reis, den er keinen Augenblick entbehren konnte. Als er wieder einmal seine Mutter um Reis bat, schlug diese ihm aus Ungeduld mit dem Reislöffel auf den Kopf, wodurch er eine tiefe Wunde erhielt. Nun lief er in den Wald, wo ein Geist wohnte, der ihm Arzeneien gab, um seine Wunde zu heilen. Als er genesen war, ging er von einem Dessa zum anderen und bettelte bei den Bewohnern Reis. Er erhielt auch von Jedem eine Gabe. Dann gründete er selbst ein Dorf, Namens Sela-Grimping, das durch die vielen Menschen, welche sich um Watu Gunong scharten, zur Stadt heranwuchs, deren Gebieter er wurde.

Zu jener Zeit lebte in Tangala ein Fürst, Namens Arsi Tama Brama Radscha. Dieser hörte, daß auf dem Berge Lepit zwei sehr schöne Frauen wohnten, welche die Lebensweise eines Pandita angenommen hatten, mit Namen Dewi Dari und Dewi Dara. Schon mehrere Panditas, die um ihre Hand anhielten, hatten sie zurückgewiesen, und auch Arsi Tama bekam eine abschlägige Antwort, als er sich um sie bewarb. Um weiteren Anforderungen zu entgehen, begaben sich beide Göttinnen nach Giling Wesi, aber Arsi Tama folgte ihnen auch dahin.

Während dieses geschah, träumte einst Watu Gunong, daß er mit zwei starken Männern zu Tische saß; ihm zur Seite aber waren zwei Widadari (himmlische Frauen). Als er erwachte, fühlte er starke Liebe für diese Frauen. Deshalb frug er seine Reichsbeamten, welche Auslegung er diesem Traume geben

müsse. Einer von ihnen antwortete: „Mächtiger Fürst! Zu Giling Wesi befinden sich zwei Frauen, welche als Panditas leben, die aber von einem Fürsten jenes Landes in Obhut gehalten werden.“ Darauf begab sich Watu Gunong mit 300 Kriegern nach Giling Wesi. Auf dem Wege dahin begegnete er dem Pati (Reichsverweser) von Giling Wesi, der ihm sagte, daß Arsi Tama die dortigen Bewohner überfallen und diese geschlagen hätte. Sollte es aber ihm (dem Watu Gunong) gelingen, jenen Feind zu tödten, so würde er als Belohnung die beiden Frauen erhalten. Watu Gunong, dem dies vollkommen in seine Pläne paßte, ging hierauf ein und begann sogleich ein Gefecht mit Arsi Tama, welches auf beiden Seiten mit Heftigkeit geführt wurde. Endlich erhielt Arsi Tama einen so kräftigen Faustschlag von Watu Gunong, daß er todt zur Erde fiel. Der Fürst von Giling Wesi hörte das Freudengeschrei des Volkes, wußte es aber nicht zu deuten, denn man berichtete ihm irrthümlich, daß Arsi Tama in Anzug sei. Er nahm hierauf in voller Wuth sein Schwert, und als Watu Gunong herankam, hielt er diesen für Arsi Tama und schlug mit dem Schwert auf ihn. Watu Gunong aber war unverwundbar, dennoch aber fühlte er von dem Schwertstreich Schmerz und schlug, in Zorn entbrannt, dem Fürsten von Giling Wesi beide Arme und Beine ab. Als dieser in Folge der Wunden starb, ließ sich eine Stimme vom Himmel vernehmen: „Watu Gunong, ihr habt mich mißhandelt, deshalb werdet ihr einst auf eben solche Weise sterben, der Dewa Dschemani wird das Rachewerk vollbringen.“

Watu Gunong wurde hierauf Fürst von Giling Wesi und heirathete die beiden Frauen Dewi Dari und Dewi Dara. Beide gebaren mehrere Söhne und Töchter, deren Zahl sich auf 27 belief.

Watu Gunong befestigte nun seine Regierung und stellte seine Söhne an die Spitze der Truppen. Er war ein unternehmender Mann und schlug einst seinen Reichsbeamten vor, innerhalb 40 Tagen eine eiserne Stadt zu bauen. Doch kaum hatte er diesen Vorschlag gemacht, als sich eine Stimme vom Himmel vernehmen ließ, daß er dieses Vorhaben nicht zur Ausführung bringen würde, wenn er nicht aufrichtige Gebete an Batara Guru richtete und sich eine geraume Zeit hindurch des Essens, des Schlafes und der Frauen enthielte. Watu Gunong willfahrtete der himmlischen Forderung und brachte die Stadt in dem Zeitraum von 7 Jahren zu Stande.

Einst schlief Watu Gunong, während seine Frau Dewi Dara ihm das Ungeziefer vom Kopfe ablas. Da sah Dewi Dara die Narbe, welche dem Watu Gunong durch den einst von seiner Mutter erhaltenen Schlag mit dem Reislöffel geblieben war. Als er erwachte, fragte ihn seine Gemahlin nach dem Ursprung dieser Narbe. Er erzählte hierauf das Geschehene, und Dewi Dara entdeckte dadurch zu ihrem Schrecken, daß sie mit ihrem eigenen Sohn verheirathet war. Denn die Dewi Dara und Dewi Dari waren die beiden Frauen, welche einst unter den Namen Sinta und Landep auf dem Berge Alit lebten.

Beide waren über die traurige Entdeckung äußerst beschämt und dachten auf ein Mittel, ihren Gemahl in's Verderben zu stürzen, damit ihre Schande nicht

an's Licht käme. Um zu ihrem Zweck zu gelangen, sagten sie Beide, daß es ihnen angenehm wäre, wenn Watu Gunong eine Widadari zur Gemahlin nähme. Ueber diesen zu seinem Verderben gemachten Plan berieth er mit seinen Söhnen und Beamten, worauf er seinen Sohn Prang Pakat mit einem Brief an den Gott Sang Jang Giri Nata nach dem Himmel sandte. In diesem Schreiben standen zwei Räthsel, welche Watu Gunong der ganzen Götterversammlung zur Lösung vorlegte.

Das eine Räthsel lautete: **Adikih awo adaka, adak awo Adikih.** (Vom Kleinen kommt das Große, vom Großen kommt das Kleine.) Das zweite Räthsel bestand darin, daß er zwei Vogelköpfe sandte und aufgab, man möge bestimmen, welcher Kopf vom einem Männchen und welcher vom einem Weibchen stamme. Ferner machte er zur Bedingung, daß, wenn die Götter die aufgegebenen Räthsel nicht lösen könnten, er die Macht haben solle, sie Alle zu vernichten, dem Sang Jang Giri Nata auf den Thron zu folgen und die Widadari zu Frauen nehmen zu können. Würde aber die Lösung gefunden, dann solle man ihn und sein ganzes Haus vernichten.

Im Himmel entstand darüber ein großer Lärm, zugleich wurde ruchbar, daß ein Sterblicher seine Mutter und seine Tante geheirathet habe. Der Gott Sang Jang ließ Wischnu sagen, daß er wieder aus der Verbannung zurückkehren dürfe, wenn er den Watu Gunong tödten wolle. Wischnu löste nun die Räthsel folgendermaßen: Das erste bedeutet die Wassermelone Semanka und der Baum Waringin. Die Melone ist eine große Frucht und kömmt von einer kleinen Pflanze; der Waringin aber ein großer Baum, der eine ganz kleine Frucht hat.

Der Kopf des Männchens ist härter als der des Weibchens, darum findet eine Feder, die man durch die Ohren hindurchsteckt, bei ersterem Widerstand, während sie bei dem letzteren ungehindert eindringt. Sang Jang that so und löste damit auch das zweite Räthsel. Prang Pakat, der Ueberbringer des Briefes, war hierüber nicht wenig erstaunt und entfernte sich aus Scham, ohne Abschied zu nehmen. Alle Götter aber sandten ihm ihren Spott nach.

Sang Jang gab nun Befehl, zu den Waffen zu greifen und nach Giling Wesi zu ziehen. Watu Gunong saß in der Versammlung mit seinen Söhnen und Reichsbeamten, als Prang Pakat mit dem traurigen Berichte ankam, daß die Bitte um die Hand einer Gattin abgewiesen sei und daß sein Vater selbst kommen müsse, wenn er darauf bestehe, die Widadari (Sri Sekandi) zur Frau erhalten. Watu Gunong, sehr erzürnt, rief aus: „Kein Fürst weicht von dem einmal gefaßten Entschluß!" Darauf entstand ein blutiger Krieg, in dem wol viele Menschen, aber keiner der unsterblichen Götter das Leben verlor. Batara Wischnu konnte Watu Gunong auch nicht das Leben rauben, da dieser unverwundbar war. Da ward Wilawuk, ein Sohn des Batara Wischnu, gewählt, auf Mittel zu sinnen, wie man den Watu Gunong tödte, denn Wilawuk hatte die Künste des Teufels erlernt und konnte seine Person verändern. Er begab sich nach Giling Wesi in Gestalt einer Schlange und kroch in das Bett des Watu Gunong. Auch die beiden Frauen Dewi Dara und Dewi Dari waren anwesend, und Watu

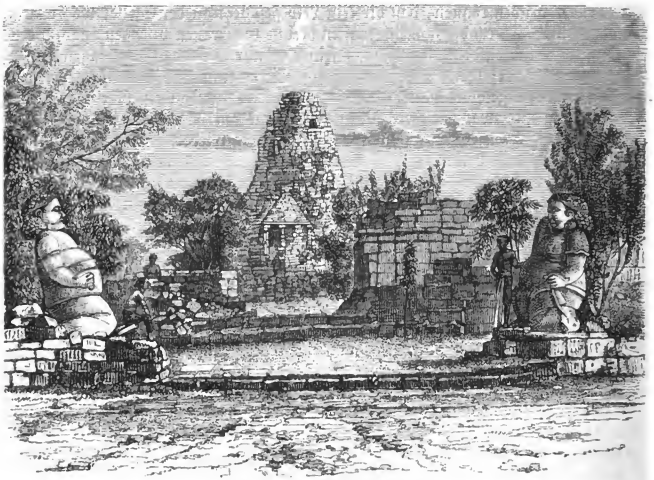
Gunong glaubte, daß die Götter ihm nichts zu Leide thun könnten. Dewi Dari aber fragte ihren Gemahl, was denn eigentlich seinen Tod verursachen könnte, der Fürst aber antwortete ausweichend: „Meine Liebste, weshalb fragst du mich über Dinge, die ich geheim halten muß? Wenn ein Mann solche Dinge, die geheim bleiben müssen, einer Frau offenbart, so können die Folgen nur nachtheilig sein.“ Die beiden Frauen jedoch, begierig darauf, das Geheimniß zu erfahren, sagten: „Großer Fürst! Kein Gott kann sich mit dir messen. Wenn du uns aber lieb hast, so offenbare uns das Geheimniß, damit wir ruhig im Gemüthe sind, und darüber wachen können, daß dir kein Leid geschieht an der Stelle, wo du verwundbar bist.“ Durch die schmeichelhaften Reden der Frauen bewogen, gab Watu Gunong nach und entdeckte ihnen, daß sein Tod nur durch das Abschlagen seiner Arme und Beine erfolgen könne, gerade so, wie er einst den ehemaligen Fürsten von Giling Wesi getödtet hatte. Auch könne dieses nur an einem Angara Kasi oder Dienstag und zwar zur Zeit, wenn die Sonne am höchsten stehe, geschehen. Sobald Wilawuk dieses vernommen hatte, kroch er wieder in Schlangengestalt aus der Stadt und berichtete dem Batara Wischnu, was er ausgekundschaftet, worauf dieser mit seinen Söhnen auszog, um Watu Gunong zum zweiten Male zu bekämpfen. Diesmal war der Erfolg ein anderer, denn Watu Gunong und alle seine Söhne wurden getödtet. Die Frauen Landep und Sinta aber weinten sehr, als sie die Nachricht vom Tode ihres Mannes und ihrer Söhne vernahmen.

Hierauf sandte Sang Jang Giri Nata den Gott Arsi Narada zu den beiden Frauen, um nach der Ursache ihrer Klage sich zu erkundigen. Diese baten, daß sie mit ihrem Manne Watu Gunong und den 27 getödteten Söhnen in den Himmel aufgenommen werden möchten. Der Gott entsprach ihrem Verlangen und nahm jeden Sonntag dem Alter nach einen der Erschlagenen in den Himmel auf, so daß Watu Gunong zuerst und zuletzt der jüngste Sohn unter die Götter versetzt wurde, worauf die beiden Frauen folgten.

Hiernach ist die Zeitrechnung der 30 Wukus eingesetzt worden. Eine jede Wuku ist einem andern Gott oder einer Göttin gewidmet. Sie sind in Bezug auf das Gelingen verschiedener Unternehmungen ungleich glücklich. Auch das Schicksal der in einem bestimmten Wuku geborenen Kinder hängt von der diesem Zeitabschnitt vorgesetzten, mehr oder weniger Glück bringenden Gottheit ab. Ebenso führt man die Eintheilung der Monate in dreißig Tage auf diese Mythe zurück.

Sprechendes Zeugniß für die alten religiösen Verhältnisse der Javanen legen auch die vielen auf der Insel zerstreuten Ruinen und Alterthümer ab, denen wir hier, nachdem bereits die Tempelruinen von Boro Budur und die Ueberreste der ehemaligen Hauptstadt Modschopahit geschildert wurden, unser besonderes Augenmerk zuwenden wollen. Die bisher auf Java gemachte archäologische Ausbeute ist ungemein reich gewesen. Nicht nur die großartigen alten Bauwerke, sondern auch die vielen Steinfiguren, die Erzabgüsse von Gottheiten, die Inschriften in Stein und Kupfer, die alten Münzen wurden genau beschrieben und abgebildet, so daß wir uns eine ziemlich vollständige Vorstellung von der alten javanischen Kultur in

dieser Beziehung machen können. Diese Forschungen wurden erst im Beginne unseres Jahrhunderts angestellt; doch bevor dies geschah, lagen die alten Skulpturreste unter Schutt und Mauertrümmern begraben, man kannte sie nur der Sage nach. Ohne ihre Kenntniß jedoch konnte man über die alte Geschichte und die alten Zustände Java's vor der Zeit der Einführung des Islam nur mangelhaft urtheilen. Die Größe ihrer eigenen Vorfahren, die Werke, welche sie geschaffen, waren den heutigen Javanen unbekannt, und nur einzelne, von ihnen selbst mißverstandene Traditionen hatten sich erhalten.



Tempelruinen von Brambanam.

Unter diesen Monumenten zieht vor Allem der Tempel von Brambanam im Distrikte Mataram unsere Aufmerksamkeit an. Als im Jahre 1797 ein holländischer Ingenieur nach Klaten ging, um dort ein Fort zu errichten, kam er zwischen den beiden Hauptstädten Surakarta und Dschokdschokarta auch nach dem Platze, auf welchem sich diese majestätischen Ruinen erheben, von denen damals jedoch noch keine Beschreibung vorhanden war. Es verursachte ihm große Schwierigkeiten, den Schutt und die reiche Pflanzendecke zu entfernen, damit er die Ruinen zeichnen konnte. Die Gleichgiltigkeit der Eingeborenen gegen dies herrliche Werk ihrer Vorfahren war eben so groß gewesen, wie jene ihrer muhamedanischen Besieger. Sie hatten nichts gethan, um die Tempelbauten gegen die Unbill der Witterung zu schützen; mächtige Bäume wuchsen zwischen diesen in die Höhe, drängten mit

ihren kräftigen Wurzeln das alte Mauerwerk auseinander und deckten es wieder mit ihrem dichten Laubdache, damit der Beschauer die Zerstörung nicht gewahr werde, welche Zeit und Elemente hier verursacht hatten. Aber immer noch blickten die Eingeborenen mit einer Art Ehrfurcht auf die alten steinernen Gottesbilder; den Tempel selbst hielten sie für das in einer Nacht errichtete Werk eines höheren Wesens. Doch hielt sie leider dieser Glaube nicht ab, sich Bausteine, so viel sie brauchten, aus den Ruinen zu holen, so daß diese immer mehr in Verfall geriethen. Aber das Vorhandene genügt immer noch, den Stil der Architektur erkennen zu lassen und die alten verstümmelten Skulpturen zu bewundern.

Etwa ein halbes Stündchen abseit von der die beiden Orte Surakarta und Dschokdschokarta verbindenden Straße zieht sich bei dem Dorfe Brambanam eine Hügelkette hin, und auf dieser erheben sich, etwa hundert Ellen von dem Zollhäuschen entfernt, die Ruinen des Tschandi kobon Dalam. Von den alten Umfassungsmauern ist keine Spur mehr vorhanden, doch haben die Eingeborenen die benachbarten Felder mit Steinen umsäumt, die dem Tempel entnommen wurden. Vierzig Schritte westlich vom Tempel standen zwei jetzt zerstörte Kolossalbildsäulen von Stein, welche die Hüter vorstellten. Sie waren jede aus einem einzigen Steinblocke gearbeitet und sieben Fuß hoch, wovon allein auf den Kopf zwei Fuß kamen. Das Portal ist nur drei und einen halben Fuß breit, jedoch zehn Fuß tief, woraus, wenn man noch zwei Fuß für an beiden Seiten abgebröckeltes Gestein hinzurechnet, sich eine Mauerstärke von zwölf Fuß ergiebt. Durch die Thüre gelangt man in einen viereckigen Raum, dessen Boden ganz mit Schutt überdeckt ist, da die Decke theilweise einstürzte. Die Höhe des ganzen Gebäudes beträgt 28 Fuß.

Eine der acht Steinfiguren vom Tempel Brambanam.

Das Dach des Tempels wird durch eine viereckige Pyramide von 14 Fuß Höhe gebildet; es ist aus Steinen erbaut, die treppenförmig übereinander eingefügt sind. Der Bau ist ohne allen Mörtel oder Lehm ausgeführt worden, das Material bilden große behauene Steine. Das ganze Gebäude ist höchst einfach und ohne allen Skulpturenschmuck errichtet, und nur die beiden steinernen Thorhüter dienen als Zierrath.

Diese Rechas oder Träger sehen trotz ihrer Bewaffnung und ihrer Größe doch recht gutmüthig aus, und wenn sie Unberufene von der Schwelle zurückschrecken sollen, so verfehlen sie jedenfalls ihren Zweck. Ihr Haar ist gescheitelt und auf dem Schopfe zu einem Knoten zusammengebunden. Große cylindrische Ohrringe, wie sie die javanischen Frauen tragen, schmücken die Ohren, Perlenschnüre Hals und Arme. Der Schurz, welcher bis zu den Knieen reicht, wird durch eine Kette von

viereckigen Gliedern am Körper festgehalten. Die Bewaffnung machen Dolch und Keule aus. In der linken Hand halten sie eine Schlange, welche sich um den Körper herumwindet und nach der Brust züngelt. Die Stirn der Kolosse ist sehr niedrig, doch breit; die großen Augen sind rund und vorstehend, die Lippen dick. Der offene Mund zeigt eine Reihe Hundszähne. Trotz aller dieser schrecklichen Attribute liegt ein gutmüthiger Ausdruck im Gesichte dieser Steinfiguren.

Nördlich von dem Dorfe Brambanam erheben sich, zwischen Büschen und Bäumen versteckt die Tempel der Loro Dschongrang, deren genaue Anzahl sich in Folge der vielfach an ihnen verübten Zerstörungen nicht mehr mit Sicherheit angeben läßt. Sie sind in drei Reihen vertheilt, die von Norden nach Süden verlaufen. Jeden Freund der Kunst muß bei ihrem Anblick eine tiefe Betrübniß überkommen, wenn er bedenkt, wie diese alten Glanzbauten dem sichern Untergange zueilen und wie die Kunst, welche sie errichtete, zugleich mit dem Glauben, dem sie geweiht waren, dahinschwand.

Die Tempel der Dschongrang bestanden ursprünglich aus mindestens zwanzig getrennten Gebäuden. Sechs große und zwei kleine Tempel standen in der inneren Mauer und um diese herum bildeten zwölf kleine ganz gleichartige Tempelchen ein Viereck. Beim Eintritt erblickt man zunächst rechter Hand einen kleinen runden Tempel, welcher sich auf einer Terrasse erhebt, dessen Dach aber leider zerstört ist. Der untere Theil zeigt fünf Nischen, in denen Löwen liegen. Guirlanden, belebt von Papageien, kleine Pfeiler und Säulen, Ornamente der verschiedensten Art, füllen die Zwischenräume der Nischen aus. Diesem Tempel stand auf der Nordseite ein gleicher gegenüber, der jetzt aber nur einem unordentlichen Steinhaufen gleicht.

In einem ähnlichen Zustande des Verfalles befindet sich auch der größte, 90 Fuß hohe Tempel und die fünf andern mit ihm verbundenen größeren Bauten. Ueber einen großen Schuttberg gelangt man zum Eingange, der aus behauenen Steinen gebildet wird, die ohne Mörtel zusammengefügt sind. Ihm gegenüber steht das Bildniß der Göttin Loro Dschongrang (vergl. S. 195). Die sechs Fuß hohe Statue ist noch außerordentlich gut erhalten, sie ist glatt und zeigt sogar noch die Politur des Steines. Noch heute bringen die Javanen dieser Göttin Blumen und Kokosnüsse als huldigende Opfer dar, denn nach den Vorstellungen der brahmanischen Lehre übte sie großen Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen, sowie überhaupt auf die schöpferische Kraft der Natur aus. Ihr eigentlicher Name ist Durga, doch führt sie noch die Benennungen: Bhawani, Dewi, Soka, Juggudumba, Mahamya, Lutala, Phulmuttis und Mata. Sie ist die Gemahlin Siwah's und wird stets mit acht Armen dargestellt. Unter ihr liegt der bezwungene Stier (Mahesa), dessen Todeswunde noch im Nacken sichtbar ist. Mit einem ihrer rechten Arme hält sie dessen Schweif; die andern rechten Arme führen Waffen; die linken Arme halten Blumen und Tauben, zum Zeichen, daß Durga über Pflanzen- und Thierreich zu gebieten hat; einer derselben faßt aber den bösen Geist Asura bei den Haaren und hält ihn fest, damit er nicht schaden könne. Der Oberkörper der Göttin ist nackt, während die untere Hälfte bedeckt ist. Ein Diadem ziert das Haupt, Perlenschnüre die Arme. Das Gemach, in welchem das Bild der Loro Dschongrang

steht, ist zehn Fuß hoch und am Sims mit vielen Skulpturen geschmückt. Das Dach darüber wird durch eine gleichfalls zehn Fuß hohe vierseitige Pyramide gebildet.

Der zunächst nach Westen liegende Tempel ist mit einer Menge kleiner menschlicher Figuren auf der Außenseite geziert, die alle verschiedene Formen und Stellungen zeigen, ganz ähnlich wie an den Ruinen von Boro Budur. Der innere Raum gleicht dem des Tempels der Göttin Durga, an ihrer Stelle finden wir jedoch hier ein vollständiges und gut erhaltenes Steinbild des Batara Guru. Würdevoll sitzt er mit untergeschlagenen Beinen auf einem Thronsessel. In den vier Händen hält er eine Banane, eine Perlenschnur, eine Blume und eine Schale, in welche er das Rüsselende seines Elephantenkopfes hineinsteckt. Eine Schlange schlingt sich um seine Brust. Die hohe Mütze ist mit dem Todtenkopf und einem Halbmond geziert, wie denn überhaupt die ganze Kleidung eine reiche Ornamentik zeigt. Die einzige Beschädigung, welche dieses aus einem Steinblock gemeißelte und fünf und einen halben Fuß hohe Götzenbild zeigt, ist der Verlust der beiden Stoßzähne.

Der dritte weiter südlich liegende Tempel ist arg verwüstet, die eine Seite ist ganz eingestürzt; im Innern befindet sich eine ganz verstümmelte Statue des Siwah.

Wenn man im Mittelpunkte des Ruinenfeldes anlangt und die Phantasie etwas zu Hilfe nimmt, so kann man sich auch noch die Grundform des Ganzen vergegenwärtigen. Die Tempel waren in vollständiger Kreuzform angelegt. Zu jedem führten Treppen hinauf, die aber nun verschwunden sind. Am traurigsten sehen die drei großen Tempel der Ostseite aus; sie waren alle sehr hoch und viereckig — aber nur die mächtigen Schutthaufen geben Zeugniß von ihrer einstigen Ausdehnung. Verschwunden ist auch das Bildniß des Brahma, das sicherlich den Mittelpunkt des ganzen Heiligthums einnahm.

Schreitet man von dieser Tempelgruppe der Loro Dschongrang etwa tausend Schritt weiter nach Nordosten, so kommt man zu den noch weit großartigeren Tausend Tempeln oder Tschandi Sewu. Schon von ferne sieht man eine hohe, mit Blätterwerk und Gesträuch überwachsene Pyramide über eine Menge kleiner Gebäude emporragen, die sich alle im Zustande des Verfalles befinden. Kommt man näher, so erblickt man auch hier zwei riesenhafte steinerne Thorwächter, welche jedoch ganz anderer Art als die des Loro Dschongrang-Tempels sind. Die Gestalten sind knieend dargestellt, und ihre erhobene Keule scheint den Fremden zu bedrohen, der jedenfalls über den ungeheuer großen Bauch dieser Wächter verwundert ist. Die Totalhöhe der Figuren ist neun Fuß, doch diese Größe ist es nicht allein, welche sie auszeichnet. Bemerkenswerth ist, daß die ganze Physiognomie der Statuen eine andere ist, als die, welche uns sonst bei Bildwerken in Indien oder auf dem asiatischen Archipel entgegentritt. Die spitze Nase tritt sehr weit hervor, der mit Hundszähnen versehene Mund ist von einem Schnurrbart überschattet, und die Haare sind, ganz abweichend von ähnlichen Bildwerken, in Locken gekämmt, so daß es fast scheint, als habe der Künstler, der sie schuf, damit eine Perrücke andeuten wollen. Die Kleidung ist die gewöhnliche der Hindu. Die Lungota deckt den Unterleib, sie wird durch einen aus viereckigen Gliedern zusammen-

gesetzten Gürtel gehalten, in welchem ein breiter Dolch steckt. Die Rechte hält die Keule, mit der Linken faßt jede dieser Gestalten eine Schlange. Genau diese Beschreibung paßt noch auf acht andere Statuen, die gleich den erwähnten die verschiedenen Eingänge der „Tausend Tempel" bewachen.

Der Grundplan dieser Tempel zeigt ein nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Viereck von 540 Fuß Länge an jeder Seite. Ein eigentlicher Außenwall fehlt, dagegen bilden 296 kleine Kapellen oder Tempelchen fünf regelmäßige, in einander geschachtelte Parallelogramme. Das äußere besteht aus 84, das zweite aus 76, das dritte aus 64, das vierte aus 44 und das fünfte, innerste Parallelogramm aus 28 Tempelchen.

Eins dieser Tempelchen ist genau so gebaut wie das andere. Jede Seite derselben ist elf und einen halben Fuß lang. Das Innere enthält ein Gemach von sechs Fuß im Geviert, zu dem eine einzige Thüre führt, und dieser gegenüber sitzt auf einem Throne die Figur der Gottheit, welcher der Tempel geweiht ist. Die Wände des innern Theiles sind nackt und glatt, ebenso die Pyramide, welche das Dach bildet. Den Schluß des achtzehn Fuß hohen ganzen Gebäudes macht ein kuppelförmiger Aufsatz. Am untern Theil des Tempels dagegen erblicken wir einen reichen Figurenschmuck, welcher der Hindu-Mythologie entnommen und von Ornamenten umsäumt ist. Alle diese kleinen Tempel zeigen höchst lustige und graziöse Formen, welche wohlthuend auf das Auge wirken; nur das viele, lustig aus den Rissen und Spalten hervorgrünende Buschwerk stört den Gesammteindruck, während es anderseits jedoch diesen alten Bauten einen romantischen Anstrich verleiht.

Hat man sich durch alle fünf Tempelvierecke hindurchgewunden, so gelangt man zu dem großen oder *Haupttempel*, welcher den Mittelpunkt des ganzen Werkes einnimmt und durch Reichthum der Ausschmückung sowol, als durch Größe alle 296 ihn umgebenden Tempel bei Weitem überstrahlt. Von jeder Himmelsgegend führt eine Flucht von vierzehn Stufen zu ihm hinauf, die an den Seiten mit Figuren geziert waren.

Die Form des Gebäudes ist, wie im Tempel der Loro Dschongrang, ein Kreuz. Durch ein fünf Fuß breites und fünf Fuß langes Portal tritt man in ein kleines Vorgemach, dessen Wände zwei kleine und eine große spitzbogige Nische zeigen; doch die niederen Gottheiten, die einst auf Thronsesseln hier saßen, sind nun verschwunden. Der Thron bestand immer aus einem einzigen Stein und war vorne mit einer Vase und vielen Blumen geziert. Durch eine vier und einen halben Fuß breite Thür und eine eben so dicke Mauer gelangen wir in ein zweites Gemach; die Wände desselben sind alle glatt und ohne Verzierung, nur die Thür, welche nach dem Innersten des großen Tempels führt, ist mit spiralförmigen, in einen Elephantenkopf auslaufenden Arabesken umgeben. Die Dächer dieser kleinen Vortempel oder Vorgemächer waren pyramidenförmig gestaltet; sie umgeben das Allerheiligste von Westen, Süden und Norden her, während man von Osten mittels einer Treppe durch ein hohes Thor unmittelbar in dieses gelangt. Wir treten ein in den Raum, der einst das Ziel manches müden Pilgers war, der hier vor Brahma seine Gebete

darbrachte, von dessen Statue aber auch hier keine Spur mehr aufzufinden ist. Dem großartigen Aeußern des Baues entspricht dies einfache Innere keineswegs. Die Wände bestehen aus grauen, schlichten Quadern; die ganze Höhe bis zur Spitze der das Dach bildenden achteckigen Pyramide beträgt 40 Fuß.

Von den 296 kleinen umgebenden Tempeln sind mindestens schon zwei Drittel zu bloßen Steinhaufen zerfallen, auf denen jetzt eine üppige Vegetation grünt. Vom dritten Viereck sind nur noch sechs große Erdhaufen übrig, welche die Mauerreste überdecken. Dazwischen stellen sich große Bäume, welche mit ihren Wurzeln die Hauptzerstörer des Bauwerkes sind, denn die Quadern selbst zeigen noch so frische und scharfe Kanten, als wären sie eben erst unter dem Meißel des Steinmetzen hervorgegangen. Ein großartiger Bananenbaum deckt viele der zerfallenen Tempelchen jetzt mit seinem mitleidigen Schatten. Was endlich die Zahl der in diesem großen Tempel von Brambanam aufgefundenen Götterbilder betrifft, so ist sie nur gering; die meisten sind im Laufe der Zeit zerstört worden oder liegen noch unter dem Schutte begraben.

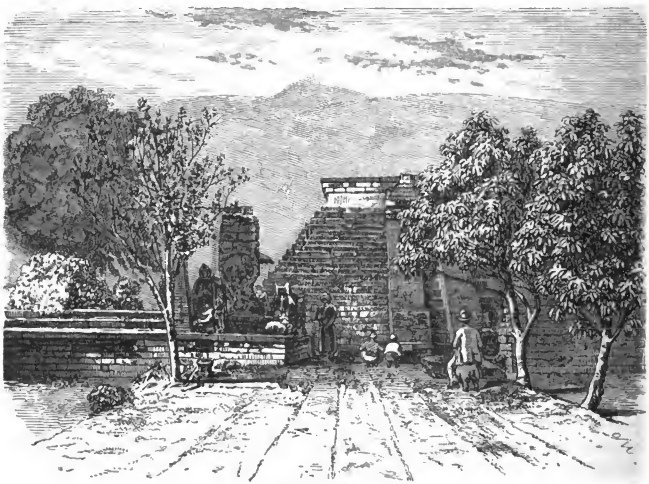
Man muß erstaunen über die Masse von Götterhäusern, welche die alten Hindu in dieser Gegend errichteten, denn nur wenige Minuten entfernt von den eben erwähnten „Tausend Tempeln" finden wir abermals vierzehn kleine Kapellen, die ein größeres Gebäude einschließen. Auch sie sind im Zustande des größten Verfalles und von Waringin-Bäumen überwachsen. Fragt man nach ihren Namen, so weiß der heutige Javane sie nur als Tschandi, Tempel, zu bezeichnen. Weiterhin, auf der Straße zwischen Brambanam und Dschokdschokarta, treffen wir auf die Ruinen der Tempel von Kali Bening und Kali Sari, welche uns gleichfalls einen hohen Begriff von der Kunst der alten Hindu geben, wenn auch eine ziemliche Gleichmäßigkeit und große Aehnlichkeit in allen diesen Bauten sich keineswegs verkennen läßt.

Von besonderem Interesse erscheinen uns die Ruinen von Suku, die sich freilich an Großartigkeit keineswegs mit jenen von Brambanam und Boro Budur messen können; aber die an ihnen angebrachten Skulpturen sind so sonderbar und phantastisch, daß sie auf ganz andere Künstler und auf eine abweichende Art der Gottesverehrung hinweisen, als die bisher erwähnte. Sie liegen im Osten von Surakarta, im Gebiete des erloschenen Vulkans Lawu, auf einem Trachithügel. Dort in einer Höhe von 4220 Fuß über dem Meere herrscht ewiger Frühling, dort gedeihen am besten die schlanken Teckbäume, die man gerade in der Nähe dieser Ruinen ihres trefflichen Bauholzes wegen häufig fällt.

Das Hauptgebäude dieses Tempels ist eine abgestumpfte Pyramide, die auf der höchsten von drei aufeinanderfolgenden Terrassen gelegen ist. Nahe bei ihr bemerkt man die Ruinen zweier Obelisken und einiger anderen nun zertrümmerten Bauwerke. Die Länge der Terrassen beträgt 175 Fuß; die Breite der ersten 80, die der zweiten 30 und die der höchsten 130 Fuß.

Durch drei Portale, von denen jedoch nur noch das äußerste steht, nähert man sich dem Tempel. Das zweite und dritte Portal sind nur noch in Trümmern vorhanden; das erhaltene erste zeigt jedoch einen sehr schönen Eingang von 16 Fuß

Höhe, deſſen Abſchluß ein ſchauderhaftes Fratzengeſicht macht, während auf der Innenſeite deſſelben die männlichen und weiblichen Glieder dargeſtellt ſind. An der Außenſeite treten uns merkwürdige Figuren entgegen, die etwas Karikaturenartiges zeigen und durchaus abweichend von den Figuren in Boro Budur und Brambanam ſind. Ein Mann mit großem, häßlich geformtem Kopfe verſchlingt ein Kind, während neben ihm ein Hund liegt, der aufpaßt, ob nicht Etwas für ihn abfällt. Dabei ſteht ein Baum, auf welchem ein Storch und ein taubenartiger Vogel ſitzen.



Ruinen von Sufu.

Dieſen Darſtellungen gegenüber finden wir einen laufenden, unförmig dicken Mann, welcher das Schwanzende einer ſich krümmenden Schlange im Munde hat. Darüber fliegt eine Art Sphinx in der Luft, deren menſchlicher Körper mit thieriſchen Gliedmaßen verſehen iſt. An der Nord- und Südſeite des Portals zeigt ſich ein koloſſaler Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der in ſeinen Klauen eine dreifach gewundene, gekrönte Schlange hält. Bei Betrachtung dieſer Skulpturen und der pyramidenförmigen Geſtalt des Haupttempels wird man unwillkürlich an Aegypten erinnert. Gleicht der Mann, welcher das Kind verſchlingt, nicht dem Typhon, der Storch nicht dem heiligen Ibis? Waren nicht Taube, Schlange und Adler Symbole der ägyptiſchen Gottesverehrung?

Wir schreiten weiter nach der ersten Terrasse zu. Auf ihr liegen massenhaft Skulpturen zerstreut, welche Menschen, Tiger, Elephanten, Ochsen und Reiter darstellen. Fünf Stufen führen nach der zweiten Terrasse, die gleichfalls mit Bilderresten und Mauersteinen bedeckt ist. Im Mittelpunkte der letzten Terrasse endlich, zu welcher man auf drei Stufen gelangt, steht der pyramidale Tempel. Seine Basis bildet ein vollständiges Viereck, das an jeder Seite 43½ Fuß lang ist. Stufenförmig steigt die Pyramide bis zu 17 Fuß Höhe an und endigt in einem fünf Fuß hohen senkrechten Aufsatz, welcher das flache Dach einschließt. Dieser erstreckt sich in einer Länge von 21 Fuß von Norden nach Süden und ist dabei 19 Fuß breit. Inmitten desselben befindet sich eine Erhöhung, mit einem runden Loche darin, das wahrscheinlich einstmals zur Befestigung einer Figur diente.

An der westlichen Seite steigt eine schmale Treppe an der Pyramide in die Höhe, neben welcher an der First des Gebäudes zwei Schlangen angebracht sind, die als Wasserspeier dienten. Mit Ausnahme derselben ist der ganze Tempel an der Außenseite ohne allen Bilderschmuck. Der Engländer Dr. Horsfield, dem wir hier in der Beschreibung der Pyramide von Suku gefolgt sind, konnte keinen Eingang in das Innere derselben entdecken. Er begnügte sich daher mit der Untersuchung der kleineren dabei stehenden Tempelchen, welche einen großen Reichthum an Bildhauerarbeiten aufweisen. In einem derselben fand er frische Holzkohlen, die von einem Opferbrande herrührten, welchen die Eingeborenen noch jetzt den Göttern des Tempels darbringen, wenn sie von Mißgeschick heimgesucht werden.

Figur von den Tempelruinen von Suku.

Theils an diesen kleinen Gebäuden, theils auf einzelnen am Grunde umherliegenden Steinplatten entdeckte Horsfield noch sehr interessante Steinmetzarbeiten. Eine menschliche Gestalt mit Vogelkopf, mit Sporen an den Füßen und fledermausartigen Flügeln spielt dabei eine Hauptrolle. Auch Elephanten, Schildkröten und Eber mit Hörnern kommen häufig vor. Auf einer dieser Steinplatten wird eine Hinrichtung dargestellt. Mit aufgehobenem Schwerte steht ein mißgestalteter Henker vor dem Richtblocke, auf dem bereits zwei abgehauene Köpfe liegen, während ein dritter Verbrecher eben zur Execution herbeigeschleppt wird. Von starker Phantasie zeugt ein Bildwerk, das an einem nördlich von der Hauptpyramide stehenden länglichen Gebäude angebracht ist. Es ist vier Fuß hoch und drei Fuß breit. Die Umrahmung des leierförmig gestalteten Ganzen bilden die schlangenartigen Schwänze zweier Vögel, welche Hirschköpfe haben. Da wo die Schwänze

zusammenstoßen, bildet ein bösartiges Fratzengesicht den Schlußstein. Auf dem solchergestalt eingeschlossenen Raume sind verschiedene Darstellungen in Relief ausgemeißelt. Zunächst eine gekrönte Schlange, auf deren Haupt eine vierarmige Figur steht, welche nach dem Manne hinzublicken scheint, der auf dem Schwanze der Schlange nach ihr zuschreitet. Darunter sitzt eine Gestalt mit zum Beten erhobenen Händen, und vor dieser ein Affe. Den Schluß machen, in gleicher Höhe mit den vorhin erwähnten Vögeln, zwei Ungeheuerchen, die einen geschwänzten Menschen auseinanderreißen. Die Figuren sind lebhaft gezeichnet und zeugen jedenfalls von der starken Phantasie des Bildhauers; in manchen Stücken erinnern sie an die Fratzengebilde, welche wir an gothischen Domen finden.

Noch ist eine leider kopflose und verstümmelte Kolossalfigur zu erwähnen, die vor der Treppe steht, welche zum Dache der Pyramide hinaufführt. Auf dem Rücken derselben ist ein sechs Fuß langer Phallus mit Inschriften angebracht, welcher außerdem noch vielerlei Symbole, die Sonne, den Mond und das Stoßblatt eines Kriß oder Dolches zeigt. Aehnliche Darstellungen wiederholen sich auf vielen Steinplatten.

Tukang besi heißt bei den heutigen Javanen der Waffenschmied, und für alle Diejenigen, welche dies Gewerbe ausüben, gelten die Tempelruinen von Suku heute noch als eine Art Heiligthum. Eine der Bildhauerarbeiten zeigt nämlich einen Waffenschmied in seiner Werkstatt in voller Arbeit, wie er gerade einen Dolch auf dem Amboß formt. Diesem Relief bringen die Javanen, so oft sie ihr Weg nach Suku führt, noch immer kleine Opfer von Blumen, Früchten u. s. w. dar.

Zeigen schon diese Ruinen von Suku in ihren Bildwerken eine wesentliche Abweichung von jenen in Brambanam und Boro Budur, so ist dies bei den Tempeln von Ungarang noch mehr der Fall, denn hier treten uns Skulpturen entgegen, welche theilweise an griechische Vorbilder gemahnen. Namentlich ist dies bei dem zweiräderigen, mit vier trefflich modellirten Rossen bespannten Sonnenwagen der Fall.

Wir haben schon oben erwähnt, daß außer dem heiligen Waringin es namentlich die Dschati oder Teckbäume (**Tectonia grandis**) sind, welche ihren dichten Schatten über die alten Tempelruinen ausbreiten. Es ist daher hier der Ort, um Einiges über diesen nützlichen Baum zu sagen, von dem die Javanen mehrere Arten unterscheiden. Am häufigsten ist der kalkige Teckbaum, Dschati Kapur, dessen Holz eine weiße Farbe und viele kalkige Knötchen und Ausschwitzungen zwischen den Fasern zeigt. Er wird zu den gewöhnlichsten Bauten benutzt und ist minder geschätzt als der Dschati Sungu oder echte Teckbaum, dessen Holz fester, frei von Kalk und zum Schiffbau besonders geeignet ist. Die Farbe dieser Abart spielt vom Hellgelb bis in's Röthlichbraune und Schwarze. Der Teckbaum ist schlank und hoch; sein Wachsthum in die Länge ist ungemein rasch, während er nur langsam in der Dicke zunimmt und daher sehr lange stehen muß, ehe man ihn als Nutzholz fällen kann. Unter günstigen Umständen, das heißt, wenn der Boden gut geeignet ist, erlangt der Teckbaum mit 25 Jahren eine Dicke von einem Fuß über der Wurzel; aber ein Jahrhundert vergeht, ehe er vollständig ausgewachsen ist.

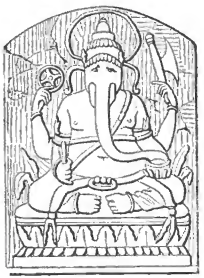
Das Fällen dieser Bäume, welches gewöhnlich stattfindet, wenn sie dreißig bis fünfzig Jahre alt sind, verschafft vielen Menschen Lebensunterhalt. Die Eingeborenen, welche sich mit der Forstwirthschaft, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, befassen, nennt man Blandong. Mit großen Büffel-Karawanen ziehen sie in die Teckforste, fällen dort die Stämme und bringen sie zur Küste hinab. Dies war namentlich in den Wäldern von Rembang der Fall, und die dort wachsenden Bäume, welche als die besten galten, wurden früher von den Regenten anstatt der Steuern der Regierung abgeführt. Mit der Nachfrage nach dem guten Schiffbauholz nahm auch der Reichthum der langsam wachsenden Teckwälder ab; es traten Stockungen ein, man mußte weiter in's Innere vordringen, und der Bedarf wurde so ungenügend gedeckt, daß man zu größeren Schiffsbauten das Holz sich vom asiatischen Kontinente holen mußte, während der Bau kleinerer Küstenfahrzeuge fast ganz unterblieb. Praktische Einrichtungen, gute Gesetze und die Verbesserungen der Verkehrsmittel haben diesen angerichteten Schaden wieder einigermaßen ausgeglichen. Daß die Regierung bemüht ist, die Dschati-Bäume künstlich wieder anzupflanzen, wurde schon früher erwähnt.

Der Zweig vom Teckbaum (Tectonia grandis).

Unter den Alterthümern der Insel sind noch kurz die Inschriften und Münzen zu erwähnen, die namentlich zwischen den Tempelruinen sehr häufig aufgefunden werden. Erstere sind auf Stein- oder Kupferplatten angebracht und in verschiedenen Charakteren geschrieben, die wir jetzt mit Hülfe der neueren Sprachforschung meistens richtig entziffern können. Die ältesten und seltensten zeigen das Devanagari, die alten heiligen Schriftzeichen Indiens. Ebenso finden wir Kawi-Charaktere und mehr jüngere Inschriften, die den heutigen javanischen Buchstaben ähneln. Den Inhalt bilden religiöse und moralische Sprüche, seltener historische Nachrichten. Eine Steinplatte von Kwali besagt: „Der Pandita vermag den übeln Einfluß der Menschen zu bannen; er wäscht ihre bösen Absichten hinweg, er zeigt ihnen den rechten Weg; er verhütet Lüsternheit und schlechte Begierden durch seine guten Rathschläge. 1363." Ein Stein von Suku aus demselben Jahre enthält folgende Moralpredigt: „Dies ist ein Rath für die Menschen, welche aus böser Begierde mehr verlangen, als sie besitzen. Wenn die Menschen nicht lüstern nach der Habe ihres Nächsten wären und einander nicht lästerten, wozu müßte dann guter Rath ertheilt werden? Nehmen sie diesen an, dann haben sie auch Anfangs die Absicht, das Rechte zu thun, doch

später verfallen sie wieder in ihre natürlichen Neigungen. Deshalb, Männer der Stadt, laßt euch hierdurch rathen, folgt nicht nur den Eingebungen, sondern Dem, was Zeit und Sitte des Landes verlangt."

Alte Münzen aus Kupfer und Erz trifft man namentlich in den mittleren und östlichen Distrikten Java's an. Sie gleichen alle einander sehr. In der Mitte haben sie ein viereckiges Loch, um sie an einem Faden aufziehen zu können. Die am häufigsten darauf ausgeprägten Gegenstände sind menschliche Gerippe, Häuser, Palmbäume, Räder, Schlangen, Büffel und Vögel. Raffles theilt die Entzifferung einer solchen Münze mit, die aus dem Jahre 1568 stammen soll. Sie lautet: Naga hoba wisaja jalma d. h. Schlangen bewegen sich; Menschen arbeiten. Doch ist diese Deutung nicht ganz sicher und auch ziemlich sinnlos. Die betreffende Münze zeigt verschlungene Schlangen, zwei fratzenhafte menschliche Figuren und zwischen diesen einen niedergestürzten Büffel.



Batara Guru.

Park der Residenz des Sultans von Dscholdschokarta.

Neuntes Kapitel.

Allgemeines Naturgemälde Java's.

(Von der Redaktion des „Buches der Reisen".)

Franz Junghuhn's Forschungen.

Unter den Männern der Wissenschaft, welche das schöne Eiland Java gründlich erforschten, nehmen deutsche Gelehrte eine hervorragende Stellung ein. Die Holländer, als die Besitzer der Insel, und die Engländer, welche vorübergehend dort Fuß faßten, haben eine Menge tüchtiger Naturforscher dorthin gesandt, welche über Land und Leute viel Treffliches berichteten, aber keinem derselben ist es gelungen, in großen Zügen die Natur Java's so eingehend und anschaulich zu schildern, wie dem Deutschen Franz Junghuhn. Unter ungünstigen Verhältnissen verließ er im Jahre 1834 das Vaterland und begab sich nach Utrecht in Holland, wo er als Militär-Arzt (Officier van Gezondheid) für die Niederländisch-Ostindischen Besitzungen angestellt wurde. Ausgerüstet mit allen Eigenschaften, welche zu Leistungen auf Reisen befähigen, geübt in geodätischen und hypsometrischen Arbeiten, begabt mit rechtem Sinne für die Natur, vertraut mit der Botanik und Geognosie, von 1836 an fortwährend auf

Reisen mit javanischen Begleitern, versenkt in die Tiefen der Urwälder, oder auf den Gipfeln theils ausgebrannter, theils noch thätiger Vulkane. Ueberall sammelte er, entweder Gesteinarten oder namentlich Pflanzen, die zu einem überaus reichen Herbarium anwuchsen. Außer seinen Werken über Java („Topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java" 1845, und „Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart 1852) hat er noch viele einzelne Abhandlungen und ein schätzbares Buch über die Batta-Länder auf Sumatra 1847 geliefert. Viele Jahre hat er an der Spitze der naturforschenden Kommission für Niederländisch-Indien gestanden; im Jahre 1848 kehrte er zur Vollendung seines Hauptwerkes nach Holland zurück; doch kaum hatte er im November 1851 die letzten Seiten daran geschrieben, da trieb es ihn schon wieder von den beschneiten Gefilden Hollands nach dem geliebten Java, das er, seine Rede zum Dithyrambus steigernd, folgendermaßen schildert: „In meiner Seele blieb das Bild der Wälder frisch, die dort ewig grünen — der Tausende von Blüten, die dort nie aufhören zu duften, ich höre im Geiste den Seewind rauschen durch die Bananen und Wipfel der Palmen — die Wasserfälle donnern, die von den hohen Bergwänden des Innern herabstürzen — ich athme die kühle Morgenluft und trete vor die gastfreie Hütte des Javanen, während noch tiefes Schweigen auf den Urwäldern ringsum ruht — hoch in der Luft ziehen die Scharen der Kalongs nach Hause — allmälig fängt das Laubgewölbe an sich zu regen — die Pfauen kreischen — die Affen werden munter, das Echo der Berge wird wach von ihrem Morgenliede — Tausende von Vögeln fangen an zu zwitschern, und noch ehe die Sonne den östlichen Himmel färbt, erglüht schon der majestätische Gipfel jenes Berges in Gold und Purpur, er blickt aus seiner Höhe zu mir herab, wie zu einem alten Bekannten, — meine Sehnsucht wächst und ich verlange nach dem Tage, an welchem ich sagen kann: Seid mir gegrüßt, ihr Berge!"

Noch zwölf Jahre sollte sich Junghuhn, immer segensreich fortwirkend, der tropischen Natur des ihm so vertrauten Eilandes freuen. Zu Lembang, am Fuße des Tangkuban Prau, stand dort, umgeben von schönen Gartenanlagen, sein zierliches Wohnhaus, in dem er abgeschieden von der Welt nur der Wissenschaft und seiner Familie lebte. Dort besuchten ihn im Mai 1858 die Naturforscher der Novara-Expedition. Alles rings um Junghuhn's Wohnung machte auf die Oesterreicher einen überaus anheimelnden Eindruck; aus jedem Antlitz strahlte Zufriedenheit, aus jedem Auge heiteres Glück. Er selbst aber, der deutsche Naturforscher, als imponirende Gestalt, mit edlen, einnehmenden Zügen, welche ganz die riesige, physische wie geistige Kraft und Ausdauer zur Schau trugen, die sein unvergleichliches Werk über Java ahnen ließen. Seine letzten Bestrebungen waren der Kultivirung der Chinabäume zugewandt, die unter ihm einen bedeutenden Aufschwung nahm. Am 24. April 1864 ist er zu Lembang gestorben und dort liegt er begraben, im Angesichte der Vulkane, die er einst erstiegen, zu einer Zeit, als noch keine Reitpfade hinaufführten, sondern nur jene merkwürdigen Zickzacklinien, welche sich das Rhinozeros selbst bis auf den höchsten Punkt ausgetreten hat. Er war geboren zu Mansfeld am 26. Oktober 1812.

Ueber den Einfluß der Bodenerhebung in Java auf Klima und Vegetation giebt der zweite Abschnitt von Junghuhns großem Musterwerke die vollständigsten und interessantesten Aufschlüsse, wie denn überhaupt unsere genauere Kenntniß der physikalischen Verhältnisse der Insel erst von den langjährigen Arbeiten dieses überaus thätigen und kenntnißreichen Naturforschers datirt.

Junghuhn gliederte die Pflanzendecke Java's in vier Gewächszonen, deren erste oder heiße Region vom Meeresufer bis zu einer Höhe von 2000 Fuß reicht; die zweite, gemäßigte erstreckt sich von 2000 Fuß bis zu 4500 Fuß; die dritte, kühle, von 4500 Fuß bis zu 7500 Fuß und die vierte, kalte, reicht von 7500 Fuß bis zu 10,000 Fuß über den Spiegel des Meeres. Sowie die Natur in ihren Reichen nirgends in Sprüngen geht, sondern nur allmälig vorschreitet, so zeigen sich auch zwischen den vier von Junghuhn aufgestellten Regionen Uebergänge, und die angegebenen Höhen drücken daher auch nur die Mitte des Ueberganges aus einer Gewächszone in die andere aus. Viele örtliche Ursachen, wie freistehende, steile, oder flach ausgedehnte Form eines Berges, die Beschaffenheit des Bodens, wirken oft noch abändernd auf die allgemeinen Regeln ein. Noch weniger an scharfe Grenzen als die Bürger der Pflanzenwelt gefesselt ist das Thierreich, ja man findet zahlreiche Thierarten, z. B. Pfauen, Hirsche, Rhinozerosse, die alle Zonen Java's durchwandern und die gleichen Lebensgenuß auf manchen 9000 Fuß hohen Gebirgsflächen zu finden scheinen, als in den Grasebenen an der Südküste, obgleich bei einem bedeutenden Temperaturunterschiede das Pflanzenreich, das ihnen Nahrung liefert, ein ganz verschiedenes ist. Andere Thiere, die vom Raube leben, verlassen nur zeitweilig ihre heißen Graswüsten und folgen den Hirschen, ihrer Beute, bis in die kalten, 9000 Fuß hohen Gebirge.

Erste Gewächszone.

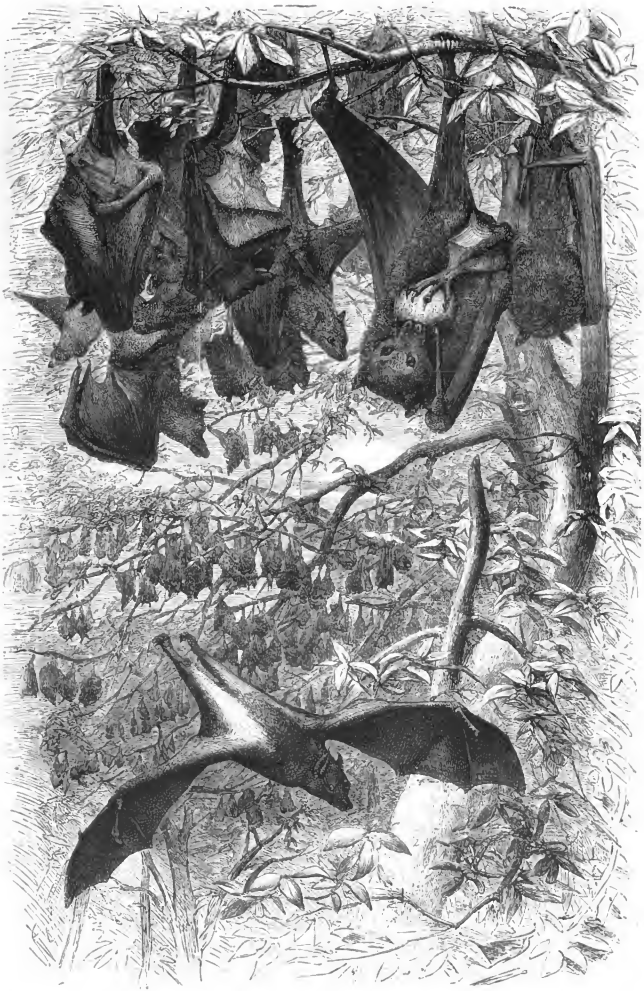
Die heiße Region der ersten Gewächszone erstreckt sich vom Meeresgestade bis zu einer Höhe von 2000 Fuß über demselben und zeigt eine mittlere Luftwärme von 21,8° R. bis 18,8° R.; in ihr vermindert sich also die Temperatur vom Seestrande bis zur oberen Grenze der Zone um 3,1° R. Die ausgedehntesten Ebenen, meistens Alluvialboden, sind es vorzugsweise, auf denen sich die Kultur des Bodens entwickelt hat. Hier finden wir den Reis, den Mais, den Sesam, aus dessen Samen Oel gepreßt wird, die Kokosnuß, verschiedene Gemüsepflanzen, die Baumwolle, die Cardamome u. s. w. Unter allen diesen Gewächsen nimmt, wie wir bereits früher gesehen haben, der Reis die erste Stelle ein.

Das anmuthigste Bild innerhalb der ersten Gewächszone bietet uns das Dorfwäldchen. Bei dem ungemeinen Reichthume, wodurch seine Flora sich auszeichnet, bei der außerordentlich großen Mannichfaltigkeit verschiedener Baum-

arten, die, durch die Kultur gezwungen, in einem verhältnißmäßig engen Raum hier zusammenwachsen, ist es nicht leicht, seine physiognomische Eigenthümlichkeit mit wenigen Zügen zu malen. Wandelt man aber unter dem Laubgewölbe dahin, so sind unter den Hunderten verschiedener Gestalten doch eine gewisse Anzahl, welche den Blick des Reisenden doch vorzugsweise auf sich ziehen. Während man hier mit Entzücken auf die dunkelgrünen, rundlichen Kronen der Manga-Bäume (**Mapgifera indica**) schaut, die mit Hunderten faustgroßer, goldgelber Eier, ihren herrlichen Früchten, behangen sind, ergötzt man sich dort an dem Anblick der schönen, weiß und rosenroth gefärbten Dschambu-Früchte (**Jambusa macrophylla**), die unsern Birnen ähnlich sind, oder an der ungeheuren Fülle der Rambutans (**Nephelium lappaceum**), deren Zweige unter der Last ihrer röthlichen Früchte zu brechen drohen; hier wird der Blick gefesselt durch Nangkas und stachlichte Durio, Früchte, so groß wie ein Kopf oder ein Kürbis und die doch nur an dünnen Stielen von den Zweigen und Stämmen herabhängen; dort zieht eine kopfgroße, kugelrunde Frucht, die Pompelmus, das Auge an, und an anderen Stellen leuchten Dutzende goldener Orangenäpfel durch das Laub. Am liebsten aber weilt der Blick auf der Laubkrone der **Garcinia Mangostana** und den äpfelgroßen Früchten, die sie reichlich trägt, denn malt sich auch ihre bläulichbraune Farbe weniger glänzend auf dem grünen Laube ab, so weiß man doch, wie höchst erquickend, saftig und schmackhaft das Fleisch ist, das sie in ihrem Innern bergen.

Auch das Laubgewölbe des Waldes bietet in seinem Grün, in der Vertheilung seiner Aeste große Mannichfaltigkeit in Ton und Form. Wenn die Mehrzahl der genannten Baumarten eine rundliche dichtbelaubte Krone trägt, so bringen andere Arten durch ihre verschiedene Gestalt doch Abwechselung in's Blattgewirre. Hier tritt **Artocarpus incisa** mit seinen großen, zackig eingeschnittenen Blättern bizarr hervor, dort macht der Kapok-Baum sich kenntlich und streckt seine sparrigen Aeste horizontal durch das Laub der andern Bäume aus, während an andern Stellen das locker gewebte Laub und der silbergraue Schimmer, der ihm eigen ist, den Durenbaum (**Durio zibethinus**) verräth. Wo man nur seine Blicke hinwendet, da sieht man Ueberfluß: die üppige Ananas, so groß als ein Kinderkopf, und den nährenden Pisang, zu Trauben vereinigt, oft so groß und schwer, daß ein Mann sie nicht zu tragen vermag. Schaut dort die bläulich düstere Gestalt einer Areng-Palme aus dem schattigen Hintergrunde hervor, so wird unser Auge hier erquickt vom lichten und doch so lebhaften, schönen Grün des Pisangs, dessen riesige, 6 bis 7 Fuß lange und 2 Fuß breite Blätter, leicht vor jedem Lüftchen sich biegend, die ländliche Wohnung umflattern.

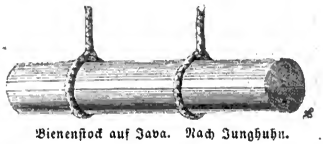
Gleich dünnen, aber langen, geringelten Säulen steigen hier und da die Palmen zwischen den übrigen Bäumen empor und ragen mit ihren Wedelschirmen über das Laubgewölbe der anderen hinaus. Besonders die Pinang-Palme (**Areca Catechu**) zeichnet sich durch ihren schnurgeraden Stamm aus, der im Vergleich zur außerordentlichen Länge, die oft 100 Fuß beträgt, sehr dünn ist.



Kalong-Kolonie (Fliegende Hunde).

Da, wo diese gegliederten hellgrauen Säulen zu Dutzenden über das Laubdach hinwegscheinen und im Winde langsam, kaum bemerkbar hin- und herschwanken, gewähren sie einen majestätischen Anblick. Behend klettert an diesen Säulen das kleine Eichhörnchen Badsching (**Sciurus Platani**) hinan, das die Kokosnüsse anbohrt, nicht nur um den Kern zu fressen, sondern auch um die Höhlung der Nuß zu seinem Nest zu erwählen. Es ist ein beständiger Bewohner der Kokosnußwälder und theilt diese Lebensart mit dem fliegenden Eichhörnchen Bilok (**Pteromys sagitta**), das man oft Abends von einer Palme zur anderen hinüberschweben sieht.

Zuweilen, doch öfter in der Nähe des Dorfes, begegnet man einem Feigen- oder andern Baume, der, von allem Laube entblößt, wie abgestorben ist, von dessen kahlen Zweigen aber hunderte schwarzer, ungeheuer großer Früchte herabhängen. Treten wir näher. Ein ammoniakalischer Geruch kommt uns entgegen und wir sehen mit Erstaunen, wie die großen schwarzen Früchte sich hier und da regen, sich krümmen, und zuweilen vernehmen wir ein Gepiep. Es sind dies die fliegenden Hunde oder Kalongs (**Pteropus edulis**), die, den Kopf zu unterst, hier in ungeheuren Scharen an den Bäumen hängen, wo sie den ganzen Tag der glühend heißen Sonne ausgesetzt bleiben. Nur zuweilen, wenn der eine von dem andern verdrängt wird, sieht man sie für einen Augenblick herumflattern, sonst hängen sie an den Aesten festgehakt, unbeweglich still, bis der sinkende Abend zu ihren nächtlichen Zügen ruft. Dann fliegen sie als riesenmäßige Fledermäuse durch die Luft.



Bienenstock auf Java. Nach Junghuhn.

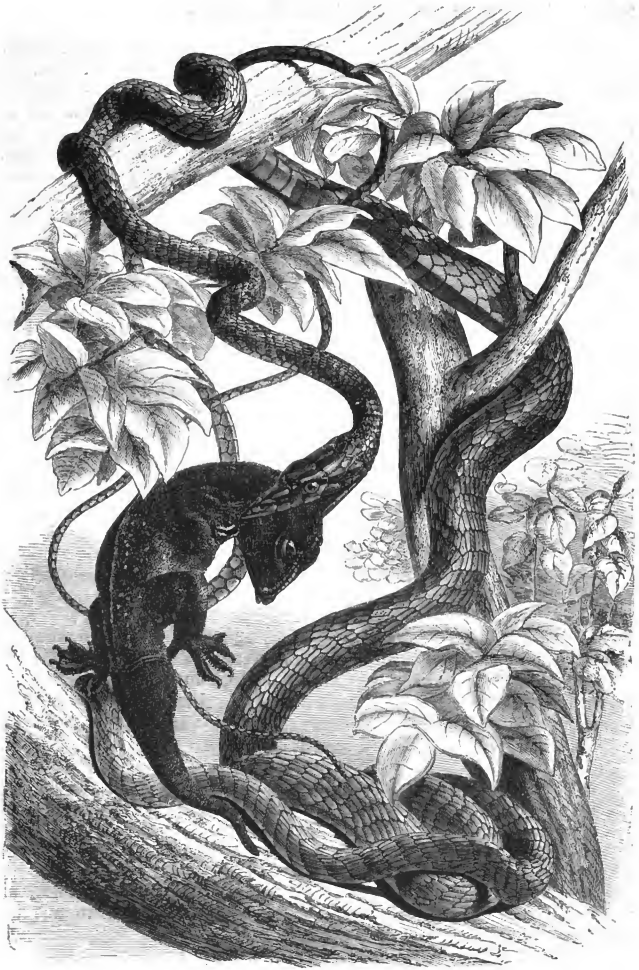
Zu den wilden Thieren gesellt sich das Hausthier. Unter dem vorstehenden Dache der javanischen Wohnung hängen Käfige, worin eine kleine Art von Turteltauben (**Columba malaccensis**) gehalten wird, deren sanftes Gegurre den Javanen erfreut. In den Gebirgsdörfern der Preanger-Regentschaften trifft man noch ein anderes Hausthierchen an, das seinem Herrn Honig und Wachs liefert und nicht viel größer als eine Mücke ist. Es ist eine kleine stachellose Biene Selemprang (**Melipona minuta**), die im wilden Zustande sich in den kleinen Höhlungen und Löchern der Kalkfelsen aufhält. Sie bildet das Wachs in unregelmäßigen Gebäuden, die wie poröse Lavaschlacken aussehen, sowie in Zellen für die junge Brut. Nur das erstgenannte wird in hinlänglicher Menge gewonnen, ist schwärzlich, weich, klebrig und wird beim Zeichnen der farbigen Figuren auf Sarongs gebraucht. Hat der Bergjavane Bedürfniß nach solchem Wachs, so nimmt er ein Bamburohr $^1/_2$ bis $^3/_4$ Fuß dick und 3 bis 4 Fuß lang, das in der Mitte durchgespalten, ausgehöhlt und wieder zusammengebunden wird. Dieser Bienenstock, der vorn eine kleine Oeffnung hat, wird unter dem Dache der Wohnung aufgehängt, wo er sich innerhalb eines halben Monates bevölkert. Ueber Tag sind drei Viertel der kleinen Thierchen ausgeflogen, des Abends versammeln sie sich, und des Nachts sind sie alle zu Hause. So gesellt sich das kleine,

mückengroße Thierchen, das nicht einmal summt, zum Leben des Dorfbewohners in den einsamen Gebirgen, um einen Theil seiner Haushaltung zu bilden und zu leben wie er, still und friedlich.

Zu den Bewohnern javanischer Häuser gehören die kleine niedliche Stubeneidechse, der Gekko (Hemidactylus fraenatus), die man des Abends an allen Wänden herumkriechen und mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit Mücken fangen sieht, und das große, gelbe, braungefleckte Toké (Platydactylus guttatus), das besonders unter den Dachsparren der Häuser lebt und durch Farbe und Gestalt eben so widerlich ist, als störend und unangenehm des Nachts, wenn es nach abgemessenen Zwischenräumen von 5 bis 10 Minuten seinen lauten Ruf erschallen läßt: Gek—oh—ek—oh, zehn- bis zwanzigmal wiederholt, allmälig langsamer und länger gezogen, bis der Ton, schwächer werdend, sich in ein tiefes ekelhaftes Schnarchen verliert. Dann fängt das Konzert nach Verlauf der angegebenen Zeit von Neuem an. Auch giftige Schlangen (Naja sputatrix) und besonders Ular Bedulak (Trigonocephalus puniceus) halten sich in der Nähe des Dorfes auf. Namentlich der Biß der letzteren wird sehr gefürchtet. Doch sind die Fälle selten, daß ein Eingeborener gebissen wurde. Unschädlich, nur durch ihre Größe Furcht einflößend, sind die Sewah-Schlangen (Python-Arten), die zuweilen Nachts in die Dörfer und Häuser kriechen.

Gleichfalls unschädlich für den Menschen sind die prächtig gefärbten Baumschlangen. Ihr Körper ist ungemein dünn und verläuft in einen fadenförmigen Schwanz. Die Baumschlangen steigen selten von den Bäumen herab, zwischen deren Wipfeln sie mit solcher Schnelligkeit hingleiten, daß das durch ihren Metallglanz, sowie durch ihre gelbliche oder grüne Farbe getäuschte Auge ihnen nicht leicht zu folgen vermag. Sie dürfen als die prachtvollsten aller Schlangen gelten und sind ganz unschuldig, wenn auch einige im hintern Ende des Oberkiefers Furchenzähne tragen, welchen von einigen Anatomen, wiewol mit Unrecht, die Eigenschaft der wahren Giftzähne zugeschrieben ward. Linné erklärte die einzige ihm bekannte Baumschlange (Dryophis prasina) für giftig, allein gerade diese wird auf Java von Kindern gefangen und so weit gezähmt, daß sie sich spielend um Arm und Hals ihrer kleinen Pfleger windet, ohne diesen je Schaden zuzufügen. Baumschlangen nähren sich von kleinen Vögeln, Eidechsen, Würmern, Schnecken, und sind, der Dünne ihres Körpers ungeachtet, im Stande, sehr große Bissen zu verschlingen, indem ihr Kopf immer lang, der Rachen weit gespalten und die Ausdehnbarkeit ihres Körpers fast unbegrenzt erscheint.

Der Abend rückt heran. Kein Lüftchen regt sich, kein Blatt bewegt sich im Dorfwäldchen. Hoch oben ziehen die schwarzen Körper der fliegenden Hunde durch die Luft, nicht scharenweise, sondern vereinzelt, aber doch so häufig aufeinanderfolgend, daß man an der verschiedenen Richtung, die sie einschlagen, verschiedene Gesellschaften, Züge, unterscheiden kann, welche die Luft jederzeit vollkommen geradlinig durchschneiden. Oft gehen verschiedene Züge in ganz entgegengesetzter Richtung und ungleicher Höhe, wie Schieber, übereinander hin, die sich durchaus nicht mit einander vermengen.



Baumschlange.

Sie haben die Bäume, an denen sie den Tag über wie schwarze Früchte hängen, nun verlassen und ziehen nach Nahrung in das Innere der Insel, oft meilenweit, den Urwäldern zu, die sie noch vor Einbruch völliger Dunkelheit zu erreichen hoffen. Sie wissen den Ort, wo ein fruchttragender Feigenbaum oder ein Genitribaum steht, dessen Früchte sie besonders lieben. Von dort werden sie morgen früh, ehe die volle Tageshelle anbricht, in entgegengesetzter Richtung zurückkehren.

Die Dämmerung und mit dieser in gleichem Maße nimmt das Summen der Insekten zu; es scheint, als wenn die zahllosen Scharen der Cikaden, Käfer, Mücken und anderen Kerbthiere, die sich über Tag im Laube verbargen, nur auf den Untergang der Sonne gewartet hätten, um ihr tausendstimmiges Konzert zu erheben, gleichsam als ob auf einmal jedes Blatt des Waldes eine Stimme erhalten hätte. Ist die Finsterniß so weit eingetreten, daß die Leuchtkäfer (Lampyris-Arten), welche zu Tausenden in der Luft umherschwirren, wie Irrlichter, wie kleine Sterne funkeln, und mit ihrem phosphorischen Scheine die nächste Umgebung erhellen, dann tönt und schrillt die ganze Atmosphäre vom Insektenchor und man kann deutlich zwanzig und mehr verschiedenartige Töne unterscheiden, die alle in ein ohrenbetäubendes, zirpendes Gesumm zusammenschmelzen.

Das allgemeine Trillern und Schwirren ist für gewisse Vögel, die von Insekten leben, das Zeichen, ihren nächtlichen Ausflug zu beginnen. In enggezogenen Kreisen, die einen gewissen Abstand vom Mittelpunkt nie überschreiten, flattert ein Ziegenmelker (Caprimulgus affinis) durch die Luft. Man sieht ihn stundenlang über einem offenen Platz, der mit Gebüsch umgeben ist, herumfliegen und immer wieder in die vorige Kreislinie, die er schon hundert Male durchschwirrte, zurückkehren. Da, wo Termiten (Termes fatalis), diese furchtbaren Zerstörer der Häuser von Bambu und Holz, in geflügeltem Zustande ihre Erdlöcher verlassen und hier und da aus einer engen Oeffnung des Bodens zu Millionen hervorbrechen, da finden die Ziegenmelker leichte Beute, und ein zehnmaliger Umflug im Kreise ist hinreichend, sie zu sättigen. Was diese nächtlichen Räuber und die Eulen (Strix flammea) nicht verzehren, das wird eine Beute der Fledermäuse (Rhinolophus- und Vespertilio-Arten), die mit leisem, kaum hörbarem Fluge die kühle Nachtluft durchflattern und Insekten fangen. Allmälig wird es stiller; das Schwirren und Zirpen in der Luft läßt gegen Mitternacht nach. Der Ziegenmelker sitzt auf einem Baumzweig und verräth seinen Sitz durch ein lautes schnalzendes Geklappe, das er in regelmäßigen Zwischenräumen erschallen läßt. Auch er verstummt, und die ganze Natur ruht.

Von den Kulturgewächsen dieser Zone, die in der Nähe der Dörfer angebaut werden und die an diesem Orte nur erwähnt zu werden brauchen, nennen wir blos: den Indigo, das Zuckerrohr, den Zimmt, den Tabak, den schwarzen Pfeffer, den Kaktus (Opuntia crassa), auf dem das Kochenille-Insekt lebt, den flachsliefernden Rameh-Strauch und die Vanille.

Aber wir verlassen die angebauten Gegenden und das Dorfwäldchen, um uns der Natur in der Wildniß, im ursprünglichen Zustande zuzuwenden, und eilen zunächst an die Küsten, an die Grenze von Land und Meer, wo ersteres zur Flut-

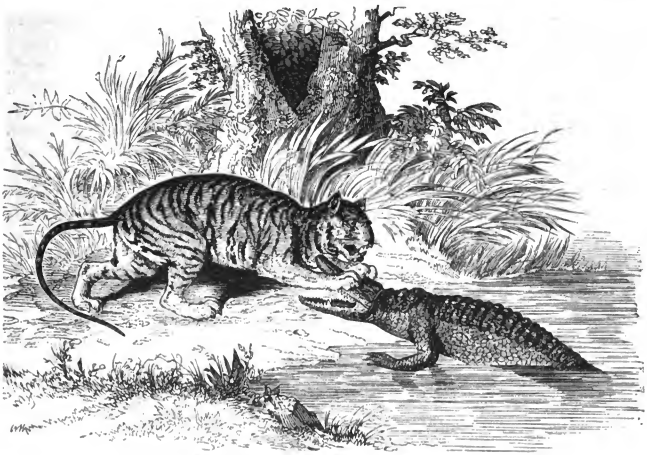
zeit von den salzigen Wogen überströmt wird und auf neugebildetem Alluvialboden die Rhizophoren (Mangroven) wachsen. In der Nähe großer Flußmündungen, wo stille Buchten sich ausdehnen, in Binnenmeeren, wo keine hohe Brandung geht, da nehmen diese Bäume ihren liebsten Aufenthalt.

Form der Mangrove-Bäume.

Vorzüglich ist es daher die abgeflachte Nordküste, die im Gegensatz zum steilen, felsigen Südgestade die schönen 10 bis 25 Fuß hohen eigenthümlichen Bäume trägt. Sie führen bei den Malayen den Gattungsnamen Mangi und bei den Javanen Baku, mit verschiedenen Beinamen nach Verschiedenheit der Art. Auf Java kennt man sieben Spezies: **Rhizophora mucronata** und **conjugata**, **Bruguiera gymnorrhiza**, **cylindrica** und **Rumphii**, **Kanilia parviflora** und **caryophylloides**, die sich oft mit einander vermischen, jedoch so, daß gewöhnlich eine Art, gesellig wachsend, vor den andern herrscht.

Die Stämme dieser Rhizophoren erreichen den Boden nicht. Sie sind getragen von Stützen, Luftwurzeln, welche strahlenförmig vom untern Ende des Stammes auslaufen und dabei gabelig und wiederholt veräftelt sind. Stecken sie zur Flutzeit so tief im Wasser, daß sich nur der eigentliche Stamm mit der Laubkrone über den Spiegel erhebt, so bieten sie dem Blick zur Ebbezeit ein undurchdringliches, sich durchkreuzendes Pallisadengewirre dar, wurzelnd auf stinkendem Schlammboden, welcher von Seethieren aller Art, von Austern und andern Muscheln, von zappelnden Fischen, Eremitenkrebsen, Holothurien, See-Igeln und ähnlichen Geschöpfen wimmelt. In ungeheurer Menge, zu Tausenden hüpft und springt hier drei bis vier Fuß weit, mit ungemeiner Schnelligkeit der eidechsenartige Fisch (**Periophthalmus**-Arten) auf dem Schlamme herum. Liegt dort in einer nicht ganz abgelaufenen Pfütze der gefräßige Kaiman (**Crocodilus biporcatus**), der sich mit Aas gesättigt hat oder auf eine lebende Beute wartet, so schwebt oben ein Falke (**Falco leucosternos**) in Kreisen durch die Luft, nach Fischen spähend, während ganze Scharen schneeweißer Reiher auf dem Lande sitzen und nach Nahrung im Schlamm suchen. So ungesund die Luft, so widerlich und unzugängig der Boden, auf dem die Rhizophoren wurzeln, so schön und lebhaft ist das Grün, das sie dem Auge bieten, so lieblich sind die Kronen der dichtgewebten, rundlichen Büsche, die sich über das Wasser oder den Schlamm erheben. Lange Schoten hängen von ihren Zweigen herab, und große Blütenkelche funkeln, oft im schönsten Hyazinthroth, zwischen den weißglänzenden, lederartigen Blättern.

Bedeutend ist der Einfluß, welcher die Rhizophoren-Waldung auf die Vergrößerung des Landes ausübt, auf das seewärts gerichtete Vorrücken der Küsten, in Gegenden, wo durch die Strömung großer Flüsse Ablagerungen stattfinden. Ihr Wurzelgeflecht hemmt den Lauf des trüben Wassers, die Erdtheile sinken schneller und setzen sich fest. Sie halten eine Menge Körper der verschiedensten Art auf, Muscheln, Stammtheile, Zweige, todte Körper von Thieren, die von der Land- oder Seeseite her angespült wurden, und kaum ist der Boden aus dem feuchten Elemente in's Trockne emporgestiegen, da entfalten auch gleich hunderte von Samen der verschiedensten Gewächse ihre Keime. In manchen Binnenmeeren, namentlich an der Südküste, trägt die ungeheure Vermehrung der Muschel Simping (**Maleagrina**) sehr viel dazu bei. Vier Dörfer, Kaju-Mati, Muara-Tua, Udschung-Alang und Peniteng, echte moderne Pfahlbauten, erheben dort im zur Ebbezeit fast ganz ablaufenden Wasser ihre Häuser auf Pfählen, die von ganzen Bänken der weggeworfenen Schalen der Simping-Muschel umgeben sind, denn die Existenz ihrer Bewohner ist fast ganz an die der Muschel geknüpft. Sie essen das Weichthier gekocht und suchen Perlen in den Schalen, in deren 50 sie im Durchschnitte eine Perle finden, die selten größer als ein Hirsekorn sind und an die Chinesen verkauft werden, für einen Gulden so viel, als die Schwere eines Cent beträgt. Die Schalen sind sehr dünn und platt, häufen sich aber allmälig zu ausgedehnten Bänken an, die, von Rhizophoren schnell begrünt, den Raum des Binnensees von Jahr zu Jahr verkleinern.



Kampf zwischen Königstiger und Kaiman.

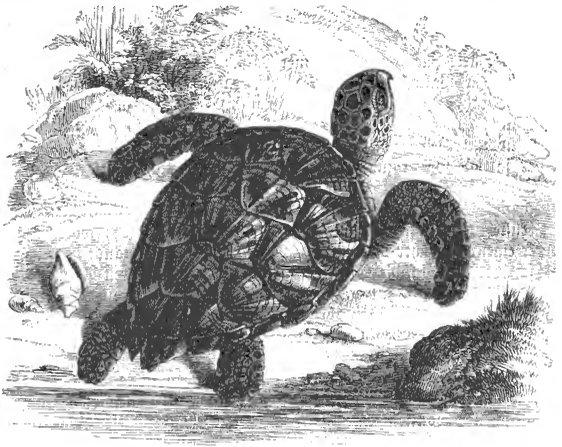
Ganz anders ist der Charakter der Meeresküste da, wo sie aus Sand besteht und keine Alluvial-Ablagerungen stattfinden. Dort gedeiht keine Rhizophora, an ihrer Stelle findet sich die tropische Dünenflora ein. Zunächst sieht man da einige Winden-Arten (**Convolvulus pes caprae** und **Convolvulus thalassicus**) in ungeheurer Menge den Sandboden wie mit einem Netze umspannen, aus dessen Rankengewirre Hunderte von Blütenstielen sich aufwärts richten, um ihre großen farbigen Blumenkronen zur Schau zu stellen. Bezeichnender als diese Gewächse für das sandige Gestade sind eine Anzahl kleiner Bäumchen, deren Form so höchst eigenthümlich ist, daß sie in der ganzen Pflanzenwelt nicht ihresgleichen finden. Es sind die Pandan-Arten mit ihren langen schmalen Blättern, die am Ende des Stammes und seiner wenigen gabelig getheilten Aeste zusammengedrängt stehen, deren bizarre Gestalt den öden Sandgrund verschönert, die aber auch am felsigen Ufer wachsen, besonders da, wo die Küsten aus Kalkstein bestehen. Am häufigsten kommen am Meeresstrande vor **Pandanus humilis** und **caricosus, Marquartia leucacantha** und **globosa**, welche sowol unten nach der Wurzel, als oben nach der Spitze zu einen gabelig getheilten Stamm besitzen. Erinnern die Pandaneen durch ihre Wurzelstützen an die Rhizophoren, so bietet ihr Laub eine desto größere Verschiedenheit. In dichte Büschel an der Spitze zusammengedrängt, kontrastiren die lebhaft grünen Blätter mit den zinnoberrothen Früchten, die wie kopfgroße Kugeln unter den Blattbüscheln herabhängen. Die außergewöhnliche Höhe, welche die Pandan-Arten zuweilen unter günstigen Um-

ständen erreichen, scheint eine Eigenschaft zu sein, welche sie mit allen baumartigen Monocotyledonen gemein haben, die vorzugsweise nur nach der Spitze zu wachsen und deren Stamm hauptsächlich aus den abgefallenen Blattstielen gebildet wird.

Zu diesen Dünen, die mit Winden und Pandaneen bestanden sind, gehören auch diejenigen an der Südküste Java's, an deren Füßen die Riesenschildkröten (Chelonia imbricata) und hauptsächlich die grüne Schildkröte (Chelonia viridis) ihre Eier legen. Wo solche Gegenden der Küste nicht zu weit entfernt von bewohnten Orten liegen, da suchen die Javanen diese Eier auf, deren sie mehrere Hunderte in einem Neste, d. h. im Sande verscharrt, finden, um sie dann getrocknet weit in's Innere der Insel zu verschicken. In manchen Gegenden müssen die Schildkröten, wenn sie ihrem feuchten Elemente entstiegen sind, erst 500 Fuß, ja 1000 Fuß weit über den allmälig sich höher hebenden, glatten Strand hinwegkriechen, ehe sie am Fuße der Dünen ankommen, wo sie einen besser geeigneten, lockern und trocknen Sand finden, um sich ihrer Eierbürde zu entledigen. Auf dieser Wanderschaft aber werden sie zuweilen von Raubthieren angefallen.

Einen solchen Ort findet man an der wüsten Seeküste von Bantam, nicht weit von der gänzlich unbewohnten Westecke Java's. Als hier Junghuhn auf die Landspitze Tandschung-Sodong hinaustrat und über das breite Sandgestade hinsah bis zur Landzunge Pang-Orok (d. i. Schildkrötenkrieg), da glaubte er ein Schlachtfeld vor sich zu erblicken. Hunderte von Gerippen der ungeheuer großen Schildkröten, manche bis 5 Fuß lang, 3 Fuß breit und hoch, lagen da auf dem Strande umher zerstreut. Einige bestanden nur noch aus glatten Knochen, waren gebleicht, andere waren zum Theil noch von faulenden stinkenden Eingeweiden erfüllt, und wieder andere waren noch frisch und blutend, aber alle lagen auf dem Rücken. Oben in der Luft flogen eine Menge Raubvögel herum. Lange Fährten zogen sich vom Meer quer über den Strand bis zum Fuße der Dünen, wo eine ungeheure Menge Schildkröteneier im Sande verscharrt war. Hier ist der Ort, wo die Schildkröten auf ihrer nächtlichen Wanderung vom Saume des Meeres bis zu den Dünen von wilden Hunden (Canis rutilans) angefallen werden. Diese kommen in Trupps von 20 bis 50 Stück, packen die Schildkröten an allen zugänglichen Stellen ihres umpanzerten Körpers an, zerren an den Füßen, am Kopfe, am After, und wissen durch ihre vereinigte Kraft das Thier, ungeachtet seiner ungeheuren Größe, umzuwälzen, so daß es auf den Rücken zu liegen kommt. Dann fangen sie an allen Enden an zu nagen, reißen die Bauchschilder auf und halten an den Eingeweiden, dem Fleische und den Eiern ihr blutiges Mahl. Viele Schildkröten entfliehen ihrer Wuth und erreichen, oft die zerrenden Hunde hinter sich her schleppend, glücklich das Meer. Auch nicht immer verzehren diese ihre gemachte Beute in Ruhe. In manchen Nächten geschieht es, daß der Herr der Wildniß, der Königstiger (Matjan lorek), aus dem Walde hervorbricht, unter die Hunde springt, die nun nach allen Seiten auseinanderstieben und in wilder Flucht dem Walde zueilen. Ein abgebrochener, mehr pfeifender als knurrender Ton begleitet ihren Abzug. Nun verzehrt der Tiger seinen Raub in Ruhe, wenn ihm nicht seine Beute vom Menschen wieder abgenommen wird.

So führen wilde Hunde und Tiger hier einen Kampf mit Bewohnern des Ozeans, mit Riesenschildkröten, an einem Orte, außerordentlich wüst und schauervoll, der niemals von Javanen besucht wird, den der Wanderer, welcher die Wildniß durchirrt, schon aus der Ferne zu erkennen vermag an der Menge Raubvögel, die in Kreisen durch die Luft hinschweben über dem Orte, wo das mit Fleischfetzen behangene Gerippe der Schildkröten ihnen eine mehr als hinreichende Nahrung bietet.



Riesenschildkröte.

Im ganzen westlichen Java kommt in der Nähe der Südküste die Gebang-Palme (Corypha Gebang) außerordentlich häufig vor. Nie tritt sie ganz zur Küste hinab, sondern nähert sich nur dieser bis auf einen Pfahl, entfernt sich aber auch nie weiter als höchstens drei Pfähle von ihr, etwa so weit, bis der sehr allmälig ansteigende Boden eine Höhe von 300 bis 400 Fuß erreicht hat. Dann verschwindet sie wieder und macht Laubgebüschen Platz. Der Gürtel, den sie einnimmt, ist gewöhnlich nur $^1/_2$ oder $^3/_4$ Pfahl breit, aber scharf begrenzt. Seine Schmalheit ist besonders da auffallend, wo er sich in paralleler Richtung mit der Küste viele Meilen weit in die Länge zieht. Nur Alang-Gras wächst zu beiden Seiten des Gürtels, sowie zwischen den Stämmen der Bäume selbst, und bildet einen weißlich grünen Grund, auf dem die dunklen Fächerpalmen sich abheben. Jeder, der einen Gebang-Palmenwald erblickt, ist betroffen von der großen Regelmäßigkeit der Formen, der Aehnlichkeit, welche alle die Hunderttausende weitläufig gestellter und mit einem runden Köpfchen gekrönter Säulen mit einander haben.

Tritt man in's Innere des Waldes, so löst sich diese kugelige Krone auf in kolossale fächerförmige Wedel, und die Säulchen werden zu plumpen, absatzweise geringelten Stämmen. Nur trostloses 3 bis 5 Fuß hohes Alang-Gras füllt den Boden. Drückend ist die Hitze zwischen den vereinzelt stehenden Palmen, unter denen man vergebens nach Schatten sucht; oben lacht hell und blau der Himmel und unten, wo man seinen Blick durch die Stämme der Küste zuwirft, sieht man eine spiegelnde Meeresfläche, welche der schneeweiße Saum der Brandung vom Lande trennt. Das einzige Thier, welches sich hier seines Daseins zu freuen scheint, ist ein Nashornvogel (Buceros plicatus). Man erblickt ihn sehr oft in diesen Wäldern, aber stets paarweise, von einer Palme zur andern fliegend. Dann wird das Rauschen der Palmwipfel übertäubt von dem lauten knirschenden Fauchen, welches der Stimme dieses Vogels eigen ist und sein Herannahen schon aus weiter Ferne verkündet.

Zum üppigen Gedeihen der Gebang-Palme, sowie vieler anderer Küstenbäume, scheint der salzige Wasserdunst in der Luft ein wesentliches Erforderniß zu sein. So wie Schneegestöber sich fein vertheilt, so verbreitet sich der feine Wasserstaub des zu Schaum von der Brandung zerpeitschten Meeres bis auf weite Entfernungen von der Küste und löst sich zum Theil in der Atmosphäre auf, wodurch ein fortwährender eigenthümlicher Nebel entsteht, der auf große Abstände deutlich sichtbar ist. Es scheint, daß sich die Gebang-Palme auf keine größeren Abstände von der Küste entfernt, als bis wohin die Zone dieses salzigen Wasserdunstes reicht.

Wir schreiten nun zur Betrachtung des inneren Landes, der großen Alluvialebenen, der vulkanischen Vorgebirge und der tausendhügeligen neptunischen Gebirge mit ihren Thalgründen, welche in der untersten heißen Zone den größten Theil der Oberfläche von Java einnehmen. Vorzüglich ist es aber das tertiäre Gebirge, welches hier vertreten ist und das nur von den Alluvionen und seltener von vulkanischen Produkten abgelöst wird. Die Gewächse dieser Zone im innern Lande gruppiren sich wieder zu verschiedenen Abtheilungen; zunächst tritt uns der Rawa-Flor der Sümpfe entgegen; daran reihen sich die Alang-Graswildnisse mit den darin stehenden Baumgruppen, dann die Flora der trocknen Wiesen, das Waldgebüsch des heißen Hügellandes, die Akazien- und die Dschati-Wälder, und schließlich der tropische Urwald.

Die Vegetation der untiefen, stehenden Gewässer, der Gräben, der Sümpfe und ihrer Ufer bezeichnet man als Rawa-Flor. Im Wasser schwimmen oder bedecken den Spiegel mit ihren Blättern eine Anzahl Pflanzen, die mit den Sumpfpflanzen Europa's eine große Aehnlichkeit haben. Die Teichrosen fehlen keineswegs, an Größe und Schönheit werden sie jedoch weit überstrahlt von der prachtvoll rosenrothen Lotosblume (Nelumbium speciosum), auf deren großen Blättern, wie auf einem schwimmenden Garten, kleine Vögel umherspazieren. Damit ja kein Fleckchen der Wasserfläche unbedeckt bleibt, hat sich die kleine Teichlinse (Lemna minor) angesiedelt und erinnert, als ein echter Kosmopolit, den europäischen Reisenden an die Sümpfe seines nordischen Vaterlands. Am Ufer der Gewässer stehen Cypergräser, und in den Fluten tummeln sich gehegte

Fische, der kleine Goldkarpfen (Cyprinus floripinna) und der schmackhafte Ikan gurami (Osphronemus olfax). Hundert andere Fischarten leben im Busen der Landseen und großen Rawas, während Leguane (Monitor bivittatus) zuweilen über das Wasser tauchen und wie kleine Krokodile hier und da am Ufer liegen. Um sie herum spazieren Reiher und storchartige Vögel, die ihren Hunger an den zahlreichen Fröschen stillen. Kleine niedliche Enten (Anas arcuata), Sumpfschildkröten, Blutegel und manche andere Thiere vervollständigen die Fauna des javanischen Sumpfes.

Einer der größten Sümpfe Java's ist der Rawa-Lakbok, der in den trockenen Monaten des Jahres in eine Grasflur verwandelt ist. Zur Regenzeit aber wird Alles unter Wasser gesetzt, und dann sind die Tiger, die vielen Wildschweine und die Hirsche gezwungen, nach anderen Theilen des Landes auszuwandern. Diese Zeit aber ist die gesundeste für die Bewohner der Dörfer, welche im Umfang dieser Fläche liegen. In der trockenen Jahreszeit herrschen dagegen in allen diesen Dörfern böse Fieber. Außerdem gehört eine Fußkrankheit, ein Aufschwellen und Schwären der Füße und Unterschenkel zu den Plagen der Menschen, welche im Umfange dieser Moraſtgegenden wohnen, wo der Boden stets feucht ist und fast jeden Morgen Nebel fällt. Die geringste Fußwunde wird zu einem Geschwür. Diese Geschwüre fressen um sich, dringen oft bis auf die Knochen, hektisches Fieber tritt hinzu und die Patienten sterben.

Von den Sümpfen schreiten wir fort zu den ungeheuren Graswildnissen, die mit 3—4 Fuß hohem Alang-Alang (Saccharum Koenigii) bestanden sind, das eng, zusammenhängend, meilenweite Flächen überzieht.

Untermengt mit dem Alang-Alang kommen mehrere andere eben so hohe oder noch höhere Grasarten vor, besonders die berüchtigte Glagah (Saccharum spontaneum), deren rohrartige, fingerdicke Stengel mit ihren langen Blättern und überhängenden Blütenrispen so hoch emporsteigen, daß Roß und Reiter sich darin verbergen können. Gewähren die grünen, saftigen Wiesen Europa's einen erquickenden Anblick, so bildet das Alang-Gras auf den indischen Inseln trockene, einförmige Wildnisse, die sich trostlos, ohne Abwechselung ausbreiten. Statt einer erquickenden grünen Matte schaut man auf ein silberweißes, im Winde wogendes Grasmeer, das den eintretenden Wanderer bis an die Schultern begräbt. Leicht schneidet der scharfe Rand und die Spitzen der steifen, gerade emporgerichteten Grasblätter Wunden in die Haut; leicht wird man von Ameisen geplagt, wenn man ermüdet sich hinwirft, oder man läuft Gefahr, von einem verborgenen Tiger überfallen zu werden. Kein Weg ist weit und breit zu sehen; selbst über die tiefausgetretenen Pfade wölbt sich das Alang-Gras dicht empor und verdeckt sie vollständig. Das von der Grasfläche zurückstrahlende Licht blendet das Auge, und die drückende Hitze, die selbst im Schatten eines Schirmes bis über 30° R. steigt, erschlafft alle Sehnen des Wanderers. Nur eine einzige schöne, kornblumenblaue Pflanze aus der Familie der Enziane (Exacum sulcatum) erscheint hier und da in kleinen Gruppen inmitten des alle anderen Gewächse völlig erstickenden Alang-Graſes.

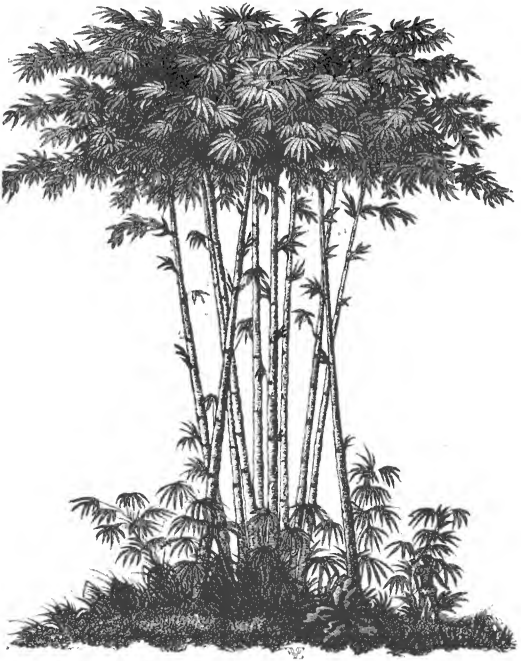
Wenn in den Monaten Oktober und November das Alang-Alang in Blüte steht, dann sind die Millionen Halme von wolligen Aehren gekrönt und das ganze Grasfeld hat, so weit man sehen kann, eine weißliche Farbe. Leicht lösen sich von den Aehren die kleinen Samen, die mit weichem, wolligem Flaum bedeckt sind und durch ihre leichte Beweglichkeit den Wuchs des Grases immer weiter verbreiten. Erhebt sich dann von der Seeseite ein Windeshauch, dann wandern diese Samen gesellig durch die Luft, die weit und breit wie mit Schneeflocken erfüllt erscheint.

Zerstreut in den Alang-Feldern liegen inselartig kleine, von Schlingpflanzen durchwebte, schwer zu durchdringende Waldgruppen, die einen Gürtel rund um die eigentlichen Urwälder bilden. Die zusammengedrängten Bäume erreichen selten eine größere Höhe als 30 Fuß und unter ihnen sind zwei Euphorbiaceen (Rottleria tomentosa und floribunda) am häufigsten. Vor allen verdienen aber die Bambusarten (Bambusa vulgaris und Bitung), und besonders der stachlichte Bambu (Bambusa Blumeana) genannt zu werden, die oft ganze Wäldchen allein zusammensetzen. Eine Menge Sträucher vermengen sich mit diesen Bäumen, aber noch größer ist die Zahl der Schlingpflanzen und kletternden Lianen, welche sich durch diese heißen, an allen Seiten der Sonne bloßgestellten Gebüsche hindurchwinden. Im Innern des Gebüsches stehen Pandan-Arten oder Wiru-Palmen (Lienala) mit ihren auf dünnen, langen Blattstielen stehenden fingerförmigen Wedeln.

An und in diesen zerstreuten Waldgruppen ist das geliebte Jagdrevier der javanischen Regenten gelegen, hier ist es, wo sie ihre großen Treibjagden zu halten pflegen. Hier lebt zahlreich in kleinen Rudeln der javanische Hirsch (Cervus russa), dessen Fleisch in dünne Scheiben geschnitten, mit Salz eingerieben und an der Sonne getrocknet, das von den Javanen so gern zum Reis gegessene Tin-Tin liefert. Hier wühlt das wilde Schwein (Sus vittatus) den Boden nach den süßen Wurzeln des Alang-Grases auf, das seine Verwandtschaft mit dem Zuckerrohr nicht verleugnet. Da der javanische Muhamedaner das Fleisch der Schweine nicht ißt, ja, jede Berührung mit dem „unreinen" Thiere vermeidet, so sind sie wenig scheu und haben sich ungeheuer vermehrt. Bei einer großen Treibjagd im März und April 1852 wurden in der nur 4 Quadratmeilen großen Regentschaft Pati allein 5400 wilde Schweine erlegt. Einer ihrer Hauptfeinde ist auch der Tiger, und man hat die Bemerkung gemacht, daß da, wo die Tiger sich zurückzogen, die Schweine immer häufiger wurden und große Verwüstungen in den Zuckerfeldern anstellten.

In vielen Gegenden der Alang-Wildnisse erhebt sich der harte thonige Boden zu 2—3 Fuß hohen, rundlichen, ganz gleichmäßig gestalteten Hügeln, deren man oft viele Hunderte nebeneinander erblickt, die ihre Entstehung Thieren verdanken. Oeffnet man die Erdkruste, so erkennt man, daß der ganze Hügel aus durcheinander gewundenen, bräunlich gelben Lamellen besteht, in deren engen Zwischenräumen Millionen weißer Termiten (Termes fatalis) herumwimmeln. Hat die Natur in Tiger und Panther den Hirschen und Schweinen hier ihre Würgengel zugesellt, so finden wir auch bei den Termiten einen Erbfeind. Das javanische Schuppenthier (Manis javanica), das vorzugsweise von Termiten

lebt, scharrt die Hügel auf und bemächtigt sich der kleinen Thiere, dieser gefürchteten Zerstörer von Holz und Bambu. Auch von Pfauen (Pavo muticus) werden die Termiten nicht verschmäht. Prachtvoll glänzt das Gefieder der Pfauen im Grase, und wenn aber die Dämmerung naht, dann erschallt ihr widerliches Geschrei durch die Luft, das den Bewohnern der Wildniß die Stunde verkündet, zu welcher der Tiger seinen Schlupfwinkel verläßt.



Bambu.

Auch das Rhinozeros (Rhinoceros sundaicus) kommt häufig in solchen niedrigen Graswildnissen, ja dicht am Seestrande vor, obgleich es die höher liegenden Urwälder mehr liebt.

Einen ganz anderen Anblick, als die hohen Alang-Wildnisse, bieten die mit

kurzem Gras bewachsenen Ebenen und unteren, sanft geneigten Bergabhänge, die als Stellvertreter der nordischen Wiesen gelten können. Sie sind wahrscheinlich an die Stelle vormaliger Kultur getreten und bieten mit ihren krautartigen und strauchartigen Pflanzen, sowie mit ihrem Blumenreichthum ein angenehmes Bild. Wenn man durch solches Gebüsch des Abends hinwandelt, so verspürt man oft einen aasähnlichen Geruch, sucht aber vergebens nach einem Leichnam. Im Dickicht versteckt erhebt sich da eine Aroïdee (**Amorphophallus variabilis**), deren auf langem Schaft stehende Blumenkolben die Luft mit dem Aasgestanke erfüllen. In der Nacht streift durch diese Gebüsche der Matschantschongkok (**Linsang gracilis**), ein kleines marderähnliches Raubthier, das blutdürstig Hühnern und Enten nachspürt. Oft bekommt man auch einen Leguan (**Monitor bivittatus**) zu Gesicht, der in einen Hühnerstall einbricht, die Flucht nimmt und im Wasser des nahen Baches sich vor der Verfolgung sichert. So widerlich, krokodilartig sein Ansehen ist, so weiß und schmackhaft ist sein Fleisch, das Chinesen und Javanen gern verzehren.

An diese Grasflächen schließt sich das zerstückelte Waldgebüsch des trockenen, heißen Hügellandes, das vorzugsweise auf kalkigem Boden gedeiht. Die kahlen Wände der sich steil erhebenden Kalksteinbänke, ja die thurmartig ragenden Kalkfelsen selbst, schmückt lieblich das Grün verschiedener Schlingsträucher, die oft wie Guirlanden herabhängen, während auf dem Scheitel der Felsen Feigenarten (**Ficus Remblas, Ficus gibbosa** u. a.) ihr schönes, schattiges Laub erheben. So wie die holzigen Ranken der Schlingsträucher aufwärts streben, so schlängeln sich, dem Gestein eng angeschmiegt, die grauen, glatten Wurzeln der Feigenbäume von oben herab und dringen in alle Fugen des Gesteins, das sie bei zunehmendem Wachsthum zersprengen. Manche Blöcke lösen sich dadurch ganz von der Felswand ab und würden herabstürzen, wenn sie nicht von den Wurzeln umklammert und festgehalten würden. Viele dieser Kalkfelsen sind vollkommen kahl, ihre Oberfläche enthält keine Spur Dammerde, und dennoch sind sie von den riesenmäßigen Feigenbäumen dicht bewachsen, deren Wurzeln das Gestein durchdringen und bis in die Höhlen hinabreichen, die man gewöhnlich im Innern der Kalkbänke findet. In diesen Höhlen trifft man ungeheure Scharen von Fledermäusen (**Pachysoma, Rhinolophus, Vespertilio**-Arten), oft mehrere Arten zugleich in einer Höhle an, die fest angeklammert an der Decke hängen, von wo sie ihre Exkremente auf den Boden herabfallen lassen. Ein eigenthümlicher, ammoniakalischer Gestank erfüllt diese Räume. In den vertieften Stellen des Bodens hat sich der Mist zu einem dicken Brei angehäuft, woraus die Eingeborenen in Solo Salpeter bereiten. Oft schleppt auch ein Tiger seine Beute in diese Höhlen, in deren engen Spalten und Nebenlöchern das javanische Stachelschwein (**Acanthion javanicum**) haust. Sein weißes zartes Fleisch gilt für einen Leckerbissen bei den Javanen. Bei solchem Ueberflusse an thierischem Dünger, womit die Wurzeln der Feigenbäume vielseitig in Berührung treten, kann die Ueppigkeit des Baumwuchses auf der kahlen Außenfläche der Kalkfelsen keine Verwunderung erregen.

Die Kalkfelsen sind von Millionen Ritzen und Spalten durchzogen, durch welche das kohlensäurehaltige Wasser hindurchsickert und in die Höhlen hinab-

tröpfelt, wo es, fast vor den Augen des Besuchers, Tropfstein bildet, der theils in Zacken von der Decke herabhängt, theils sich auf dem Boden der Höhle in wunderbaren Figuren aufeinanderthürmt. Die Kalksteine sind in der That einer steten und unaufhaltsam vorgehenden Verwitterung und Auflösung unterworfen, während der mehlweiße, pulverige Thallus einer Flechte, erst kreisrund, so groß als ein Thaler, nachher in einanderfließend und endlich 100 Fuß weit nur einen Ueberzug bildend, an der Oberfläche haftet, wo er der Felswand des Gesteins, das inwendig gelblich weiß ist, ihre blendendweiße, äußere Farbe ertheilt und ihre Zersetzung beschleunigen hilft. Dazu gesellen sich die zerstörenden Wirkungen der Wurzeln der Feigenbäume. Also theils chemisch, theils durch Lebenskraft gehen diese ungeheuren Bänke und Felsen von klingend hartem Kalkstein einer gänzlichen Vernichtung entgegen.

Melonenbaum (Carica papaya).

Als ein Fremdling wird in dieser Gegend häufig der Melonenbaum (Carica Papaya) angebaut. Seine eigentliche Heimat ist das tropische Amerika. Er gleicht in Gestalt und Tracht einer Palme, sein gerader, schlanker, nur 1 Fuß dicker Stamm steigt völlig astlos in die Höhe und bleibt ohne Blätter bis in die Nähe des Gipfels, oben aber breitet sich eine schöne Krone aus, die jedoch nicht aus Aesten, sondern aus fußlangen, hellgrünen, handförmigen Blättern gebildet wird. Die schön weißlichen oder röthlichen, sehr angenehm riechenden Blüten erscheinen fast das ganze Jahr

hindurch, die Frucht hat das Ansehen einer Melone, obgleich sie nie deren volle Größe erreicht, ein ähnlich röthlich-gelbes Fleisch, eine feste orange-farbene Schale und eine große Anzahl kugelrunder, schwarzgrüner Samen. Das Fruchtfleisch ist nicht sehr wohlschmeckend, aber doch kühlend und, mit Zucker genossen, keineswegs unangenehm; mit dem zarten Geschmack der Melonen kann es jedoch in keiner Weise verglichen werden. Merkwürdigerweise hat der Saft des Baumes die Eigenschaft, rohes Fleisch so mürbe zu machen, als ob es gekocht wäre. Der Melonenbaum wächst ungemein schnell, hat aber schon nach 3 Jahren sein Wachsthum vollendet und stirbt nach 4—5 Jahren ab.

In anderen Gegenden der tertiären Gebirge, wo ein etwas mehr fruchtbarer Boden vorhanden ist, hat sich an der Stelle ausgerodeter Wälder eine große Menge wilder Bananen oder Pisang angesiedelt. Es ist nicht die überall angebaute **Musa paradisiaca**, sondern der Wachspisang oder Pisang karet der Javanen. Er kommt an den Gehängen, wie in den Thalgründen jener Gebirge millionenfach vor. Die untere Fläche der 6 Fuß langen Blätter ist mit einem weißlichen, mehlartigen Ueberzuge bedeckt, den die Javanen abzuschaben pflegen, nachdem sie die ganze Pisangstaude umgehauen und die (gewöhnlich) sieben Blätter abgeschnitten haben. Der untere halbröhrenförmige Theil der Blattstiele, die mit einander den Stamm des Pisang bilden, dient ihnen zum Gefäß, worin der feuchte zusammendrückbare Mehlstoff gesammelt wird. Darauf setzen sie die saftige Rinne, die sie damit gefüllt haben, in einer geneigten Stellung über ein angezündetes Feuer, worauf der Mehlstoff schmilzt und in ein darunter gestelltes Gefäß, eine halbe Kokosschale oder eine Schüssel herabfließt. Man läßt ihn durch vorgebundene Arengfasern, Idscho, laufen, um ihn von Unreinigkeiten zu befreien und erhält nach dem Erkalten ein reines, hartes, weißliches Wachs, das in Mittel-Java ein bedeutender Handelsartikel ist. Ein Pisang liefert zwei Unzen Wachs. Da nun der gefällte Pisang aus derselben Wurzel wieder aufschießt und zwei Mal im Jahre gefällt werden kann, außerdem viele Tausende Stauden vorhanden sind, so ist die Wachsbereitung aus dem Pisang karet für viele Javanen ein gewinnbringendes Geschäft.

Im Gegensatz zu den oft in der Nähe stehenden kahlen, abgebrannten und todten Stämmen der Dschati-Wälder erfreut sich das Auge an diesen verschiedenen Bananen-Arten, deren frisches Grün einen ungemein wohlthuenden Eindruck hervorbringt. Am häufigsten bedeckt die wilde Banane den Boden. Ihre großen und breiten Blätter, deren manches als Mantel bequem einen Menschen bedecken kann, sind auf der unteren Seite bleich-grün, während die Oberfläche roth und braun gefleckt erscheint. Weit graziöser und schlanker, aber auch weit blendender in ihrem saftigen Grün der im Winde sanft sich bewegenden Blätter, erheben sich die kolossalen Blattwedel der Königsbanane, die bei den Javanen fast in dem nämlichen Ansehen steht, wie der heilige Waringin-Baum (S. S. 233).

Treten wir nun ein in die eigentlichen javanischen Urwälder, in das letzte Pflanzengebiet der heißen Region, so sehen wir, daß wir dasselbe nicht in ein Gesammtbild zusammenfassen können, daß wir wieder die Akazienwälder, die Dschatiwälder und die gemischten Wälder unterscheiden müssen.

Wir betrachten zuerst die Akaziawälder, die baumartigen Mimosen, die sich dem Waldgebüsche des kalkhaltigen Bodens unmittelbar anschließen, ja die sehr oft und vorzugsweise auf den Kalkbergen selbst wachsen, da, wo diese mit Erdschichten bedeckt sind. Jedoch nicht alle baumartigen Mimosen Java's, Arten der Gattungen Acacia, Albizzia und Pithecolobium, treten gebietend auf; nur der Sengonbaum (Albizzia stipulata), der Weru (Albizzia procera) bilden, gesellig vorkommend, eigene Gebiete. Sie werden fast immer mit einander vereinigt angetroffen und zwar auf den unteren trockenen Abhängen der meisten Vulkane und vulkanischen Vorhöhen zwischen 1000 Fuß und 2000 Fuß. Diesen Mimosen ist eine glatte, von Farrn, Flechten und anderen Schmarotzerpflanzen freie Rinde, ein feingegliedertes Laub, eine mehr oder weniger schirmartige, in die Breite gezogene, nach oben zu flache Krone eigenthümlich. Der Weru-Baum zeichnet sich außerdem noch durch seinen weißen Stamm aus, der an die Birke des Nordens erinnert.

Der gesellschaftliche Teck-Baum aus der Familie der Verbenaceen, Kaju Dschati (Tectonia grandis) verdrängt aus seiner Nachbarschaft fast alle anderen Bäume, die ihm den dürren, steinigen Boden, den er liebt, gern allein überlassen. So setzt er ganz allein ausgedehnte Waldungen zusammen von höchst eigenthümlichem Ansehen, die in der trockenen Jahreszeit ihre Blätter verlieren, nach beendigter Regenzeit aber, im März und April, sich neu begrünen und mit Blütenrispen bedecken. Da seine Stämme das beste Nutzholz liefern und zwar ein grob faseriges, dem Eichenholz ähnliches, das sich besonders zum Schiffbau eignet und seines starken Geruches wegen nicht leicht von Termiten angefressen wird, so sucht man den Dschati durch Kultur zu vervielfältigen. Erst in 100 Jahren sind die Stämme völlig ausgewachsen und erreichen dann eine Dicke von 4 Fuß; wenn sie 25 Jahre alt sind, sind sie höchstens 1 Fuß dick; gewöhnlich werden sie im 40. oder 50. Jahre gefällt. Sie haben zu ihrem Gedeihen „viel Feuer" nöthig, d. h. das Untergebüsch muß jedes Jahr in den trockenen Monaten weggebrannt werden, damit dessen Asche den Boden düngt.

Im Durchschnitt erreicht der Dschati nur eine Höhe von 60 Fuß; sein Stamm ist keineswegs schlank und eben, sondern krumm höckerig. Tritt man im September in einen Dschati-Wald, dann sieht man die Luft mit Rauch getrübt, an vielen Stellen lodern noch Flammen empor. Nackt und kahl erheben sich die rindenlosen Stämme, an deren Aesten kaum ein dürres Blatt hängt; frei blickt überall die helle Luft hindurch. Im März und April erkennen wir denselben Wald kaum wieder, dann ergrünt er in üppigster Frühlingspracht. Hoch und rund wölbt sich die Laubkrone, die uns angenehmen Schatten gewährt, während die Blütenrispen die Luft mit Wohlgeruch erfüllen.

Das letzte Gebiet der heißen Region bis zu 2000 Fuß Höhe nimmt der aus vielerlei Baumarten bestehende, eigentliche, schattenreiche, tropische Urwald ein, indem Feigen-Arten und Anonaceen unter den Bäumen, kletternde stachelichte Rotan-Arten unter den Lianen und saftige Scitamineen im Untergebüsche eine Hauptrolle spielen. Ungleich hoch, doch im Durchschnitt bis zu 70 Fuß und 80 Fuß ansteigend, erhebt der tropische Wald sein Laubgewölbe, einzelne Riesen nur ragen darüber empor. Zu diesen gehört der Kilengser (Irina glabra), dessen Stamm sich an

der Basis aus strahlenförmig zusammenlaufenden Leisten erhebt und dann emporsteigt als eine kolossale Säule, die an der Spitze gekrönt ist vom Laubdache, an dessen Oberfläche sich oft erst 120 Fuß hoch über dem Boden die Blüten entfalten. Solche strahlenförmige Leisten, in welche der Stamm an seiner Basis ausläuft, sind vielen anderen dieser Zone noch eigen. Da sie ungefähr die Dicke starker Bretter haben und in ihrer Mitte so weit am Stamme hervorstehen, daß man eine Scheibe daraus schneiden kann, so groß als ein Wagenrad, so pflegen die Javanen vorzugsweise die scheibenförmigen Räder ihrer Pedatis daraus zu verfertigen.

Wilde Banane.

Nur die Feigenbäume machen hiervon eine Ausnahme. Denn ziehen die anderen Bäume durch die Säulenform ihrer Stämme, durch ihre ungemeine Höhe, oder durch die Schönheit ihrer Blumen, die aus dem Laubgewölbe herabblicken, das Auge des Reisenden an, so zeichnen sich, bei einer geringern Höhe, die meisten Ficus-Arten durch den großen Umfang und die ungemeine Dichtheit ihres schönen saftgrünen Laubes aus, das den kühlsten Schatten giebt. Gewölbeartig nach den Seiten überhängend, ja im Bogen oft bis an die Erde hinabreichend, nimmt es den Wanderer in seinen Schutz. Dann lagern sich die Javanen oder zünden Feuer an zwischen den Luftwurzeln, die von den weit vorgestreckten Zweigen herabhängen und zu Hunderten in den Boden eingedrungen sind, wo sie eben so viele Nebenstämme gebildet haben. Diese unterstützen dann die Aeste und umgeben wie Säulengalerien auf allen Seiten den Hauptstamm, der ebenfalls nur aus Dutzenden solcher Nebenstämme zusammengedreht und gewunden ist. Auf diese Art erreicht ein Ficusstamm einen Durchmesser von 20, 50, ja oft von mehr als 100 Fuß, er bildet ein Flecht- und Gitterwerk, das die unteren horizontal abstehenden Aeste mit dem Boden verbindet, das in der Mitte Lücken und Fenster hat, wo man hindurchkriechen, und im Umfange mit Säulengängen versehen ist, zwischen denen man herumspazieren kann. In vorzüglichem Grade ist diese zusammengesetzte Stammform der Ficus elastica eigen, die den Kautschuk liefert. Diese Feigenart kommt vereinzelt in den Waldungen, besonders in Süd-Bantam vor; aber wo sie sich erhebt, da ist sie im Stande, die Schritte des Wanderers zu

hemmen und seine Bewunderung zu erregen. So weit man ohne Leitern an den gewundenen Säulen oder Strängen, die aufwärts zu einem Stamme sich vereinigen, hinanklettern kann, sind sie überall mit quergerichteten, klaffenden Wunden oder Narben bedeckt, die ihnen das Hackmesser schlug. Selten geht ein Javane an einem solchen Baume vorbei, ohne sich einen kleinen Vorrath von Gummi elasticum mitzunehmen, theils zum eigenen Verbrauche, theils zum Verkauf auf dem Markt. In Strömen fließt der dicke klebrige Saft aus den geschnittenen Wunden und erstarrt in der Luft sehr schnell zu einem elastischen Gummi, dessen anfangs weißliche, in's Fleischrothe spielende Farbe allmälig immer dunkler, roth-brauner wird. Ihm verdankt der Baum seinen Namen Poön Karet oder Kelelet, was Harz- oder Gummibaum bedeutet.

Königsbanane.

Andere Feigenarten, die ihren Hauptsitz im Urwalde haben, sind der oft erwähnte Waringin (Ficus benjamina), ferner Ficus proura, involucrata u. s. w. Die Anonaceen, die sich durch schöne, oft gelbliche und wohlriechende Blumen auszeichnen, sind durch folgende Hauptformen vertreten: Michelia longifolia und montana, Aromadendron elegans, dessen Stamm ein sehr dauerhaftes Holz liefert, und Uvaria Burahol, der des schmackhaften, gelatinösen, goldgelben Fleisches wegen, das die großen Samenkörner in der lederartigen Frucht umhüllt, angebaut wird. So lange der Sultan von Dschokdschokarta noch eine unbeschränkte Macht ausübte, war es jedem gemeinen Javanen bei Todesstrafe verboten, die Burahol-Frucht zu essen. Nur der Sultan und die Prinzen von fürstlichem Geblüte durften sie genießen.

Der Boden ist mit mancherlei kleineren Gewächsen und Lianen derart verwachsen, daß ein Vordringen im Urwalde Java's zu den schwierigsten Arbeiten gehört. Will man in das Innere gelangen, so muß man sich mit einem tüchtigen Vortrabe von wenigstens acht starken Leuten versehen, von denen vier Hackmesser bei sich haben, die rechts und links einhauen, während die vier anderen das abgehauene Zweigwerk zur Seite werfen. Bezeichnend für das Untergebüsch treten die Scitamineen auf, die mit ihren krautartigen, saftigen Stengeln dem eindringenden

Reisenden viel zu schaffen machen. Acht bis zwölf Fuß, ja noch höher emporschießend, erheben sich ihre Stengel herdenweis und dicht gedrängt nebeneinander; sie bilden einen Wald im Walde, ausgezeichnet durch den großen Reichthum der Blätter und durch die Schönheit der gelben, orangefarbenen und scharlachrothen Blumen. Zu ihnen gehören die hier häufigen Arten der Geschlechter Alpinia und Canna.

Unter die Schlingpflanzen gehört der Cissus mit seinen weithinkriechenden holzigen Stengeln, auf welchen die Pedmo (Rafflesia Patma), eine große Schmarotzerpflanze, wächst. Nirgends entwickelt sich dieser Parasit so häufig, als auf dem Sandsteinboden der Küsteninsel Nusa kambangan, wo der Reisende im Mai bei jedem Schritte auf Pedmo tritt, die, wenn sie alt wird, wie Pilze fault und breiartig wird. Die Stränge des Cissus erscheinen von dieser Pflanze wie mit kleinen, plattgedrückten Kohlköpfen bedeckt.

Während die genannten Sträucher den Boden des Waldes erfüllen und alle Zwischenräume in Dickicht verwandeln, sieht man die Lianen bis hoch in's Laubgewölbe klettern, von dem sie als Blätterbüschel und blühende Guirlanden herabhängen. An Zweige und Stämme heften sie sich an und umpolstern mit ihren Blättern die Bäume oft förmlich, während Farnkräuter (Aerostichum und Nipholobus) nebst Orchideen (Phalaenopsis amabilis) die Last der Baumzweige noch vermehren.

Selten begegnet man einem Thier im Innern dieser Wälder. Am häufigsten ist noch der graue Monjet-Affe (Cercopithecus cynomolgus). Er kommt der Feigen wegen in die Urwälder, hält sich aber auch zwischen den Rhizophoren am Meeresstrande auf, wo man ihn Krabben und Muscheln auflesen und verzehren sieht. Er liebt die Einsamkeit nicht, sondern stets halten sich kleine Trupps von 10—50 Stück bei einander auf. Diese sind stets fröhlich und selbst in der Wildniß nicht scheu. Abends ist etwas mehr Leben im Walde; dann sieht man zu derselben Zeit einen großen Schwarm kleiner grüner Papageien (Psittacus vernalis) wiederkehren, die mit ungemein lautem Geschrei herankommen und sich auf demselben Baume, wie am Abend zuvor, niederlassen. Ist die Dämmerung noch tiefer gesunken, dann fängt das fliegende Eichhörnchen (Pteromys elegans) seine nächtlichen Züge an und schwebt, die Flügelhaut ausgespannt, übrigens unbeweglich wie ein papierner Drache, durch die Luft, von einem Raum zum anderen.

Endlich kommen die Kalongs zu den Feigen- und Genitri-Bäumen herangeflogen. Sie beginnen ihren nächtlichen Schmaus auf den von ihnen überfüllten Lieblingsbäumen, während weiterhin im Walde das Konzert der Insekten allmälig zu verstummen beginnt. Nur die wenigen nächtlichen Thiere zeigen sich hier und da, flatternd oder unheimlich umherschleichend. Tiefe Ruhe herrscht dann in den Wäldern der ersten Gewächszone, bis sie am frühen Morgen zu neuem Leben erwachen.

Calotes Ophomachus.

Zweite Gewächszone.

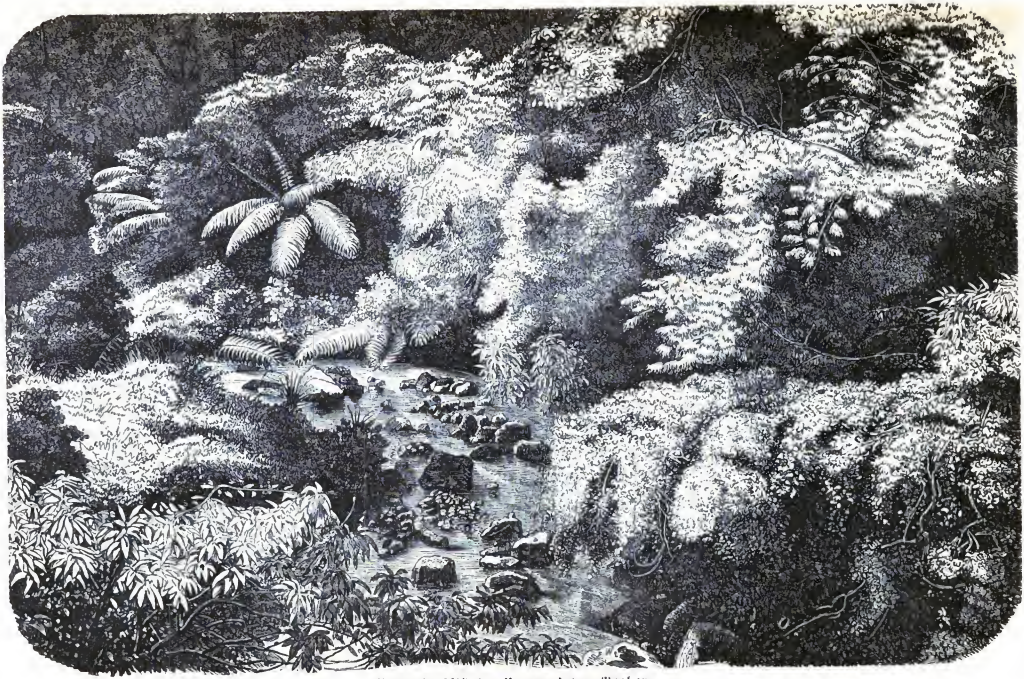
Diese nimmt die gemäßigte Region von 2000 bis 4000 Fuß Meereshöhe ein; die räumliche Ausdehnung dieser Zone hat so sehr abgenommen, daß sie nicht mehr den fünfzigsten Theil des flachen Raumes von der ersten Zone beträgt. Die Luftwärme nimmt in ihr von 18,8° R. bis 15° R. ab, erleidet also eine Verminderung von beinahe 4 Graden. Die Dörfer der Javanen ziehen sich in ihr noch bis zu 2500 Fuß, ja bis zu 3000 Fuß hin, und die Zuckerpalme (Arenga saccharifera), welche bei den Dörfern kultivirt wird, gehört recht eigentlich dieser Zone an. Von den Kulturpflanzen, welche Produkte für den europäischen Markt liefern, brauchen wir den Thee und den Kaffee nur zu erwähnen.

Aus den weiten Kulturgefilden treten wir hinaus in die Wildniß, in die grasigen Bergabhänge mit zerstreutem Gebüsch, die das Uebergangsgebiet zur Hochwaldung dieser Region ausmachen. Unter den krautartigen Pflanzen ist hier die Gelbwurz (Curcuma longa) zu erwähnen. Eigenthümlich und bezeichnend erscheinen die Baumfarrn, die hier ihre rechte Heimat haben. Alsophila contaminans verleiht dieser Gegend ihre schönste Zierde; zu Hunderten erheben sich die Stämmchen zwischen dem Gras und kleinerem Gebüsch. Dieser schöne Farrn liebt besonders die Seitengehänge der Bachklüfte und steigt in diesen oft bis weit unter die Grenze der Zone, bis zu 1200 Fuß herab, wächst jedoch am kräftigsten in der Region von 2500—3500 Fuß, wo er auf ganz Java häufig angetroffen

wird. Die genarbten, palmenartigen Stämme erheben sich 10—15 Fuß hoch und tragen feingefiederte Wedel an ihrer Spitze, die sich durch röthlich braune Farbe und den weißlichen Reif, mit dem sie angeflogen sind, ferner durch das weißliche Grün auf der untern Seite von anderen Baumfarrn unterscheiden, deren Java wenigstens 7 Arten hat.

In diesem Gebiete, am unteren Rand der Urwälder, an der Grenze der bebauten Gegenden finden wir das Warzenschwein (Sus verrucosus) am häufigsten. Es steigt bis 6000 Fuß und 7000 Fuß an und thut in den Kulturen viel Schaden. Recht eigentlich gehören dieser Zone das javanische Reh (Cervus mundjac) und das javanische Moschusthier (Moschus javanicus) an, die beide, nicht wie der Hirsch in Rudeln, sondern nur einsam in den Vorgebüschen der Wälder leben, von wo sie die grasbewachsenen Abhänge leicht zu erreichen vermögen. Das Reh sowol, als das furchtsame kleine Moschusthier werden leicht gezähmt. Unter den Vögeln ist das javanische Rebhuhn (Perdrix javanica) und der wilde Berghahn (Gallus Bankiva) ihr steter Nachbar. Das schöne braune Rebhuhn wird von den Javanen oft in Erdgruben gefangen, aber kaum ist es möglich, diese Vögel zu schießen, da sie nur selten vom Boden auffliegen, sondern meistens sich im hohen Grase verborgen halten. In Erdhöhlen lebt in dieser Zone der kleine, nicht stinkende Dachs (Helictis orientalis), der sich von Würmern und Insekten nährt und ein gutartiges, leicht zähmbares Thierchen ist. Aber auch Raubthiere finden wir in diesen Vorgebüschen. Hier ist es, wo des Nachts Paradoxurus Musanga, den wir schon aus den Kaffeegärten kennen, herumstreift. Auch Tiger und Panther kommen vor und stellen den Hirschen nach; zuweilen stellt sich auch der wilde Hund (Canis rutilans) hier ein, der, größer als der Fuchs, übrigens ähnlich wie dieser, gelblich fuchsroth gefärbt, doch auf der unteren Seite bleicher ist und einen viel weniger langen behaarten Schwanz hat. Er durchzieht dann, Beute suchend, die halb angebauten Gegenden dieser Zone. Dann fällt er gemeinschaftlich, wie die Schildkröten, so auch die Pferde an, zerrt zuerst an den hinteren Theilen, zerbeißt die Augen und reißt die weichen Theile des Bauches auf.

Wir gelangen nun in die zweite Hochwaldzone Java's. In der untern Hälfte derselben kommen immer noch viele Feigenbäume vor, auch Anonaceen. Mehr vorherrschend und ausgezeichnet durch ihre schönen großen Blumen, ihre Früchte oder ihr Holz sind jedoch andere Bäume. Fragraea lanceolata wächst in vielen Gegenden so zahlreich, daß sie einen eigenen dichten Wald bildet, dessen Laubgewölbe im März und April über und über mit großen gelben Blumen bedeckt ist. Allverbreitet im Walde ist der Puspa-Baum (Gordonia Wallichii), dessen Anwesenheit man schon auf dem Boden erkennen kann, wo seine großen schneeweißen Blumen in Menge umherliegen, oder wo ihn die rissiggraue Rinde seines Stammes verräth, ebenso wie man ihn schon aus der Ferne zu unterscheiden vermag an seiner dicht belaubten dunklen Krone, die sich auf dem stattlichen säulenförmigen Stamme 60 Fuß bis 80 Fuß hoch erhebt. Weniger schön, aber desto nützlicher ist ein Baum, der nur zerstreut, aber doch in Mittel- und West-Java häufig gefunden wird, der Kondang (Ficus ceriflua).



Vegetationsbild der Umgegend von Boghor.

Er zeichnet sich durch seinen Milchsaft aus, der von weißer Farbe ist, mit einer fetten Milch die größte Aehnlichkeit hat und an der Luft nicht erhärtet, sondern flüssig und weiß bleibt. Durch Einschnitte in die Rinde und den Bast des Baumes kann dieser Saft in großer Menge abgezapft werden, ohne daß derselbe dadurch erkrankt. Durch bloße Verdampfung des Saftes erhält man ein weißes, reines, hartes Wachs, das die Eingeborenen in großer Menge bereiten.

Der Fürst in diesen Wäldern aber ist der Rasamala-Baum (**Liquidambar Altingiana**), dessen schnurgerader Stamm sich erst 90 Fuß bis 100 Fuß hoch über dem Boden in Aeste spaltet und in die kugelige Laubkrone übergeht, deren oberster Scheitel noch 50 Fuß bis 80 Fuß höher liegt, als die erste Gabeltheilung des Stammes, so daß die Höhe des ganzen Baumes 140 Fuß bis 180 Fuß, im Mittel 160 Fuß beträgt. Die Stämme der größten Rasamala-Bäume haben 10 Fuß über dem Boden noch eine Dicke von 5 Fuß bis 7 Fuß, die in einer Höhe von 50 Fuß bis 60 Fuß kaum vermindert ist. Sie sind wirkliche walzenförmige Säulen, die sich durch ihr Glattheit und Kahlheit desto bemerkbarer machen, je zottiger und dichter mit Schlingpflanzen umwachsen die andern Bäume sind, in deren Mitte sie sich erheben. An den Rasamala-Bäumen haftet nur selten ein Parasit. Wo der Wald ausschließlich oder vorzugsweise aus Rasamala-Bäumen besteht, sieht man gedrängt nebeneinander lauter Halbkugeln, nämlich die obere Hälfte der kugelrunden Kronen, und die Oberfläche des Waldes scheint eine kugelförmige Absonderung zu besitzen.

Der Rasamala-Baum zeichnet sich durch ein wohlriechendes feines Harz aus, das in honigartiger Konsistenz aus der Rinde fließt, in den Rissen der Rinde erhärtet, und in den Höhlungen der alten Bäume in großer Menge angetroffen wird. Eine kleine stachellose Biene (**Melipoma vidua**) hält sich in zahlreichen Schwärmen in diesen zum Theil mit Harz gefüllten Höhlen, ja im Harze selbst auf, das von den Insekten, wie es scheint, selbst zur Bereitung ihrer Zellen verarbeitet wird. Die Javanen benutzen das Harz wie Benzoë.

Die geographische Verbreitung des Rasamala-Baumes auf Java ist zwischen enge Grenzen eingeschlossen, die durch die Kaffeekultur noch immer mehr beschränkt werden. Am häufigsten und kräftigsten wächst er zwischen 2500 Fuß und 3500 Fuß. Mit Ausnahme der nördlichen Abhänge des Gnnung Salak und G. Gedeh ist er auf die Preanger Regentschaften beschränkt.

Die Rasamala- und Puspa-Bäume zeichnen sich durch die große Individuenzahl aus, in der sie auftreten, ja sie wachsen oft so dicht nebeneinander, in solcher Menge, daß man sie als gesonderten Wald betrachten kann. Da sie aber eben so oft zerstreut vorkommen, so dürfen sie nicht als eigenes Gebiet betrachtet werden.

In keiner andern Zone ist der Urwald so reich an Schlinggewächsen als in dieser. Besonders **Cissus papillosa** ist der Riese unter den Arten dieser Gattung. Sein holziger Stengel erreicht die Dicke eines Schenkels und steigt bald 100 Fuß geradlinig an einem Baumstamme empor, bald verbindet er, schief sich erhebend, zwei Bäume mit einander und ist so stark, daß drei Menschen ihn nicht herabzureißen vermögen. Dennoch ist die Holzsubstanz locker. Sind die

Javanen durstig, so hauen sie diesen Cissus in einer Höhe von 4 Fuß bis 5 Fuß über dem Boden durch und stellen sich mit geöffnetem Munde unter das abgehauene Ende, aus welchem ein süßlicher Saft herausströmt.

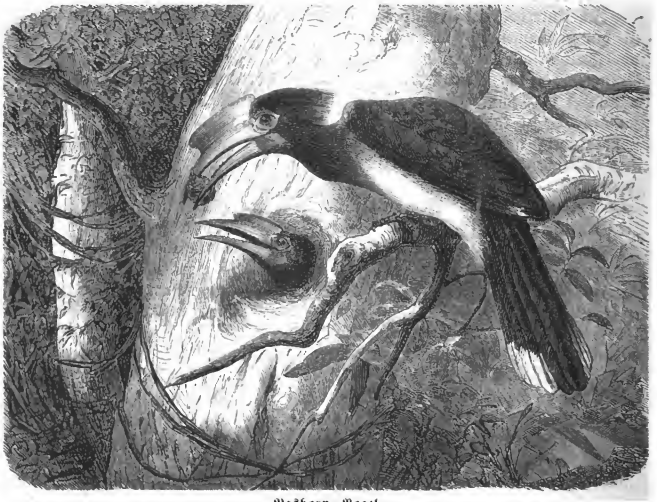
Unter den Rotan-Arten ist die **Plectocomia elongata** die kolossalste, deren hellgrüne Wedelkrone man oftmals über alle Bäume emporragen sieht. Man glaubt dann, daß sich an der Stelle des Waldes eine eigentliche Palme erhebt, deren Stamm man vergebens sucht. Mit Entzücken verweilt das Auge auf dem frischen, pisangartigen Grün dieser Palmen, die zwar von unten nur Lianen sind, aber in ihren stolz emporgerichteten Wipfeln die Majestät der Familie nicht verläugnen, die Linné die Fürstin unter den Pflanzen nannte.

Im Unterholz des Urwaldes zeichnen sich einige Sträucher und kleine Bäume mit himmelblauen Blumen und Beeren durch ihren kothartigen Gestank unvortheilhaft aus. Es sind Stinkkräuter (**Mephitidia**) und das Kothholz (**Gumira foetida**), das zu den Verbenaceen gehört und vereinzelt als Bäumchen im Walde vorkommt. Dabei ist der Umstand auffallend, daß das Holz dieses Baumes (**Kaju taï**) im frischen Zustande weißlich und geruchlos ist, einige Monate aber, nachdem es gefällt wurde, eine bräunliche Farbe annimmt und einen deutlichen Geruch von Menschenkoth verbreitet, der so stark ist, daß kleine Splitter, die Javanen spaßweise Anderen in's Bette werfen oder in die Tasche stecken, hinreichend sind, diese in den Verdacht großer Unreinlichkeit zu bringen. Die Entwickelung dieses Geruches, der mit der Färbung des Holzes eintritt, kann beschleunigt werden, wenn man das Holz einige Zeit in lockere Erde vergräbt. Die javanischen Prinzen in Dschokdschokarta finden diesen Geruch, wenn er in geringer Menge mit andern, wohlriechenden Substanzen, namentlich mit dem Oel der **Gaultiera punctata** vereinigt wird, sehr angenehm und haben dem **Kaju taï** in der Bereitung ihrer Parfümerien eine wichtige Stelle angewiesen. Hat der Reisende Zweige oder Blätter von jenen Stinksträuchern abgepflückt, so verliert sich der widerliche starke Geruch erst nach wiederholtem Waschen.

Auf dem feuchten Boden des Waldes überziehen Hunderte von Farrnkräutern und Lycopodiaceen die Humusdecke; man erblickt die Schläuche des Daon (**Nepenthes gymnamphora**), der mit seinen Ranken auf dem Boden umherkriecht. Auf **Cissus** schmarotzt eine andere Rafflesia (**R. Rochusseni**) als die, welche wir früher kennen lernten; geruchlose Veilchen überraschen den Wanderer; in Menge tritt an feuchten Stellen eine Balsamine mit rothen Blüten auf, und freundlich lachen uns die azurblauen Blumen eines Schildkrautes (**Scutellaria indica**) entgegen, dessen Blätter auf der unteren Seite purpurroth gefärbt sind.

Außer Insekten und vielerlei Vögeln sind es fast nur Affen und Eichhörnchen, die man auf den Zweigen im Inneren dieser Wälder erblickt. Manchmal hört man einen hellpfeifenden kurz abgebrochenen Ton, so daß man einen großen Vogel zu vernehmen glaubt. Diesen Ton bringt aber der Affe Surili (**Semnopithecus mitratus**) hervor, wenn man zufällig dem Baume naht, auf welchem er sich verborgen hält. Er lebt einsam und scheu, so daß man ihn selten zu sehen bekommt. Außerdem hört man ein kurzes dumpfes Gebrüll, das von den

schwarzen Lutung-Affen (S. maurus) herrührt, die in kleinen Gesellschaften melancholisch auf den Zweigen sitzen. Um den nahenden Menschen zu entgehen, springen sie oft 100 Fuß tief in das Laubgewölbe der Bäume hinab, die in nahen Thälern ihnen entgegen ragen. Zuweilen steigen diese Affen bis zu 7000 Fuß Höhe in den Gebirgen an, gehen andererseits aber wieder bis zu 1000 Fuß hinab; ihre liebste Heimat ist jedoch die Region zwischen 3000 und 5000 Fuß. Ein anderes Mal vernimmt man ein ungeheuer lautes Knarren und Schnauben im Walde, dann kommt man einer fruchttragenden Evia acida nahe, deren säuerlich-süße Früchte der Nashornvogel (Buceros limatus) ganz besonders liebt.



Nashorn-Vogel.

Dieser große schwarze Vogel unterscheidet sich durch das halbmondförmig nach oben gebogene Horn seines ungeheuern Schnabels von dem früher angeführten B. plicatus und ist so scheu, daß es schwer fällt, ihn zu schießen, da er schon auffliegt, auch wenn der Jäger sich noch in weiter Entfernung befindet. Er horstet in den höchsten Bäumen des Waldes in der Region zwischen 4000 Fuß und 6000 Fuß, wohin man ihn jeden Tag seinen Flug richten sieht. Er fliegt dann stets paarweise, nie in größerer Anzahl, und so ungeheuer hoch durch die Luft, daß man ihn nicht einmal mit der Büchsenkugel erreichen kann.

Die dritte Gewächszone

oder die kühle Region Java's erstreckt sich von 4500 Fuß bis zu 7500 Fuß Meereshöhe, in ihr nimmt die räumliche Ausdehnung noch mehr ab, und die Temperatur der Luft sinkt von 15° R. auf 10,3° R., erleidet also auf 3000 Fuß vertikale Ausdehnung eine Verminderung von 3,7° R. Die Kultur wird in Folge dieses Klima's immer geringer, und außer den Hausthieren folgen den wenigen hier angesiedelten Menschen die Kartoffel, der Kohl, die Zwiebel und einige andere europäische Gemüse in diese Höhen.

Die Mannichfaltigkeit der Bäume, die Zahl der Arten, die den Wald zusammensetzen, hat in dieser Zone, wenn man sie als ein Ganzes betrachtet, schon bedeutend abgenommen. Der Wald kann mit Recht ein Podocarpus-, ein Eichen-, oder ein Laurineenwald, sowie in Ost-Java ein Casuarinenwald genannt werden.

Steigen wir von der unteren Grenze dieser Region höher am Gehänge hinan und setzen unsere Reise fort unter dem Laubgewölbe der Bäume, so werden wir zu allererst überrascht durch die große Menge Eicheln, die den Boden des Waldes bedecken und die uns lebhaft an die Wälder unseres Vaterlandes erinnern, obgleich die Früchte größer und plattgedrückter von Form sind, als unsere deutschen Eicheln. Auch die zunehmende Kühle der Luft macht uns deutlich fühlbar, daß wir uns mit jedem Schritte immer weiter aus dem tropischen Klima entfernen. Alle javanischen Eichen, deren man jetzt 27 Arten kennt, haben ganzrandige Blätter und gehören zwar nicht zu den riesenmäßigen, aber doch hohen Waldbäumen, die auf säulenförmigem Stamme eine rundliche Krone tragen, ein Laubgewölbe, das man an seiner bräunlich-grünen Farbe unterscheiden kann. Das eigentliche Gebiet der Eichen ist die untere Grenze dieser Zone zwischen 3500 Fuß und 5500 Fuß.

Je höher wir steigen, je näher wir der oberen Hälfte der Zone kommen, desto häufiger treten Lorbeerarten nebst Saurauja-Arten (Ternströmiaceen) auf. Sie wachsen nicht eigentlich gesellig, sondern sind auch in ihrer Lieblingszone immer noch mit vielen Kätzchenbäumen vermengt. Ihre großen, ganzrandigen Blätter verrathen sich durch ihre Glätte, durch ihren lebhaften Glanz; sie sind auf der untern Seite fast immer bleicher, selbst weißlich gefärbt, während die obere Hälfte mit dem schönsten Grün geschmückt ist. Auch ohne einen Blick auf die Blätter und glatten Zweige zu werfen, kann man die Lorbeerbäume erkennen an den flüchtigen Bestandtheilen, ätherischen Oelen und harzigen Säften, die sie fast alle in großer Menge enthalten und die sich durch einen aromatischen, oft Zimmt-, Citronen- oder kampferartigen Geruch offenbaren, wenn man die Blätter zwischen den Fingern zerquetscht oder reibt. Alle Laurineen haben einen bestimmten Familiencharakter, der den Eingeborenen nicht entgangen ist, die sehr gute Naturkenner sind, ja sie meisterhaft zu klassificiren wissen. Ebenso wie sie alle Eichen Pasang nennen, so haben sie die Lorbeerarten als Uru bezeichnet. Uru mentek ist der falsche Sassafras (Persea Pseudo-Sassafras), dessen Holz, sowie alle andern Theile des hohen Baumes, sich durch einen starken Geruch auszeichnet. Alle Laurineen tragen nur kleine, unscheinbare Blümchen.

Desto greller fallen einige andere schönblühende Bäume in's Auge, die der Familie der Ternströmiaceen angehören und zwischen jenen wachsen. Es sind Arten der Gattung Sauranja, die sich durch rothe oder weiße Blumen und durch mit Moos bewachsenen Stamm auszeichnet. Schnurgerade steigen, bis zu 70 Fuß Höhe, aus diesen Waldbäumen zwei Palmen (**Caryota propinqua** und **furfuracea**) empor, die nur dem westlichen Java angehören. Während die innere Masse des Stammes, wie bei allen Palmen, schwammig-weich ist, so hat die äußere schwarz-gefärbte, höchstens 1 Zoll dicke Schicht des Holzes eine so ungemeine Härte, daß die Javanen Nägel daraus bereiten und daß sie mit ihren Hackmessern nach stundenlanger Arbeit kaum eine Furche hineinhauen können, die ein paar Linien tief ist.

Als eigentliche Gebieter in diesen Wäldern Java's treten vier oder fünf Nadelhölzer, aus der Abtheilung der Tarineen auf, die theils schmale nadelförmige, theils breitere lederartige Blätter haben, nämlich die Podocarpusarten, die ebenso wie die Rasamalabäume in der vorigen Zone, sich als Riesen zeigen. Sie treten recht eigentlich als physiognomische Bäume auf und spielen in dieser ganzen Zone die erste Rolle. Unter ihnen ist P. **cupressina** die am meisten verbreitete Art, welche durch die kleinen, nadelförmigen, zweizeilig gestellten Blätter die Form der Nadelhölzer am besten auf Java vergegenwärtigt, aber weit entfernt, die Pyramidenform der Tannen und Fichten anzunehmen, erheben sich die schlanken Stämme bis zu 80 Fuß und bilden dann eine breite Krone, welche ihre obersten Wipfel 100 Fuß bis 120 Fuß hoch über dem Boden ausbreitet.

Im Allgemeinen herrscht in dieser Zone, deren Wälder vorzugsweise aus Eichen, Lorbeerarten und Nadelhölzern zusammengesetzt sind, ein auffallender Mangel an großen farbigen Blumen der hohen Waldbäume, den man dem Mangel an Licht und Sonnenschein zuschreiben möchte, welcher durch die dichten Wolkennebel hervorgebracht wird, die von 10 Uhr Vormittags an diese Wälder in einen feuchten Schleier hüllen, wüchsen nicht gerade in dieser Region die prachtvollsten Orchideen, welche durch ihren Farbenschmuck den Blütenmangel der Bäume ersetzen. Sie schmarotzen nebst Farrn und Moosen auf den Baumstämmen und man kennt von ihnen 86 Gattungen in 292 Arten.

Zeichnen sich die Orchideen durch ihre dicken, oft zweizeiligen Blätter, ihre fleischigen Wurzelknollen und vor allem durch ihre farbigen Blüten aus, so ziehen uns die Farrnkräuter durch sonderbare Formen an. Der Nestfarrn (**Asplenium Nidus**) blickt von den hohen Zweigen der Bäume herab, wo er kranzförmig um die Aeste gestellt, die Aufmerksamkeit erregt. Seine Blätter mit ungetheiltem Laub gehören unter den Farrn mit zu den allergrößten, sie sind so groß, daß der Reisende, der seine Hütte in diesen Wäldern aufschlägt, sie gern zum Decken derselben benutzt. Bald hat dieser Farrn seinen pisanggrünen Blätterkranz um die dicksten Stämme gezogen, bald sich an ganz dünnen Zweigen festgeheftet, die dann einem Palmbaum ähneln.

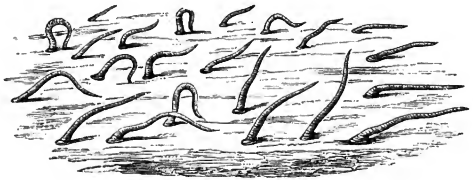
Das ganze Unterholz dieser Zone aber ist noch mit prächtig gefärbten Melastomaceen erfüllt, die auch den Blütenmangel der hohen Bäume ersetzen helfen.

Moose und Flechten, die gleich den Farrn und Orchideen an den Stämmen schmarotzen, nehmen zu, während die Schlinggewächse schon abnehmen.

Ein eigenes Pflanzengebiet nehmen die Anggring-Wälder ein, die aus einem zu den Nesselpflanzen gehörigen Bäumchen **Paraspoma parviflora** gebildet werden. Namentlich am Merapi bilden sie dicht gedrängte Wäldchen von zierlichem Aussehen.

Durch Fichtenform zeichnet sich der Tschemoro-Baum (**Casuarina Junghuhniana**) aus, der in der Ferne an unsere Nadelhölzer erinnert. Er wächst am zahlreichsten in der Region von 5500 Fuß bis 6500 Fuß. Schlank und gerade wie eine Tanne steigt er empor; niemals ist sein Stamm mit Schmarotzern bedeckt oder mit Lianen umschlungen. In manchen Gegenden jedoch ist die Rinde von einem mikroskopischen Pilze zinnoberroth gefärbt. Das Laub der 80 bis 90 Fuß hohen Bäume ist nadelförmig, hellgrün in's Graue übergehend. Höchst eigenthümlich ist das Geräusch, das der Wind hervorbringt, wenn er durch die feinen, an der Oberfläche rauhen, nadelförmigen Zweige der Casuarinenwälder streicht.

Das Thierleben in den Wäldern dieser Zone zeigt manche eigenthümliche Formen. Eine große Pein sind die Springblutegel (Hirudo Zeylanica).



Springblutegel.

Diese fadenförmig-dünnen, bis 1 Zoll langen Würmer, die, sich zusammenkrümmend und dann wieder losschnellend, einige Fuß weit durch die Luft springen können, halten sich an den feuchten, beschatteten Stellen der Wälder in so großer Menge auf, daß sie zu einer argen Plage werden. Sie saugen sich an den Armen und Füßen des Reisenden fest, an dem Kopf und Hals, sie kriechen durch die feinsten Maschen der Strümpfe, wo sie überall blutende Wunden hinterlassen.

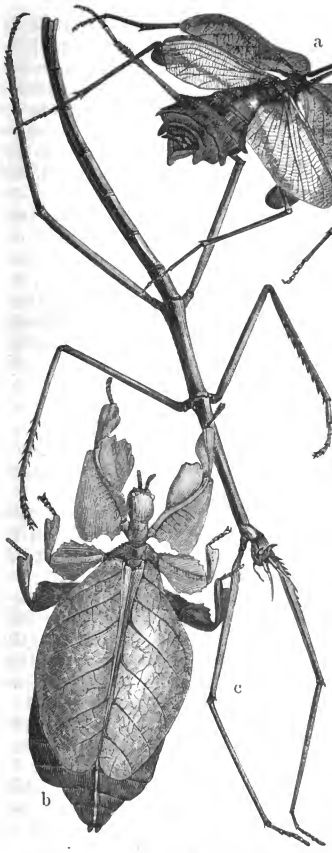
Oft wird das Geruchsorgan beleidigt durch den durchdringenden, knoblauchartigen Gestank des Segung (Mydaus meliceps), eines kleinen Dachses mit stark vortretender Rüsselnase, der einem jungen Schweine ähnlich sieht und sich unter den Bäumen Löcher gräbt und Regenwürmer sucht. Am Ausgange seines Afters wird aus Drüsen, die sich dort befinden, ein außerordentlich stinkender Saft abgesondert, den das Thier einige Fuß weit ausspritzen kann. Wehe dem, dessen Kleider von einem Tropfen berührt werden, er wird den Geruch nicht wieder los. Man kann diesen Dachs eine Stunde weit riechen, wenn der Wind aus der Gegend weht, wo er durch den Wald läuft.

Muß der Reisende, der die Gipfel der Berge Java's ersteigen will, mühsam durch den weichen Boden waten auf Wegen, die oft von ungeheuren Haufen Rhinozerosmist versperrt sind, werden seine Füße dabei von den Blutegeln zerstochen, wird seine Nase durch den Gestank des Dachses beleidigt, so erfreuen ihn doch wieder die prachtvoll blühenden Orchideen und die herrliche Melodie des javanischen Bergsängers (Muscicapa cantatrix), dessen Stimme durch den stillen Wald erschallt. Dem östlichen Java ist in dieser Zone der rothbraune Kowiaffe eigen (Semnopithecus pyrrhus). Hirsche, Tiger und Pfauen streifen bis in diese Wälder, die sich eine schön pantherartig gefleckte Raubkatze (Felis minuta) zum Aufenthalt erwählte. Sie lebt hoch oben in 100 Fuß hohen Bäumen und steigt fast nie auf den Boden herab.

Unter den größeren Säugethieren Java's sind gerade die größten dieser Zone eigen. Zwar haben wir das Rhinozeros (Rh. sundaicus) schon in den Alangwildnissen der heißen Zone angetroffen, doch ist hier seine allgemeinste Verbreitungssphäre, in der es am zahlreichsten vorkommt. Auf dem östlichsten Berge Java's, wo das Thier noch gefunden wird, auf dem Gunung Slamat, lebt es fast ausschließlich von der wohlriechenden Grasart Ataxia Horsfieldi, die hier in großer Menge wächst. Von dort an kommt das Rhinozeros westwärts bis zur Sundastraße vor, wird aber ostwärts vom genannten Berge nicht mehr gefunden.

Dagegen ist der wilde Stier Banteng (Bos sundaicus) innerhalb der Region von 2000 bis 7000 Fuß durch den größten Theil der Insel verbreitet. Sein liebster Aufenthalt sind die Hochwaldungen der Preanger-Regentschaften, besonders die Gegenden südwärts vom Plateau Bandong. Dort fügt es der Zufall zuweilen, daß man Stiere und Rhinozerosse überrascht, wenn sie am Rande eines Sumpfes grasen, das salzige Wasser einer Mineralquelle schlürfen, oder wenn sie in einer Schlammpfütze liegen. Findet man den dicken Körper des Rhinozeros plump, so kann man dem Stier, der fast ebenso groß, aber schlanker gebaut ist, mit seinem sammetschwarzen Fell bei weißen Beinen, das Zeugniß wilder Schönheit nicht versagen, wenn er beim Anblick des Reisenden aufspringt und dahinschnaubt in den Wald. Die Kühe sind kleiner und rothbraun von Farbe. Man bekommt die Thiere, ebenso wie das Rhinozeros selten zu Gesicht, da sie sich in die dichtest bewachsenen Schlupfwinkel zurückziehen. Beide werden von den Sundanesen zuweilen in Erdgruben, die mit Zweigen und Blättern bedeckt sind, gefangen und der Stier seines Fleisches, das Rhinozeros des Hornes wegen getödtet, das die Chinesen theuer bezahlen.

Naht der Abend heran, dann erhebt sich auch im Urwalde dieser Zone das Konzert der Insekten, während den Tag über Stille herrscht. Besonders ist es eine Cikade (Tosena fasciata) mit schön roth und grün gefärbten Flügeln, die etwa um 6 Uhr Abends, wie auf ein geheimes Zeichen, plötzlich ihr Zirpen und Schnarren beginnt, das weit und breit durch den Wald tönt. Ebenso schnell und plötzlich hören sie auf und keiner der vielen tausend kleinen Musikanten schlägt seine Saite zu früh oder zu spät an.



Insekten der ostindischen Inselwelt.
a. Grüne Mantis. b. Phyllium.
c. Stockinsekt oder Gespenstheuschrecke.

Gleichfalls nächtliche Thiere, beginnen nun die phantastisch geformten Gespenstheuschrecken sich zu bewegen. Sie nähren sich von Pflanzenblättern, stellen in Gefahr sich todt, haben ein zähes Leben und bewohnen, paarweis zusammenhaltend, trockne und sonnige Orte des Unterholzes. Die eigentliche Gespenstheuschrecke (**Phasma**) mit graugrünem, cylindrischem, flügellosem Körper erreicht eine Länge von fast fünf Zoll. Sie gleicht einem dürren abgefallenen Baumästchen, während das wandelnde Blatt aus dem Geschlechte Phyllium wegen seiner ganzen Bauart und breiten Flügelentfaltung kaum vom Baumlaube zu unterscheiden ist, in welchem es den Tag über sich aufhält. Während diese beiden Pflanzenfresser sind, geht die gleichfalls abenteuerlich gestaltete grüne Mantis (**Mantis gongylodes**) auf den Insektenraub aus. Sie besitzt in ihren Raubfüßen gewaltige Waffen, die sie zum Haschen und Festhalten kleiner Thiere benutzt.

Im Verlauf der Nacht vernimmt man nur wenig Geräusch; zuweilen hört man einen widerlich krächzenden Ton und sieht einen dunklen Körper von einem Baume zum andern schweben. Es ist ein graugeflecktes Thier von der Größe einer Katze (**Galeopithecus variegatus**), mit einer breiten Flughaut zwischen den Beinen. Es lebt einsam in den hohen Gebirgswäldern und sitzt des Tags auf den Aesten der Bäume still.

Diese erstreckt sich durch die kalte Region Java's von 7500 bis 10,000 Fuß Meereshöhe, hat die kleinste räumliche Ausdehnung und nimmt nur die Gipfel der Gebirge ein. Die Luftwärme nimmt von 10,3° R. bis 6,4° R. ab, erleidet somit eine Verminderung von beinahe 4° R. Ein flüchtiger Blick auf die Pflanzenwelt an den beiden äußeren Grenzen der Vegetation auf Java, auf die majestätischen Palmen an der Küste und auf die kleinen schirmartig ausgebreiteten Gebüsche auf den Berggipfeln, läßt den großen Unterschied schon ahnen, der überhaupt in der Temperatur herrscht, er beträgt vom Seestrande bis zur Höhe von 10,000 Fuß $15\frac{1}{2}$° R. Auch hat jede Bebauung des Bodens in dieser Region aufgehört; kein Dorf, kein bebautes Feld wird hier mehr gefunden.

Wenn der Reisende beim Besteigen der javanischen Berggipfel in der Höhe von etwa 7000 Fuß angelangt ist, dann ändert sich auffallend und schnell die Physiognomie des Waldes. Die Bäume werden immer niedriger und die Stämme immer dünner; die Säulenform ist verschieden, der Stamm wird knorriger, krummer und ragt schief empor. Er ist so dick mit dunklen, bräunlich-grünen Moosfasern bedeckt, von den Aesten hängt eine solche Menge bleiches Bartmoos herab, daß sich die Oberfläche des Waldes nicht mehr in gleichförmigem Grün, sondern bunt gesprenkelt zeigt. Die Mannichfaltigkeit der Arten hat in dieser kalten Region, auf diesen räumlich so beschränkten Berggipfeln, wo die Luft sehr trocken ist, dermaßen abgenommen, daß man mit Leichtigkeit alle Arten aufzählen kann. Auf den ersten Blick leuchtet die große Aehnlichkeit der javanischen Alpenflora mit dem Pflanzenreiche nördlich liegender Länder hervor, da die meisten Familien und Gattungen im mittleren Europa auch vertreten sind, während im heißen Tieflande Java's keine einzige Art derselben vorkommt.

Unter den Bäumen treten sehr bezeichnend und in großer Individuenzahl auf **Leptospermum floribundum** und **Agapetes vulgaris**, die beide in der That den größten Theil der Gipfelwälder zusammensetzen. Verräth sich der erstgenannte Baum durch seine niedlichen, glänzend-grünen, lederartigen Blätter und seine tausend weißen Blüten als eine Myrthenart, so zeigen die krugförmigen Blümchen des zweiten an, daß er zu den Heidepflanzen gehört. **Agapetes vulgaris** ist der gemeinste Baum dieser Region; er hat kleine, lederartige, glänzende Blätter und ist das ganze Jahr hindurch reichlich mit purpurrothen Blüten bedeckt, die in einseitigen Trauben an den Zweigen hängen. Seine schwarzblauen Beeren, die fast wie Heidelbeeren schmecken, sind ein Lieblingsfutter der Vögel.

Häufig und oft gesellig wachsend trifft man die einzige Akazie dieser Region (**Albizzia montana**). Sie bildet kleine Wälder mit lebhaft grünem Laubdach, aus dessen gefiederten Blättern goldgelbe Blütentrauben hervorschauen. Auch das Eisenholz (**Dodonaea montana**) bildet kleine Wälder; den Namen Eisenholz, javanisch Kaju Besi, verdankt es der Härte seines Holzes. Von andern hervorragenden Bäumen der Gipfel sind noch zu erwähnen **Myrica javanica** und der Sumbung (**Antennaria javanica**), der zu den Compositen gehört, mit schmalen, linienförmigen Blättern, zwischen denen sich die Doldentrauben erheben.

Unter den Sträuchern fällt **Gaultiera punctata** mit ihren weißen Blüten

auf, die von Blättern und Zweigen den lieblichsten, süßesten Wohlgeruch ausströmt. Man bereitet daraus ein ätherisches, von den javanischen Großen sehr geschätztes Oel. Gleichsam um einen Ersatz zu gewähren für den Mangel jener mannichfaltigen Schmarotzer, Lianen und schönblühenden Orchideen, die wir früher kennen lernten, treten in dieser höchsten Region eine große Menge kleiner krautartiger Pflanzen auf, die den alpinischen Blumenflor bilden und auf den Grasmatten zerstreut wachsen. **Plantago, Ranunculus, Pimpinella, Viola, Valeriana, Senecio, Gnaphalium** u. s. w., alles Gattungen, die wir von Europa her kennen, sind da vertreten.

Einhörniges Rhinozeros.

Eine wohlriechende Grasart, **Ataxia Horsfieldi**, wächst in den Höhen von 6000 bis 8000 Fuß auf den Gipfeln einiger Vulkane und bedeckt dort weite Strecken mit ihren 2 bis 3 Fuß hoch aufschießenden weichen Blättern. Sie zeichnet sich durch den außerordentlichen Wohlgeruch aus, welcher dem Dufte des europäischen Ruchgrases (**Anthoxanthum odoratum**) gleicht. Die ganze Luft ist weit und breit damit erfüllt. Dies Gras ist ein Leckerbissen für die Rhinozerosse, die auf einigen Berggipfeln ganz und gar davon leben.

Im Innern des Waldes, zwischen Moosschichten versteckt, schmarotzen zwei Balanophora-Arten, deren unterer fleischig-knolliger Körper zum Theil im Boden verborgen ist, woraus die 4 bis 5 Zoll langen carmoisinrothen Blütenkelche hervorragen. Dies ist die einzige Pflanze, welche arme Eingeborene auf den Berggipfeln aufsuchen. Sie zerstampfen das Gewächs, das einen klebrigen Wachsschleim enthält, und bestreichen mit der Masse dünne Bambusstäbchen, die als kleine Wachskerzen auf den Märkten 10 Stück für einen Pfennig verkauft werden.

Kein lebendes Wesen begegnet uns im Walde; alles ist todtenstill. Zuweilen erscheint eine Taube, oder eine schwarze Drossel (**Turdus fumidus**), die so zahm erscheint, daß man sie fast mit der Hand greifen kann. Die vielen Beeren liefern ihr Nahrung, das weiche Bartmoos Stoff zu Nestern. Ein Marder

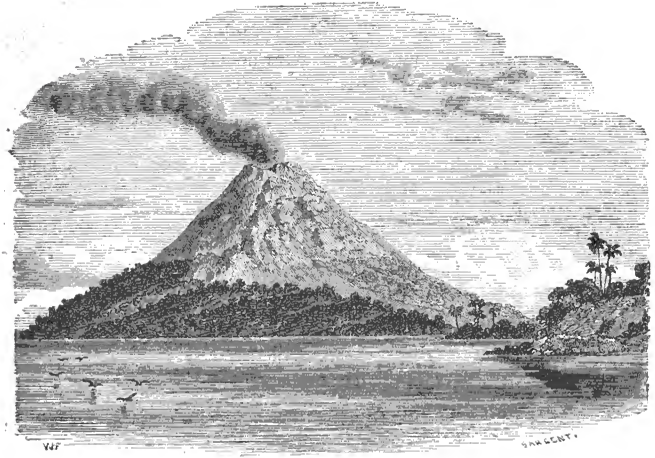
(Mustela Henrici), so groß wie eine Katze, bräunlich von Farbe, mit hellem Halse, bewohnt stets, als einziges Raubthier, die Gipfel. Er ist der Feind der Drossel, welcher er zwischen Baumstämmen und Sträuchern leise nachschleicht.

Es gilt den letzten Schritt zu thun, die Erklimmung des Berggipfels, und unsere Reise durch die Pflanzen- und Thierwelt Java's ist vollendet.

Wir würden dazu mehrere Stunden nöthig haben, um uns zwischen den Aesten und Stämmen hindurchzuwinden, ehe wir die Spitze erreichten, fänden wir nicht einen Rhinozosweg, dem wir folgen können, und der uns durch die Waldung schneller vorwärts führt. Unter allen größeren Thieren Java's ist das Rhinoceros sundaicus das einzige, das sich vielfach bleibend auf den Gipfeln der Berge aufhält. Unsere Verwunderung hierüber wird aber in einem noch höheren Maße erweckt durch den Anblick der Wege, die das Nashorn gebahnt hat und die über die höchsten, mehr als 10,000 Fuß hohen Gipfel hinweglaufen. Man kann diese Pfade, die allen Krümmungen des Randes, oft über die schroffsten Zacken hinweg, folgen, nicht ohne Erstaunen sehen, wenn man an die ungeheure Größe und plumpe Gestalt dieser Thiere denkt. Diese Wege sind kanalförmig und zeichnen sich durch eine überall gleiche Breite und Tiefe aus, welche der Größe des Thieres entspricht. Die Seitenwände dieser Kanäle sind platt gerieben und von dem Bauche des Thieres ausgescheuert. Selbst compakte Felsen sind auf diese Weise ausgehöhlt, was wol für den langen Gebrauch dieser Wege spricht. Oft wird das Nashorn in ihnen getödtet. Die Javanen befestigen an den steilen Stellen dieser Wege, wo das Thier mit dem Bauche den Boden berühren muß, Messer in der Erde, die sie mit Moos und Reisig bedecken. Dort schlitzt sich das Rhinozeros den Bauch auf und wird eine Beute der Javanen.

Ehe wir den Gipfel erreichen, hat sich ein Hagelschauer eingestellt und die Temperatur ist bis auf 7° R. gesunken. Wir gehen noch einige Schritte weiter. Plötzlich hört Wald und Boden auf, der Grund schwindet vor unsern Füßen und scheint bodenlos zu versinken. Der Krater gähnt uns an. Wir müssen uns an den Zweigen der Bäume festhalten oder auf dem Boden niederlegen, um in den Schlund hinabblicken zu können. Sein unerreichbarer Boden verliert sich in nebliges Düster und schimmert nur wenig durch die Dämpfe hindurch, die sich dort leise entwickeln. Alles ist still und öde. Schauerlich schallt das Echo zurück, wenn man einen Stein hinabwirft, oder wenn zuweilen ein Falke (Falco severus) sein Gekrächze vernehmen läßt; quer hinüber schwebt er durch den weiten Raum. Nimmt man das Fernrohr zur Hand, so sieht man an manchen Stellen der ungeheuren Kratermauer Schwärme von kleinen Schwalben hin- und herfliegen, die in den Spalten nisten. Außerdem kein lebendes Wesen, kein Geräusch.

Wir befinden uns an der Grenze des Pflanzenreiches auf Java. Nichts erinnert uns in dieser Höhe mehr an das Land der Palmen, an die Glut der tropischen Sonne. Hier umwehen uns kühle, trockne Lüfte, und alle Bäume, die wir am Kraterrande sehen, mahnen uns an die nordische Heimat. Nur 10,000 Fuß stehen wir über den Palmenhainen, nur eine halbe Tagereise von ihnen entfernt, und dennoch sind wir in einer andern Welt!



Vulkan von Banda.

Zehntes Kapitel.

Java's Boden und die vulkanische Thätigkeit der ostasiatischen Inseln.

Das Tertiärgebirge. — Das Schalthier Karam Surumbung. — Mineralkohlen. — Gold. — Drei Arten Vulkane auf Java. — Junghuhn ersteigt den Gunung Semeru. — Ausbruch des Vulkans. — Stickgrotten. — Das Todtenthal. — Ewiges Feuer. — Mineralquellen. — Hochstetter auf dem Tangkuban Prau. — Der Vulkan von Banda. — Erdbeben und ihre Verwüstungen.

Die wenigen Reisenden, die vor Junghuhn Etwas über die Geologie Java's mitgetheilt haben, glaubten irriger Weise, daß die Insel nur aus Vulkanen und deren Produkten bestände; sie mußten natürlich in diesen Wahn verfallen, da sie keine anderen als vulkanische Berge gesehen hatten, etwa die weißen Kalkfelsen ausgenommen. Die neptunische Natur und der regelmäßige Schichtenbau des bei weitem größten Theiles der Insel blieb ihnen aber unbekannt.

Ebenso leicht könnte ein Reisender in den entgegengesetzten Wahn verfallen, nämlich die ganze Insel für rein neptunisch zu halten, wenn er, ohne das vulkanische Innere gesehen zu haben, unerwartet an der Südküste von Java landete. Dort kann er nach zurückgetretener Flut über einen breiten Strom von gebrochenen

Sandsteinflötzen hinschreiten, deren Kämme er meilenweit hinziehen sieht. Oder er bewundert an der Küstenmauer den großartigen Schichtenbau und erblickt Kohlenflötze zwischen grauem Schieferthon und schließt aus alle dem, daß Java nur aus neptunischen Gebilden bestehe.

Was zunächst die räumliche Verbreitung der verschiedenen Gebirgsformationen betrifft, so besteht auf der Insel Java etwa ein Fünftel der Oberfläche aus Alluvialboden; dieser herrscht besonders an der Nordküste vor. Ein Fünftel besteht aus den vulkanischen Kegeln und den nächsten Umgebungen derselben, während drei Fünftel der Oberfläche aus dem Tertiärgebirge bestehen.

In mannichfachen Auftreibungen, bald in flachen, wulstförmigen, bald in parallelen, schollenartigen Erhebungen, umgiebt dieses Tertiärgebirge die großen Vulkanreihen in der Mitte der Insel jederzeit auf zwei Seiten, im Norden und Süden. In ungleich höherem Grade als auf der Nordseite ist das Tertiärgebirge auf der Südseite der Vulkane, sowol was Höhe als horizontale Ausdehnung betrifft, entwickelt; man sieht es am häufigsten in Schollen zerspalten, die nach Norden, den Vulkanen zu, immer höher ansteigen und in ihrem höchsten Rande 2000 Fuß bis 4000 Fuß aufgerichtet worden sind. Von diesem nördlichen höchsten Rande an nehmen sie das ganze Land bis zur Südküste ein, indem sie sich allmälig tiefer senken und zuletzt mit steilen, oft viele hundert Fuß hohen Mauern in den Ozean hinabstürzen.

Also drei Fünftel der Insel Java und wenn dazu die Gegenden gerechnet werden, wo die Oberfläche aus Alluvialboden besteht, vier Fünftel der Insel bestehen aus im Wasser abgesetztem geschichteten Erdreich. Die Vulkane machen alle zusammengenommen etwa das übrige Fünftel der Oberfläche aus, und bilden zwischen den neptunischen Gebirgen nur kleine kegelförmige Inseln, Glocken, die sich zwar weit höher erheben, aber eine viel geringere Ausdehnung haben. Außerdem kommen im neptunischen Gebirge selbst sowol vulkanische als plutonische Eruptionsgesteine vor, die zum Theil nur schmale, scharf begrenzte Gänge sind, zum Theil aber auch wirkliche kleine Bergketten oder isolirte Gebirgsstöcke bilden, die an ihrer eigenthümlichen Gestalt leicht von den neptunischen Gebirgen unterschieden werden können, die sie durchbrechen. Daß die neptunischen Gebirge zur Tertiärepoche gezählt werden müssen, ist durch die Bestimmung der in ihnen enthaltenen Thierreste dargethan worden, die vielfach mit den tertiären Versteinerungen Europas, z. B. denen, die man im Wiener und Pariser Boden findet, übereinstimmen.

Auch ein lebendes Thier nimmt, wenngleich nur in geringem Maßstabe, Theil am mineralogischen Bau Java's. An der Südküste liegt eine Korallenbank, ein breites Riff, Karang itam, das sich meilenweit an der Küste hinzieht. An einer Stelle dieses Riffes, und sonst nirgens an den Küsten, lebt ein Schalthier, dessen röhrenförmige mehrere Fuß lange Gehäuse einen Theil der Korallenbank ausmachen und den Namen Karan surumbung (Köcherfelsen) führen. Diese Röhren stehen aufrecht, wie Orgelpfeifen, dicht nebeneinander und erreichen eine Länge von wenigstens 4 bis 5 Fuß. Es befindet sich dieses Schalthier nicht allein lebend, sondern auch fossil auf Java und zwar in den mürben Sandsteinschichten

von Sindang baran. Die Röhre ist keine einfache. Ihre Struktur läßt sich am besten mit halbirten Eierschalen vergleichen, die weitläufig in einander gesteckt und in so großer Anzahl übereinander aufgestülpt sind, daß sie zuletzt eine Röhre bilden. Nur eine Schale, die oberste jüngste, ist von dem Weichthiere bewohnt. Es ist jedoch noch nicht gelungen, das seltsame Thier lebend zu finden. Die Erlangung ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da selbst zur Ebbezeit das Riff von der Brandung bedeckt ist.

Die neptunische Formation Java's birgt auch an verschiedenen Stellen der Insel Mineralkohlen. Solche Kohlenflötze, die in Bezug auf technische Verwerthung Beachtung verdienen, kommen nur in den östlichen Küstengegenden von Süd-Bantam vor, da wo quarzige, nicht kalkige, Sandsteine vorherrschen. Sie sind auf einen schmalen Gebirgsstrich beschränkt und innerhalb desselben sind die Kohlen rein, hart, schwarz, stark glänzend, reich an Kohlenstoff, vielmehr der eigentlichen Steinkohle als der Braunkohle gleichend. Die Kohlenflötze in Bantam stimmen ihrer Beschaffenheit nach fast alle miteinander überein; sie enthalten bituminöse Pechkohlen mit lebhaftem Fettglanz. Entdeckt wurden diese Kohlen im Jahre 1826 von dem Botaniker Spanoghe.

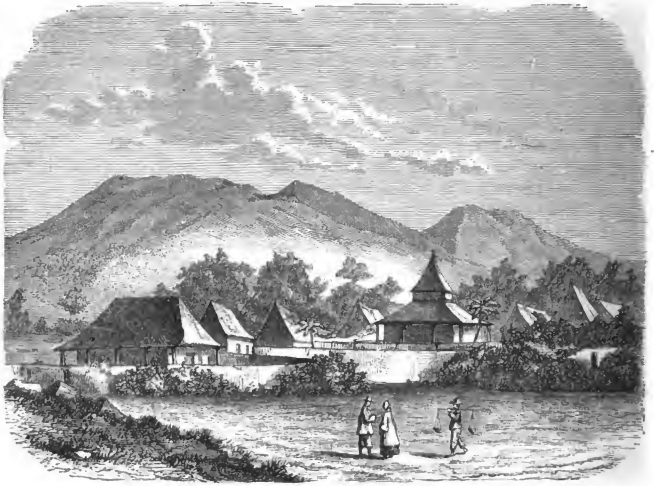
Schon durch dieses Vorkommen ausgezeichneter Kohlen unterscheidet sich das Tertiärgebirge Java's vielfach von dem Europa's, obgleich es, wie durch die Versteinerungen bewiesen wird, entschieden zu diesem gerechnet werden muß. Anderweite Unterscheidungsmerkmale des javanischen Tertiärgebirges von dem europäischen sind noch: seine ungeheure Mächtigkeit, sein starkes Aufgerichtetsein, seine 300 Fuß mächtigen harten Kalksteinbänke, seine zahlreichen Ausbruchsgesteine, worunter Diorit, Augitporphyr und andere Porphyre vorkommen, und die Verwandlungen, welche das Gebirge hier und da erlitten hat, wo große Massen in Hornstein und Jaspis, in Talk und Glimmerschiefer verwandelt worden sind.

Erwähnt muß hier werden, daß die Gebirge Java's sehr arm an Metallen sind. Es kommen vor: Magneteisen, Schwefelkies, Schwefelzink, Brauneisenstein, Titaneisen und Gold. Letzteres wird als Goldstaub im Sande mehrerer Flüsse gefunden, doch stets nur in so fein zertheiltem Zustande und in einer so geringen Menge, daß sich nur die Aermsten mit dem Auswaschen beschäftigen. Sie benutzen dazu flache hölzerne Schüsseln, die sie im Wasser in eine wirbelnde Bewegung bringen, wobei der Sand herausgeschleudert wird und der Goldstaub in kleinen Blättchen, drahtförmigen Massen und Körnchen zurückbleibt.

Bei Weitem das größte geologische Interesse bieten uns jedoch die Vulkane Java's und die damit verknüpften Erscheinungen dar. Junghuhn hat deren 45, viele zu wiederholten Malen bestiegen und seine meisterhaften Schilderungen, seine glücklichen Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse über die Entstehung und das Wesen der javanischen Vulkane werden wohl für lange Zeit mustergiltig bleiben.

Was die Bildungsart der Vulkane, d. h. der Schornsteine betrifft, welche den obersten Ausgang der Esse aus dem vulkanischen Herd krönen, so scheint es auf Java drei Arten zu geben. Zunächst Vulkane, die größtentheils aus Trachyt bestehen, der, als er emporquoll, feurig-zäh, nicht vollkommen geschmolzen, sich

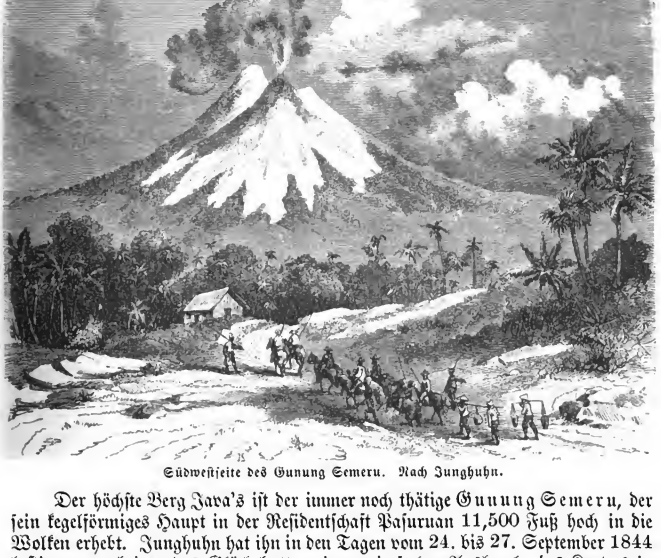
wiederholt rund um die Oeffnung bis zur jetzigen Höhe des Vulkans anhäufte und nach seiner Erstarrung zu mantelförmigen Felsblöcken erhärtete. Diese primitiven Lavabänke, welche stufenförmig aufeinander liegen, sind oft 50 Fuß bis 100 Fuß mächtig und bilden zusammenhängende Lagen, welche rings um den Krater kreisförmig abgebrochen sind. Zu ihnen gehört die größte Zahl aller Vulkane Java's; in ihrer zweiten Periode ergossen sie Lava in Strömen, die vorherrschend trachytisch, nur selten basaltisch war und der primitiven sehr ähnlich ist; in ihrer dritten Periode, die noch jetzt besteht, werfen sie nur Asche, Sand und Lavafragmente aus, die roth glühend herauskommen, aber eckig sind und sich nur wie losgerissene Stücke des Vulkankernes darstellen.



Die Gedehkette von der Nordseite.

Zur zweiten Art zählen diejenigen Vulkane, die ganz allein durch lose Auswurfsmaterien gebildet wurden, die allmälig in oft wiederholten Eruptionen rund um die Oeffnung durch Bruchstücke von Laven, Sand und Asche emporgethürmt wurden. So gewöhnlich sich Eruptionskegel auf diese Weise in Kratern größerer Vulkane bilden, so giebt es doch auf Java wahrscheinlich nur einen Vulkan, der auf diese Weise entstanden und an dem Seitengehänge einer Bergkette ausgebrochen ist, der Gunung Guntur. Es ist gleichsam ein Eruptionskegel ohne Vulkan, ohne primitive Ringmauer, und wahrscheinlich der jüngste Feuerberg der ganzen Insel.

Zuletzt, als dritte Art, haben wir die Krater ohne Kegel zu erwähnen, gleichsam flache Vulkane, ohne alle Randerhöhung der Oeffnung, aus welcher, oft heftig genug und in Menge, die Dämpfe, aber nur Dämpfe und Gase, strömen. Diese sind an Berggehängen, oft in ganz flachen Gegenden der Gebirgsketten ausgebrochen, haben die Decke zersprengt, die eckigen Bruchstücke umhergestreut und sich auf Dampf- und Gasausstoßungen beschränkt, ohne feste Produkte auszuwerfen und ohne einen Berg zu bilden. Solche, zum Theil sehr thätige Explosionskrater, die seit man sie kennt, unaufhörlich Wasser und schwefligsaure Dämpfe ausstoßen, Gesteine zersetzen und Schwefel und Alaun bilden, sind z. B. der Krater des Gunung Wajang und einige Krater des Dienggebirges.



Südwestseite des Gunung Semeru. Nach Junghuhn.

Der höchste Berg Java's ist der immer noch thätige Gunung Semeru, der sein kegelförmiges Haupt in der Residentschaft Pasuruan 11,500 Fuß hoch in die Wolken erhebt. Junghuhn hat ihn in den Tagen vom 24. bis 27. September 1844 bestiegen, wobei er das Glück hatte, einem vierfachen Ausbruche des Kraters in unmittelbarer Nähe beizuwohnen. Er erstieg den Semeru von der Südwestseite her und durchritt zunächst die fruchtbare Thalebene von Malang. Wie es bei javanischen Häuptlingen Sitte ist, so folgte auch ihm eine zahlreiche Dienerschaft. Dem Gebrauche gemäß, der in ganz Pasuruan üblich ist, ritten zwei Mann in

rothen und grünen Jacken voran, jeder mit einer riesenmäßigen Lanze bewaffnet. Mancher schlichte Dorfjavane purzelte bei dem Galoppiren vom Pferde, zum Ergötzen seiner Kameraden. Für den Europäer ist ein solches großes Gefolge nothwendig, wenn es ihm auch unbequem ist, denn der Javane, der nur nach dem Aeußeren urtheilt, richtet den Grad von Unterstützung für den Reisenden jederzeit nach dem Grad der äußeren Auszeichnung ein, welche Diesem von der Ortsbehörde zuerkannt wird.

Im Verlauf der Reise wurden die bebauten Felder seltener; es traten waldbedeckte Ebenen auf, die aus einer Menge scharfer Rippen bestanden, zwischen denen sich tiefe Klüfte zur Südküste hinzogen. Am Abend des ersten Reisetages senkten sich plötzlich die grauen Wolken, welche das Gebirge verborgen hatten und der Gunung Semeru trat mit seiner schönen, regelmäßigen Kegelform in deutlichen Umrissen hervor. Vom letzten Strahl der Abendsonne beschienen, glühte er in einem röthlich-gelben Lichte und blickte majestätisch hoch über die Wolken herab.

Am andern Morgen ging der Weg durch feuchte Urwälder weiter bergauf. Der breiartige Humus drang den Pferden bis über die Fußknöchel, wobei die armen Thiere noch von den kleinen Landblutegeln und Moskitoschwärmen geplagt wurden. Acht Bäche waren zu überschreiten, von denen der eine, der Kali-Mandsching, nachdem er eine fast 100 Fuß hohe schöne Kaskade gebildet hat, durch eine sehr schmale, wenigstens 150 Fuß tiefe, düstere Felsschlucht dahinrauscht, deren niemals von der Sonne erhellter Grund, ganz von schäumendem Wasser erfüllt, nur 15 Fuß breit zu sein scheint. Gegen Abend dieses Tages konnte der Reisende, der bis zur halben Höhe des Vulkans emporgestiegen war, bereits einige Ausbrüche des Semeru beobachten, die wie Feuergarben aus dem Krater emporschossen.

Der Morgen des dritten Tages begann mit einem gefährlichen Wagestück. Eine schmale Landgräte war zu passiren. Sie bestand von unten bis oben aus lose aufeinander gehäuftem Sand und war an der First oft kaum einen Fuß breit, so daß man vorsichtig balanciren mußte, um sicher hinüberzukommen.

Diese Region des Berges nahe der obersten Waldgrenze ist jedoch die einzige, wo wegen Einsturzes der losen Sandrippen wirkliche Gefahr für den Reisenden besteht; diese Gefahr hört auf, sobald man die Waldgrenze erreicht hat und den eigentlichen Sandkegel vor sich sieht, dessen Oberfläche ziemlich glatt und noch in keine Rippen mit Zwischenklüften getheilt ist. Dicht oberhalb der Waldgrenze, bis etwa 500 Fuß höher am Abhange hinauf, ist wegen Feinheit und großer Beweglichkeit des Sandes das Werk des Erklimmens am schwierigsten. Man sinkt bis über die Knöchel in den Sand ein und fährt bei jedem Schritt, den man vorwärts thut, wieder etwas zurück. Erst nachdem man 500 Fuß zurückgelegt hat, gewinnt man festen Grund und sieht wie der Sand immer mehr und mehr anfängt, sich mit Steintrümmern zu vermengen, die nach oben immer größer werden und dem Fuße eine immer sicherere Grundlage gewähren. Die Waldgrenze, weit entfernt, eine überall gleich hohe und gerade hingezogene Linie zu bilden, schickt viele einzelne Streifen von Gebüsch aus, die sich vom Dickicht sondern und wie spitze Zähne im Sande hinziehen. Uebrigens ist einzig dieser Sand und seine

wiederholten Ueberschüttungen daran Schuld, daß der Semeru nicht bis zum Gipfel mit Pflanzen bedeckt ist; keinenfalls ragt derselbe über die Vegetationsgrenze hinaus. Die letzten Bäumchen sind in 8740 Fuß Höhe krüppelige Casuarinen.

Die meisten Steintrümmer, die unter dem Sande eingemengt vorkamen, waren etwa nur zollgroße Rapilli, nur einzelne erreichten einen Durchmesser von 5 Zoll. Der Sand selbst war fein und schwärzlich grau. Aus einem solchen Gemenge von Sand- und Steintrümmern scheint sich der ganze ungeheure oberste Kegel der Gunung Semeru von 3000 Fuß Höhe allmälig über die tiefer liegenden kompakten Felsmassen von Trachyt aufgethürmt zu haben. Er bildet nach dem Gipfel zu ein immer steiler werdendes Gehänge, dessen Oberfläche von tausend kleinen Furchen durchrissen ist, wodurch er ein ungleiches Ansehen erhält.

Nach zwei und einhalbstündigem Steigen von der Waldgrenze an war der Gipfel Morgens $10^1/_2$ Uhr erreicht. Ein schneidend kalter Nordostwind wehte oben. Azurblauer Himmel schien auf das Wolkenmeer herab, welches alles Flachland den Blicken entzog. Nur noch ein Gipfel, der Ardschuno, ragte gleich einer Insel aus dem Wolkenmeere hervor. Die Gipfelplatte selbst ist geräumig, flach convex und ebenso kahl, wie der Abhang des Kegels, aber mit viel größeren und zahlreicheren Steintrümmern überstreut. Die Sonne übte in der äußerst reinen, trockenen und verdünnten Luft dieser Höhe eine fast stechende Kraft aus, doch der kalte Wind riß alle Wärme wieder fort.

Junghuhn fand den Gipfel elliptisch rund von Umfang und in der Richtung von Süden nach Norden 500 Fuß breit, von Osten nach Westen dagegen 800 Fuß lang. Dieser ganze Gipfel ist aus einem Gemenge von Sand und kleinen Steintrümmern aufgebaut, schwärzlich grau und öde; von keinem Grashalm, keinem Moose, keiner Flechte begrünt liegt er da. Dies ist die nordwestliche, ältere und geschlossene Spitze des Gunung Semeru; ihr gegenüber im Südosten, in geringer Entfernung und etwas tiefer erblicken wir einen zweiten Gipfel, der ein blos kreisförmiger Rand, also von einem Krater durchbrochen ist.

Die Sonne schien so hell, und die Luft war so außerordentlich rein, daß man jeden Stein auf dem Kraterrande zählen konnte. Todtstill lag dieser da, kein Dämpfchen war sichtbar, aber auf einmal ließ sich ein entsetzliches Gebrüll hören. Kohlschwarze Massen, zackig eingerissen, ragten wie Klippen aus dem Kratergrunde empor, entwickelten sich, wurden zu Kugeln, fuhren, von hundert andern eben solcher Ballen mit Blitzesschnelle gefolgt und um ihren eigenen Mittelpunkt mit Sturmeseile herumwirbelnd, heraus und bildeten eine aus lauter einzelnen kugelförmigen Wirbeln zusammengesetzte Säule, die mit einem Gebrüll des Vulkans, das die Nerven erbeben machte, in wenigen Sekunden zu einer kolossalen Höhe emporschoß, während Hunderttausende von großen und kleinen Steintrümmern nach allen Richtungen aus ihr herausflogen, im Bogen auf den Bergabhang herabfielen und in Sprüngen weiter rollten. Das Gekrach dieser aufschlagenden Trümmer gesellte sich zu dem Schnaufen und Brüllen des Schlundes, während die Dampfsäule einen Regen von Sand und bimssteinartigen Stückchen fallen ließ. Zugleich löste sie sich unten vom Krater, wurde frei, das Poltern der Steine hörte

auf und nach ein Paar Sekunden schwebte die Säule, vom Ostwinde getrieben, als eine gewöhnliche Wolke dahin. Ihres Gehaltes an Sand und Asche immer mehr entladen, erschien sie nun im Lichte der Sonne in einer weißen Färbung und war nur noch durch einen gelblich braunen Schein von einer gewöhnlichen Wolke unterschieden.

Nun war Alles wieder still; hell schien die Sonne in den Krater, keine Spur von Dampf war mehr zu erkennen und von derselben Stelle, die noch vor wenigen Augenblicken Zerstörung und Verderben zu verbreiten schien, ertönte nicht das leiseste Geräusch.

Nach Junghuhns, schleunig während des Ausbruchs, angestellten Messungen hatte die Dampfsäule eine absolute Höhe von etwa 1500 Fuß erreicht. Schon diese Höhe, zu welcher sie in Zeit von ein paar Sekunden emporstieg, kann einen Begriff von der Heftigkeit der Ausbrüche geben. Man denke sich plötzlich vor das Auge hingezaubert diese ungeheure Säule, die drei Mal höher als der Wiener Stephansthurm oder fünfzehn Mal höher als die höchste Kokospalme ist, unten kohlschwarz, oben grau, mit ihren Tausenden von pfeilschnell herumdrehenden Wirbeln; man höre das schnaufende Gebrüll, das in der That dem wirklichen Brüllen eines Thieres gleicht, und urtheile dann, ob es wohl einen Sterblichen von gesunden Geisteskräften geben könne, der dieses Schauspiel der Natur ohne Grauen, ohne innerstes Erbeben anzuschauen vermag!

Junghuhn sah noch drei Ausbrüche des Semeru aus unmittelbarer Nähe an; er wurde dabei von dem Sande und der Asche, die aus der Wolke herabfielen, überschüttet. Einige Mal fielen auch Steine dicht bei ihm nieder, wodurch die furchtsamen Kulis dermaßen erschreckt wurden, daß sie schleunigst den Rückweg antraten. Die Luft war in der Höhe des Berges außerordentlich trocken, so daß keine Cigarre Rauch geben, noch brennen wollte. Die Reisenden waren von starkem Durst geplagt; dazu gesellte sich die empfindliche Kälte (+ 6° R.); der trockene Wind wehte ungemein heftig und beförderte die Verdampfung aller Feuchtigkeit. Gewöhnliche javanische Tikars (Matten aus Pandanus) wurden so spröde wie Glas. Sie ließen sich zu Staub zerreiben und in die Luft blasen.

Der Gunung Semeru ist einer der thätigsten Vulkane Java's, seit wenigstens 50 Jahren ist sein oberer Gipfel kahl und sein Krater speit tagtäglich Rauchwolken und glühende Steintrümmer aus.

Im Zusammenhange mit der vulkanischen Thätigkeit Java's stehen auch mehrere Gasquellen, die am Gehänge feuerspeiender Berge liegen. Es sind Ausströmungen gasförmiger Kohlensäure, die sich an Höhlen oder an vertieften Stellen sammelt. Da das kohlensaure Gas farblos ist, also unsichtbar, so finden viele Thiere der Wildniß, besonders Vögel und kleine Vierfüßer, zuweilen auch Schweine, ihren Tod in dem nicht athembaren Gase. Diese Stellen, welche von den Europäern als Mofetten oder Stickgrotten bezeichnet werden, nennt der Javane Gua-Upas, d. i. Gifthöhlen.

Die größte und berühmteste Mofette auf Java ist aber die von Pakaraman im Dienggebirge, das sogenannte Todenthal. Dasselbe besteht aus einem trichterförmigen Einsturz an einem vulkanischen Bergabhange, und ist oben 100 Fuß,

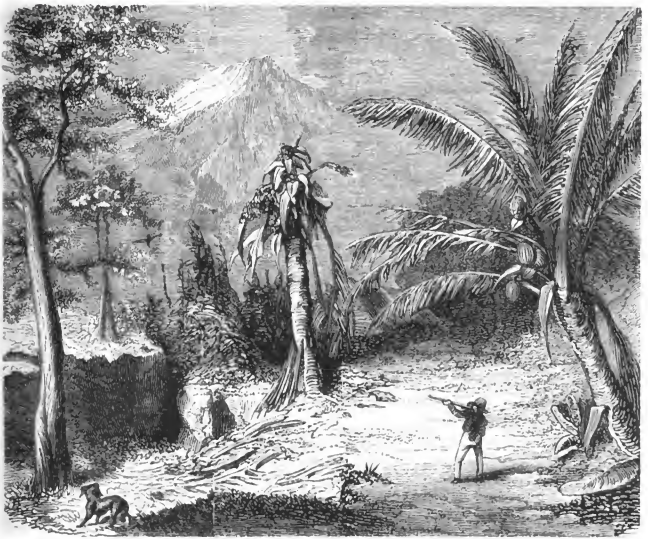
unten im Grunde 50 Fuß breit. Auf der Mitte zeigt sich ein kahler Flecken, aus dem sich zuweilen Kohlensäure entwickelt. Die ziemlich steilen Wände und selbst der Grund, bis auf das kahle Fleckchen, sind überall üppig mit Gebüsch bewuchert. Die entwickelte Gasart scheint nie, oder doch nur selten hoch zu steigen, und gewöhnlich nur eine Schicht von 2 Fuß Dicke auf dem Boden zu bilden. Sie ist nicht immer vorhanden. Wenigstens fand Junghuhn im Juli 1838 keine Spur davon, denn ein Hund, den er hinabtrieb, schnüffelte länger als eine Viertel-Stunde an einer Leiche herum, die in der Mitte lag, und blieb völlig munter. Im März 1840 war die Kohlensäureschicht nur $1^1/_2$ Fuß oder 2 Fuß hoch; ein Hund krepirte unter Zuckungen, während Junghuhn selbst, aufrecht stehend, nicht die geringste Unbequemlichkeit empfand. Früher hat man Kadaver von Tigern, Hirschen, Schweinen und Vögeln darin gefunden. Die menschliche Leiche eines gemeinen Javanen, die Junghuhn 1838 schon fand, lag 1840 auch noch auf derselben Stelle. 1845 war sie dagegen verschwunden. Daß diese Leiche während dreier Jahre in dem warmen feuchten Klima erhalten blieb, ohne gänzlich in Fäulniß überzugehen, kann zum Beweise dienen, daß sie durch Kohlensäure conservirt wurde. Junghuhn besuchte das Todtenthal im Ganzen dreizehn Mal, aber die genannte war die einzige menschliche Leiche, welche er dort sah. Ein anderes Mal fand er sechs todte wilde Schweine.

Früher hatte man viel davon gefabelt, daß die todbringende Wirkung der sogenannten javanischen Gifthöhlen von den Ausströmungen der berüchtigten Upasbäume herrühre, eines der höchsten Waldbewohner der ostasiatischen Inselwelt, mit schönem schlanken Stamme und beinahe ganz ovalen Blättern. Macht man einen Einschnitt in die weißgraue Rinde dieses Baumes, so quillt allerdings ein milchiger Saft hervor, dessen Berührung der menschlichen Haut höchst nachtheilige Folgen, namentlich große Blasen und schmerzhafte Geschwüre zufügt. Unmittelbar tödtlich wirkt dieser Saft jedoch nur, wenn er in's Blut geräth, und die Malayen bedienen sich deshalb dieser Aussonderung, um daraus ihr gebräuchlichstes Gift (Upas) zu bereiten, mit welcher sie ihre Pfeile und Waffen bestreichen. Das Gift äußert sich in ähnlicher Weise wie die Wirkung der Brechnuß und deren Sippschaft (den Spinatien). Diese Stoffe sind weder ätzend, noch betäubend, ihre unmittelbare Einwirkung auf das Rückenmark und die ganze Muskulatur des Körpers ist jedoch um so unverkennbarer. Sie gelangen mit großer Schnelligkeit in die Blutmasse und erzeugen heftige konvulsivische Zusammenziehungen der Muskeln, Mundsperre und Kinnbackenkrampf, sodann wieder starres Ausstrecken der Glieder, während Kopf- und Wirbelsäule nach hinten gebogen werden. Die Erscheinungen gewinnen Aehnlichkeit mit jenen bei der Wasserscheu, und der Tod tritt, je nach Stärke der eingenommenen Dosis, früher oder später, meist aber bald, von den schauerlichsten Krämpfen und Verzerrungen des Körpers begleitet, ein. Nicht selten ist er eine Folge davon, daß die Luftröhre sich krampfig zusammenzieht, also das Athmen verwehrt. Läßt sich auch das in der Brechnuß und verwandten Giftpflanzen vorhandene Alkaloid Strychnin in den Leichen nicht mit jener Sicherheit nachweisen, wie metallische Gifte, so sind doch die äußeren Symptome

bei Vergiftungsfällen durch dergleichen Pflanzenstoffe zu auffallend, als daß sie mit anderen verwechselt werden könnten. Mit dem Strychnin gepaart erscheint gewöhnlich auch ein zweites ähnliches Alkaloid, das Brucin, und hierher gehören, mit wenig Ausnahmen (Euphorbiaharz), die sogenannten Pfeilgifte, die allezeit Gegenstand großen Interesses wie Schreckens waren. Unter den südasiatischen Pfeilgiften ist nun das javanische Upas (Tieuté) Radscha oder Tschettek eines der gefürchtetsten, ebenso das vom Safte des Antiaris toxicarica gewonnene Upas Antschar (Bohon Upas), das mit dem Saft von Strychnos Tieuté vermischt ist.

Wenige Minuten, nachdem das Gift in die Wunde gedrungen, treten Streckkrämpfe ein, oft von Erbrechen begleitet, und der Tod erfolgt meist schon nach einer Viertel-Stunde. So gefährlich nun auch der Saft des Antscharbaumes für lebende Wesen sein mag, so ist doch, wie schon bemerkt, die Ausdünstung des Baumes an sich keineswegs nachtheilig. Ja er kommt nicht selten mitten unter tausend anderen nützlichen oder kostbaren Gewächsen vor, ohne Schaden für diese, wie für Menschen oder Thiere. Die vielverbreiteten Erzählungen in Bezug auf seine giftige Ausströmung beruhen daher auf Verwechselungen. Allerdings erzählten noch vor wenig Jahrzehnten ganz ernsthafte Männer, daß dieser Baum fortwährend einen tödtlichen Pesthauch ausströme, in dessen Nähe kein lebendes Wesen zu existiren vermöchte; man fände, so ward berichtet, kein Pflänzchen um ihn herum, der ganze Boden sei wie verbrannt und mit Gerippen von Thieren und zum Tode verurtheilten Menschen bedeckt, welch letzteren man die Wahl gelassen, ob sie hingerichtet werden oder lieber von diesem Baum eine Quantität Saft an sich nehmen wollten. Es liegt hier unzweifelhaft ein ähnlicher Irrthum vor, wie bei dem Wahne der Bewohner des Himalaya, welche das erschwerte Athemholen auf den 1500 Fuß hohen Bergpässen sich lediglich aus der Ausdünstung giftiger Kräuter zu erklären vermochten. In gleicher Weise wurden nun die Grauen erregenden Erscheinungen der sogenannten Todesthäler der ostindischen Inseln mit den Wirkungen des Antschargiftes und der gefährlichen Berührung des Upasbaumes in Verbindung gebracht, und die Sage erschien mit der Zeit um so glaubwürdiger, je mehr man jene vegetabilischen Gifte fürchtete, gegen deren heftige und schnell eintretende Wirkung man kein Gegengift kannte. Man tritt aus dem Gestrüpp des dichten Waldes heraus, erklettert einen mäßigen Hügel — sieh da, völlig unerwartet breitet sich in grauenhafter Verödung ein wahres Hoflager des Todes, ein schmales flaches Thal aus, in welchem Skelette von Thieren aller Art auf dem von der Sonne ausgedörrten Boden sichtbar werden. Es ist leicht möglich, daß dein Auge zuerst auf den gefürchteten Herrn der Wildniß stößt. Noch sieht man an dem Niederkauern desselben, wie der blutlechzende Königstiger in dem Augenblick, als er seine Beute schon ergriffen, mit dieser zugleich dem Verderben verfallen, wie dann der Raubvogel gleichfalls vom Tode erfaßt worden war, just in demselben Augenblicke, als er auf die noch warme Leiche sich niedergesenkt hatte. Ganze Haufen todter Käfer, Ameisen und andere Insekten liegen dazwischen und begründen noch mehr das Treffende des Namens „Thal des Todes" oder „Giftthal."

Die Furchtbarkeit dieser Orte beruht lediglich auf den Ausdünstungen des Bodens, die aus kohlensaurem Gase bestehen, welches seiner Schwere wegen nur langsam in der Luft sich zerstreut. Gerade wie in der berühmten Hundsgrotte in Neapel und in der Dunsthöhle von Pyrmont, bringt diese Gasart Jedem, der sich dem Boden nähert, den unausbleiblichen Erstickungstod.



Beim Austritt aus dem Todtenthal auf Java.
Links der Upas- oder Giftbaum.

Nur der Mensch, dem es vergönnt ist, aufrecht zu wandeln, geht meist ungefährdet über jene öden Strecken, da die giftigen Ausdünstungen selten bis zu seinem Kopfe hinanreichen.

Auf Java befindet sich nur eine einzige Gifthöhle oder Gua-Upas. Sie liegt im Kalkgebirge und heißt im Volke die Gua-Galan oder Schlachthöhle, am nördlichen Fuße des Vulkans Tscherimai. Junghuhn besuchte sie im Jahre 1837. Er näherte sich vorsichtig dem Innern, empfand aber bald ein flüchtiges Prickeln und Stechen in Nase und Lunge, worauf eine vorübergehende Betäubung folgte, die für seine Begleiter das Zeichen wurde, ihn an

einem Strick zurückzuziehen. Ein Huhn, das längere Zeit auf dem Boden der Grotte verweilte, war nach 25 Secunden scheintodt und kam erst nach einiger Zeit wieder zu sich.

Diese Höhle wird von einer gewissen Sekte javanischer Priester als heilig verehrt und bewacht. Eine Kolonie halbzahmer grauer Affen (Cercopithecus Cynomolgus) hält sich in der Nähe auf. Sie werden von Zeit zu Zeit mit Reis und Pisang gefüttert und folgen dem Rufe ihrer Beschützer. Neben dem Eingange der Höhle hängen ungeheure hohle Stalaktiten herab; als einige der Priester mit einem Stock auf dieselben schlugen, gaben sie einen Ton wie Metallkessel von sich. Auf dieses Zeichen begann das Laub zu rauschen und die grauen Affen kamen, Alt und Jung, zum Mahle herbei.

Gleichfalls bedingt durch die vulkanische Natur Java's sind die vielen Schlammquellen und die Entwickelung brennbarer Gase, die an einigen Orten stattfindet. In der Residentschaft Samarang liegt in der Nähe des Dorfes Tschohra das sogenannte „ewige Feuer". Dort sieht man in einem thonigen, flachen Boden 4 bis 6 trichterförmige Vertiefungen, die bei einer Weite von 8 bis 14 Zoll einen Fuß tief sein mögen. Aus kleinen Oeffnungen in ihrem zum Theil mit gebrannter Erde gefüllten Grunde entströmt ein Gas, das sich in Berührung mit der Luft sogleich und auch dann von selbst entzündet, wenn nach Ueberschwemmungen die ganze Fläche unter Wasser steht, die Gasblasen also durch das Wasser dringen, aus dessen Oberfläche sie hervorbrodeln müssen. Ueber Tag kaum sichtbar, zeigen die Flammen Nachts eine grünliche Farbe. Die Flamme strömt mit Kraft aus den Oeffnungen hervor und erhitzt den Boden rundum. Wenn man durch Einsenkung eines Bambusrohres das Gas verhindert, sich zu zerstreuen, so strömt es mit verstärkter Gewalt heraus und die Flamme erreicht eine Höhe von 7 bis 10 Fuß. So oft man das Feuer auslöscht, fängt es von selbst wieder an zu brennen. In der Nähe liegen Erdölquellen. Das Gas besteht hauptsächlich aus Kohlenwasserstoffen; die Selbstentzündung desselben bei Berührung mit dem Sauerstoff der Luft ist jedoch schwierig zu erklären.

Junghuhn zählt nicht weniger als 80 verschiedene Mineralquellen auf, die über ganz Java zerstreut sind, und zum Theil einen sehr starken Gehalt an erdigen Stoffen nachweisen. Ferner giebt es dort eine Menge saurer Seen und Bäche, die ihren Alaun- oder Schwefelsäuregehalt den Vulkanen verdanken. Sie haben ihren Ursprung in den Kratern; bei ihrem Eintritt in dieselben sind sie reines atmosphärisches Wasser, ihre saure Beschaffenheit erhalten sie erst im Krater selbst. Von den Mineralquellen unterscheiden sich diese Bäche nur dadurch, daß die chemische Werkstatt, in der das Wasser mit fremdartigen Bestandtheilen imprägnirt wird, nicht einige tausend Fuß unter der Erde liegt, sondern an der Oberfläche selbst, in den dampfdurchwühlten Räumen der Krater.

Wie Stickgrotten und Mineralquellen, so hängt auch der Schwefelgehalt des Bodens auf Java mit der vulkanischen Thätigkeit zusammen. Man findet das werthvolle Mineral mehr oder minder häufig an den meisten noch feuerspeienden Bergen, besonders berühmt ist jedoch seinetwegen der Tangkuban Prau an

der Nordseite des Plateaus von Bandong. Er gehört einer Gebirgskette an, welche sich 6000 Fuß über den Spiegel des Meeres und 4000 über die Hochebene erhebt. Drei Hauptgipfel treten aus derselben hervor. Der Javane, gewohnt, die Naturerscheinungen, welche sein herrliches Vaterland bietet, mit Namen zu benennen, die eine charakteristische Eigenschaft ausdrücken, oder eine sinnbildliche Bedeutung haben, nennt den einen Kegel Gunong Tungul, d. h. abgebrochener Baum, und meint, daß der mittlere lange Rücken des Tangkuban Prau oder „das umgekehrte Boot" aus dem Stamme jenes Baumes gebildet wurde, und daß der vielgezackte dritte Gipfel, der Busangnang, d. i. Baumäste, die Krone des Baumes sei. Nur der mittlere langgestreckte Rücken, der Tangkuban Prau ist heute noch ein thätiger Feuerberg, welcher sich durch starken Schwefelauswurf auszeichnet. Ihn bestieg am 18. Mai 1858 Ferdinand von Hochstetter von Sembang, dem Wohnorte Junghuhns, aus.

Dicke Nebelwolken erfüllten den Abgrund des Kraters, an dem Hochstetter nach zweistündigem Ritte angelangt war. Es wurde ihm unheimlich zu Muthe, als er den Javanesen, die ihm vorauskletterten, folgte. Aber er hatte selbst den Befehl gegeben, ihn bis auf den Grund des Kraters hinabzubringen. Glücklicherweise schwand der Nebel bald und er konnte nun den furchtbaren Schlund überblicken. Er sah mit Ueberraschung und Staunen, daß der Felskrater, auf welchen er stand, nur eine schmale Mittelrippe war, die zwei tiefe fast kreisrunde Kraterkessel, gemeinschaftlich umfaßt von einer elliptischen Kratermauer, trennte. Also ein merkwürdiger Zwillingskrater. Aus beiden Kesseln rechts und links stiegen zischend und brausend weiße Dampfwolken auf. Im westlichen Krater, den die Eingeborenen „Kawa Upas" oder Giftkrater nennen, lag inmitten der dampfenden Solfataren ein ruhiges, schwefelgelbes Wasserbecken, und die an 100 Fuß hohen Kraterwände bedeckte bis fast zum Grunde grünes Buschwerk. Ganz anders der östliche Krater „Kawn Ratu", Königskrater; der Kraterboden schien trockener Schlamm zu sein, zerrissen und zersprungen, und mit furchtbarem Ungestüm drangen aus den Sprüngen Wasser- und Schwefeldämpfe empor. Die Kratermauer, die hier nur 500 bis 600 Fuß hoch sind, standen nackt und kahl bis zur Höhe. Aber beide Krater waren reich an löcherigen rissigen Schwefelkrusten, die an ihrer Unterseite glänzend reine Schwefelkrystalle zeigen. Dieser Schwefel, der hier in gewaltigen Massen zu kleinen Hügeln aufgethürmt liegt, ist es, der den Javanen bisweilen in die schauerliche Tiefe lockt.

Eigenthümliche Erscheinungen bringen die von den Vulkanen während ihrer Ausbrüche in die Lüfte und weit und breit über die Insel entsandten Aschenmassen hervor. Berüchtigt in dieser Beziehung ist der Gunong Guntur, nächst dem Gunong Lamongan der thätigste Vulkan Java's, während der Gunong Merapi der dritte in der Reihe ist. Obgleich der Gunong Guntur sich nicht höher als 3930 Fuß über das Thal von Garut erhebt, so wird er von dessen Bewohnern dennoch sehr gefürchtet, weil sein mit einem ausgezackten Rande umgebener Schlund es selten unterläßt, jährlich einige Mal unter brüllendem Getöse Asche, Sand- und Steintrümmer auszuspeien und die benachbarten, fruchtbaren, grünenden Fluren

damit zu überschütten. Einer seiner denkwürdigsten, von grauenerregenden Erscheinungen begleiteten Ausbrüche fand am 4. Januar 1843 statt; er ist von Junghuhn beobachtet und beschrieben worden. Der Ausbruch begann Morgens um 9 Uhr. Unter heftig donnernden Schlägen stieg plötzlich eine schwarze Rauchsäule aus dem Krater hervor, fuhr ein paar Stunden mit ununterbrochener Heftigkeit fort und legte sich zwischen 1 und 2 Uhr wieder zur Ruhe. Kurz darauf zeigte der östliche Horizont eine sonderbar graue Färbung, die sich allmälig über einen immer größeren Raum ausbreitete. Weiter sich entwickelnd wurde diese Färbung bläulich, sie glich einem Tuch, oder einer Scheibe, die sich auf die Erde herabzusenken drohte. Dabei war die Todtenstille in der Luft so vollkommen, daß sich auch kein Blättchen rührte und alle lebenden Wesen einen bangen Eindruck zu empfinden schienen; schweigend standen die Gebirgsbewohner und schauten den Himmel an; die Affen in den Rasamalabäumen fingen an zu heulen und krächzend flogen Pfauen aus den höheren Gebirgen herab. Ein großes Ereigniß schien bevorzustehen und eine finstere Decke sich auf die Welt herabzusenken. Schließlich glich der ganze Himmel einem indigoblauen Teppiche und um 4 Uhr Nachmittags war der letzte lichte Streifen am Horizonte verschwunden. — Dunkle Nacht bedeckte das Land zu einer Zeit, wo sonst hell die Sonne schien. Es war ein eigenthümliches purpurnes Dunkel, das mit der Todtenstille, welche herrschte, auf etwas Außerordentliches deutete. Aengstlich ob der Dinge, die da kommen sollten, liefen die Javanen mit Fackeln umher.

Erst um $^1/_2$5 Uhr, nachdem die Dunkelheit auf's Höchste gestiegen war, löste sich das unheimliche Räthsel: Vulkanische Asche fiel sanft und gleichmäßig herab und bildete auf der Oberfläche des Bodens und der Gewächse einen staubigen, grauen, etwas bräunlichen Ueberzug. Dieser Aschenregen fand ohne alle elektrischen Erscheinungen und ohne Regen statt. Nachdem er eine halbe Stunde gleichmäßig angehalten hatte, wurde der Himmel wieder heller, die indigoblaue Luft nahm erst eine mehr graue Färbung an und wurde dann immer lichter, so daß gegen 6 Uhr, nachdem der Aschenregen beendet war, noch einmal die Sonne das getröstete Land anlächelte.

Der Raum, welchen die Asche auf Java bedeckte, hatte die Form einer Ellipse und bedeckte ein Areal von 3480 geographischen Quadratminuten. Die durchschnittliche Dicke, in welcher die Asche gefallen war, betrug nach Junghuhns Untersuchungen mindestens 4 Linien. Daß die Aschensäule, welche mit donnernder Gewalt dem Krater entfuhr, ungeheuer hohe Luftschichten erreichte, beweist die mehrfach gemachte Beobachtung, daß die Asche in der Entfernung von fast 60 Minuten vom Krater noch auf den 9000 Fuß hohen Gipfel des Gunong Gedeh niederfiel.

Die Menge der Asche, welche der Vulkan über das Areal von 3480 geographischen Quadratminuten in 4 Linien Dicke, während der 3 Stunden von 9—12 Uhr ausspie, wog nicht weniger als 330 Millionen Centner. Diese kolossale Menge Sand und Asche hielt sich in angemessen hohen Luftschichten, höher als die hochgehenden Cirrhus-Wolken und der 9000 Fuß hohe Gunong Gedeh.

Besteigung des Tangkuban Prau. Nach einer Originalzeichnung von F. v. Hochstetter.

Sie schwebte beinahe einen halben Tag lang in der Luft, verwandelte den Tag fast gänzlich in Nacht und fiel dann erst langsam und allmälig gleich einem feinen Staubregen herab auf die Erde.

Dies war aber, nach Junghuhns Versicherung, nur eine kleine, wenn auch mit großartigen Erscheinungen begleitete Eruption. Auch hatten die 330 Millionen Centner in der Luft verbreiteten Sandes durchaus keinen Einfluß auf das Barometer, dessen Stand durch nichts sich von den vorhergehenden oder nachfolgenden Tagen unterschied. Welches Unheil würden 330 Millionen Centner solchen Sandes wol hervorzurufen im Stande sein, wenn sie, anstatt so unendlich fein vertheilt, und durch den Widerstand der Luft in ihrem Falle gehemmt zu sein, nur ganz allmälig herabzuregnen, zu einer einzigen kompakten Masse zusammengeballt wären und aus einer hohen Region, wie ungefähr ein kleiner Planet, der mit der Erde zusammenstößt, herabstürzten.

So groß uns auch diese Masse, an und für sich selbst betrachtet, erscheinen mag, so verschwindend klein wird sie im Vergleich mit mehreren anderen Eruptionen. Die Asche, welche der Gunung Gelunggung im Jahre 1822 auswarf, und welche sich mit dem Wasser eines Sees, der früher im Krater lag, sowie mit den reichlichen Wassergüssen der vulkanischen Gewitter zu Schlamm vereinigte, bedeckte meilenweit das angrenzende Land höher, als einst die Vesuv-Asche Herculanum und Pompeji, nämlich so hoch, daß nur die Spitzen einiger Kokospalmen daraus hervorschauten und dieser Baum wird im Durchschnitt 60, in einzelnen Fällen bis 100 Fuß hoch! Der Gunung Temboro auf Sumbara bildete bei seinem berühmten Ausbruche vom Jahre 1815, von dem in den folgenden Zeilen die Rede sein wird, ganze Berge von beträchtlichem Umfange.

In einem Lande, in dem zahlreiche thätige Vulkane, Stickgrotten, Schwefel- und Mineralquellen vorkommen, die in ihren verschiedenartigen Erscheinungen auf eine und dieselbe dem Erdinnern eigene Kraft hinweisen, kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die Erdbeben stark vertreten sind. Während die warmen Wasser sanft und still aus Oeffnungen der Oberfläche hervorfließen und der leidenden Menschheit Genesung bringen, wirken die Erderschütterungen, deren Entstehung denselben Ursprung hat, verwüstend und bringen nicht selten Schrecken und Verzweiflung, selbst den Tod über Hunderttausende von Menschen. In den Jahren 1835 bis 1850, während deren die Erdbeben und Vulkanausbrüche genau verzeichnet wurden, zählte man im Indischen Archipel 143 Erdbeben und 44 größere Vulkan-Ausbrüche. Nach dieser Aufstellung finden im Durchschnitt jährlich 9 Erdbeben und $2^3/_4$ Ausbrüche statt. Man würde demnach also alle 40 Tage ein Erdbeben und alle 133 Tage einen vulkanischen Ausbruch durch ganz Niederländisch-Indien zu erwarten haben.

Wie sehr oft einzelne Inseln unter diesen Vulkanausbrüchen leiden, mag man aus dem Vulkan der Insel Banda, dem Gunung-Api (Feuerberg), erkennen. Dieser erhebt sich bis zu 2000 Fuß steil aus dem Meere, ist fortwährend thätig und verändert mit jedem Ausbruche seine Gestalt. Verlaufen größere Zwischenräume zwischen denselben, so ist er zum Theile mit Pflanzenwuchs bestanden.

Seine furchtbarsten Ausbrüche fanden in den Jahren 1586, 1598, 1609, 1615, 1632, 1690, 1694, 1696, 1712, 1765, 1778, 1816, 1820, 1824 und 1852 statt, also fünfzehn Eruptionen ersten Ranges innerhalb noch nicht einmal dreier vollen Jahrhunderte!

Eins der am weitesten verbreiteten Erdbeben fand im Jahre 1815 statt. Damals spie der Vulkan Temboro auf der Insel Sumbawa vom 5. April bis in den Monat Juli. Viele Theile des Archipels waren in Finsterniß gehüllt und der schreckliche Donner dröhnte über eine Ausdehnung von 260 geographischen Meilen hin. Der ganze Indische Archipel, Borneo, Celebes, die molukkischen Inseln, die ganze übrige javanische Inselreihe bis nach Neu-Guinea auf der einen und bis nach Sumatra auf der andern Seite war gleichzeitig, fast ohne Unterbrechung in seinen Fundamenten erschüttert. Das furchtbare unterirdische Getöse wurde mehr als 30 Längen- und Breitengrade hindurch zu gleicher Zeit wie der heftigste Kanonendonner vernommen.

Die Verheerungen, die durch dieses Erdbeben angerichtet wurden, waren von der fürchterlichsten Art. Nicht allein das Land erbebte, auch das Meer wurde in seinen untersten Tiefen gewaltsam aufgewühlt.

In der Bucht von Bima erhob sich am 10. April Vormittags, während in der Luft eine völlige Windstille herrschte, das Meer zu einer ungeheuren Woge, es stieg zwölf Fuß höher, als es je zur Zeit der höchsten Springfluten gestanden hatte, spülte Häuser und Bäume weg und warf große Fahrzeuge weit auf's Land. Sowie Meer und Land, wurde auch das Gleichgewicht des Luftozeans gestört; an demselben 10. April erhob sich im westlichen Theile des Reiches Sangar, das an Temoro grenzt, ein Wirbelwind, der ganze Dörfer und Wälder umblies, die stärksten Bäume entwurzelte, und Bäume, Häuser, Menschen, Vieh, kurz Alles, was er antraf, mit emporhob und wie Strohhalme in der Luft herumdrehte; er wüthete eine Stunde lang und ließ dann viele von den emporgeführten Gegenständen in's Meer fallen, das noch monatelang mit unzähligen Baumstämmen und Gegenständen verschiedener Art bedeckt war.

Diese Erd- und Seebeben, Explosionen und Wirbelwinde waren die schrecklichen Begleiter des Emporquellens von glühenden Auswurfstoffen, die vorherrschend aus bimssteinartigen Lavaschlacken, wirklichem Bimsstein und einer feinen grünen Asche bestanden. Die Menschen, welche in dieser furchtbaren Eruption selbst ihren Tod nicht fanden, kamen durch Hitze und feurige Glut um's Leben, denn ganze Dörfer brannten zu einem Aschenhaufen zusammen. Und was hierdurch noch verschont blieb, kam durch Hunger um. Zugleich rafften bösartige Seuchen Menschen und Thiere in großer Anzahl hinweg. Auf Sumbawa sollen über 12,000, auf Lombok mehr als 44,000 Menschen umgekommen sein.

Die neueste Trauerkunde über Verwüstungen, welche ein Erdbeben auf Java anrichteten, stammt vom Juni 1867. Dasselbe hat eine weite Verbreitung gehabt und namentlich die Stadt Dschokdschokarta fast gänzlich verheert. Es fand früh Morgens um $^1/_2$5 Uhr statt, als noch die ganze Bevölkerung im Schlafe lag und ringsum Dunkelheit herrschte. Daher ist die Zahl der Todten eine besonders

große gewesen. Die Schrecken wurden noch dadurch vergrößert, daß eingeborene Bösewichte, die Bestürzung benutzend, hervorbrachen und die Wohnungen der Kolonisten plünderten. Der Schaden wird allein in Dschokdschokarta auf mehr 4 Millionen Gulden veranschlagt; über 300 menschliche Leichen allein zog man unter den Trümmern hervor.

Aber diese entsetzlichen Erdbeben gehören im indischen Archipel glücklicherweise zu den Seltenheiten. Wenn man die auf Java beobachteten Erschütterungen mit denen anderer Länder, z. B. Peru's vergleicht, so muß man gestehen, daß sie zwar häufig, aber nur klein und schwach sind. Als Ursache hiervon gelten die vielen offenen Vulkane, deren Zahl auf Java allein 45 beträgt. Man kann deren Krater nicht mit Unrecht die Ventile des großen vulkanischen Dampfkessels nennen, dessen Decke die Insel Java ist, Sicherheitsklappen, aus denen die Dämpfe stetig und sanft, zuweilen auch mit vermehrter Kraft entweichen, ohne in Folge einer allzugroßen Anhäufung in der Erdtiefe die Felsenkruste, die auf ihnen ruht, zu erschüttern und die Bewohner auf deren Oberfläche in Gefahr zu bringen.

Zeichen-Erklärung:
T. = Tschi (Fluss)
G. = Gunung (Berg)
Eisenbahn
SUMATRA
Batavia
Buitenzorg
G. Gedeh
G. Tankuban Prau
Cheribon
Tegal
Pekalongan
Samarang
Rembang
G. Patoea
G. Slamat
G. Sendoro
G. Sumbing
G. Merbabu
Banjumas
Kedu
G. Lawu
Madiun
K. Solo
Surabaja
I. Madura
Sumenap
Kali Brantas
Besuki
G. Semeru
G. Ajang
Banjumangi
Rembang
Wynkoops Bay
Tandjong Priok
Tandjong Gedeh
Tandjong Kidoel
Tandjong Pagedongan
Tandjong Pekalongan
Tandjong Rembang
Tandjong Sedano
Tandjong Tjelingan
Tandjong Sambiroto
Tandjong Tjoeroeban
Tandjong Tjoeroeban
Tandjong Tjoeroeban

LH.
12/65

Für Mütter, Erzieher und Erzieherinnen.

Nouvelle Bibliothèque illustrée pour la Jeunesse et la Famille. I. Vol.

Le Livre d'or I. **Abécédaire français illustré pour les peti**

enfants. Nouvelle méthode de lecture, propre à développer l'intelligence et la m moire des enfants et à les instruire tout en les amusant. Par Mlle. **L. Bouc.** Quatrièr Édition, augmentée et corrigée. Ornée d'un grand nombre (300) de jolies Vignett En reliure richement dorée. Prix: 20 Sgr. = 1 Fl. 12 Kr. rhein. = 2 Frcs. 70 C — broché 15 Sgr. = 54 Kr. rhein. = 2 Frcs.

Avec: **La boîte typographique.** (Französ. Lesespiel — Jeu pour apprendre à l aux enfants). Prix: 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. rhein. = 4 Frcs. — **La même à pa** Prix: 10 Sgr. = 36 Kr. rhein. = 1 Frc. 35 Cts.

Nouvelle Bibliothèque illustrée pour la Jeunesse et la Famille. II. Vol.

L'ami de la Jeunesse. Tableaux descriptifs et intéressants sur l'astronomie, météorologie, la géologie, l'histoire naturelle et l'anthropologie, suivis de: Réc sur la vie des héros de la paix et de la guerre. Par **Ch. Brandon.** Avec 2 Gravures insérées dans le texte, un Frontispice colorié et quatre Illustrations deux teintes. En reliure richement dorée 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rh. = 6 F Broché 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24. Kr. rh. = 5 Fr. 35 Cts.

L'auteur de ces charmants ouvrages a tâché d'y réunir tout ce qui peut faciliter aux enfants l'usage de la langue française, en donnant aux mères, aux institutrices et à toutes les personnes qui s'occupent de l'éducation, un guide sûr, et qui tout en amusant les élèves, les met à même de savoire lire en très-peu de temps et leur fait acquérir presque insensiblement une quantité de connaissances utiles, soit sur les plus importants phénomènes de la nature, soit sur l'histoire des principaux auteurs des grandes inventions scientifiques et industrielles, et des plus grands hommes de toutes les nations et de toutes les siècles.

Belehrende Lese- und Bilderbücher, wie in gleic Reichhaltigkeit und zu so billigem Preise noch nic Aehnliches geboten worden. Klare, ansprechende D stellung fesselt die Aufmerksamkeit der jungen Le und fast unvermerkt erwerben sie eine Menge nützlic Kenntnisse von den wichtigsten Naturerscheinung von den großen Erfindungen auf dem Gebiete Wissenschaft und Industrie, sowie aus der Geschi der hervorragendsten Männer aller Nationen Zeiten.

Spielbücher für Knaben und Mädchen.

Illustrirtes Spielbuch für Knaben. 1001 unterhaltende u anregende Belustigungen, Spiele und Beschäftigungen für Körper und Geist, im Freien so im Zimmer. Herausgegeben von **Hermann Wagner.** Vierte vermehrte Auflage. Ein Ba von 400 Seiten in buntem Umschlag, mit mehr als 500 in den Text gedruckten Abbildung sowie einem Titelbilde. Elegant geheftet Preis 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. rhein. In geschm vollem Cartonnage-Einband 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rhein.

Der gelehrte Spielkamerad **oder der kleine Naturforscher, Th freund und Sammler.** Anleitung für kleine Physiker, Chemiker, Botaniker und Nat freunde zum Experimentiren, zur Anlage von Pflanzen-, Stein-, Muschel-, Insekten-, Schmett linge-, Vogel-, Briefmarkensammlungen ꝛc., sowie zur Pflege der Hausthiere und des Ha gartens. Ein Supplement zum „Spielbuch für Knaben". Herausgegeben von **Hermann Wagn** Zweite vermehrte Auflage. Mit über 200 Text-Abbildungen, sechs Abtheilungs-Frontispi sowie einem Titelbilde. Elegant geheftet 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. rh. In geschmackvoll Cartonnage-Einband 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rhein.

Illustrirtes Spielbuch für Mädchen. 1500 unterhalte und anregende Belustigungen, Spiele und Beschäftigungen für Körper und Geist, im Fre sowie im Zimmer. Nebst einem Anhange: 500 allerlei Kurzweil und kurzweiliges Allerlei Jung und Alt. Zur geselligen Unterhaltung an langen Winterabenden. Von **Marie Le** Vierte verbesserte Auflage. Mit über 500 Text-Abbildungen, vier Buntdruckbildern, so einem Titelbilde. Elegant geheftet 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. rh. In geschmackvollem C tonnage-Einband 1½ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rh.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Aus der Zeit des großen Kurfürsten.

Der alte Derfflinger und sein Dragoner.

ebensbilder vornehmlich aus den Zeiten des französischen Krieges, den Tagen von Rathenow, hrbellin und Stettin. Historische Erzählung für Volk und Heer, insbesondere für die vater- ndische Jugend bearbeitet von **Georg Hiltl.** Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Ton- und untbildern. Geheftet 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh. Elegant gebunden 2½ Thlr. = 4 Fl. 12 Kr. rh.

Unter allen den großen und hervorragenden Persönlichkeiten, welche von Thronen und Fürstensitzen herab Geschicke unsres Vaterlandes lenkten, bestimmten oder in dieselben eingriffen, giebt es — Friedrich den Großen sgenommen — kaum Eine, welche volksthümlicher wäre als: Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. — Nicht ein seine schon von der Mitwelt bewunderten Thaten sind es, welche für ihn ein besonderes Interesse erwecken d ihn als den Begründer der Macht, des Staates erscheinen lassen, dessen Kraft heutzutage das Schicksal eines ltheils entschieden hat — seine Person, der Mann, der Mensch ist es zugleich, welchem die größte Theilnahme gegengebracht wird. Sein muthiges Eingreifen, seine weisen Entschlüsse, seine treue Fürsorge erregen um so hr Staunenrufen und dankbare Erinnerungen wach — als es ihm nicht beschieden war, mit großen Mitteln Geld und Menschen in den Gang der Dinge eingreifen zu können. Auf sich selbst angewiesen, stand der gewaltige nn in den gefahrvollsten Augenblicken unerschüttert da und erst nach den außerordentlichen Erfolgen, welche sein ines Heer unter seiner Führung errungen, gelang es seinem mächtigen Geiste, die Folgen der Siege in Segen sein Land zu verwandeln, mit jedem neuen Erfolg einen neuen Lorbeerkranz um sein Heldenhaupt zu winden.

Mit Friedrich Wilhelm betrat eine Reihe Kriegs- und Staatsmänner die Bahn des Ruhmes. Ein mächer Geist zieht stets die Männer der That an sich. Unter diesen ist der Name des wackeren Derfflinger gemein bekannt, er ist einer der Lieblinge des Volkes geworden. Der berühmte Held ist allerdings oftmals n Gegenstand von Erzählungen gewesen — aber mehr als je dürfte jetzt gerade eine Erinnerung an ihn am Platze — jetzt, wo nach blutigem, siegreichem Kampfe mit eben dem Feinde, welchen Friedrich Wilhelm und Derfflinger thig und beharrlich, wenn auch nicht genugsam glücklich bekämpften — die deutschen Waffen ruhen.

Aus dem Tabakscollegium und der Zopfzeit

er wie man vor hundert und fünfzig Jahren lebte und es trieb. Historische Erzählung s der Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Für das deutsche Volk d die reifere Jugend. Unter Benutzung der Erzählung von M. A. Niendorf: „Der König Maler" herausgegeben von **Franz Otto.** Mit 70 Text-Illustrationen, fünf Ton- und ntbildern. Geheftet 1⅔ Thlr. = 3 Fl. rh. Elegant gebunden 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh.

Einleitung. Friedrich Wilhelm als Kronprinz. — Ein Kapitel kriegerischer Begebenheiten während 25 Jahren. König und Perrückenmacher. — Wilhelm und Therese oder Vetter und Base. — Ein deutscher Haus- und nilienvater aus alter guter Zeit. — Das Tabakskollegium und seine militärischen Insassen. — Drei Günstlinge Königs. — Fortsetzung der Komödie der Irrungen. — Vater und Sohn. — Der lustige Rath des Königs, die ptperson des Tabakscollegii. — Erbschafts- und Doppelheirathsgeschichten. — Verdruß über Verdruß. — Viel m um Nichts. — Die Katastrophe tritt ein. — Der König ein Maler. — Was sich Alles in einer königlichen lerwerkstätte zutrug. — Düstere Stunden des Königs. — Die Malerei vorm Richterstuhl des Tabakscollegii. — Pakt mit zwei Malern. — Die königliche Entscheidung. — Königliches Schalten und Walten. — Ein Kapitel, welchem Fuhrmann zum letzten Male auftritt. — Die „blauen Kinder" des Königs. — Die gelehrten Insassen Tabakscollegii aus späterer Zeit. — Ende gut Alles gut!

Lebensbilder aus dem Siebenjährigen Kriege.

Der große König und sein Rekrut.

r Volk und Heer, insbesondere für die vaterländische Jugend bearbeitet von **Franz Otto.** erte Auflage. Zwei Theile. Mit 120 Text-Illustrationen, 8 Bunt- und Tondildern. eftet 1⅔ Thlr. = 3 Fl. rh. In einem Bande eleg. gebunden 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr. rh.

Inhalt: Einleitung. — Ein Tag merkwürdiger Erlebnisse und guter Vorsätze. — Ein gutes Stück aus Zeit. — Das Glockenspiel auf der Garnisonkirche zu Potsdam. — Der Philosoph von Sanssouci. — Der ut des Königs. — Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. — Der Rekrut ein Glückskind. — Ja, ja d' stirbt icht so rasch! — Dem Kühnen hilft das Glück. — Das Glück hält aus, aber wie lange? — Die Schlacht bei nach. — Was bei Leuthen passirte. — Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen. — Felix als omat in London. — Die Erbschaft in Mähren. — Die gefährliche Hochzeit. — Die Schlacht von Zorndorf. — kirch und Kunersdorf. — Die Ritter der Tafelrunde im Blauen Reiter zu Torgau. — Wenn die Noth am ten, ist Gottes Hülfe am nächsten. — Ein Sonnenblick nach vielen schlimmen Tagen. — Der alte Herrgott noch! — Zieten's Allüren hält Wort. — Ausgang des Siebenjährigen Kriegs. — Ende gut, Alles gut! — Solon unter den Fürsten.

Se. Excellenz, der k. preuß. General-Inspektor des Militär-Erziehungs- und Bildungs-Wesens, General d. J. von Wenckert, empfiehlt dieses Buch durch hohen Erlaß vom 14. Febr. 1863 unter ihm stehenden Anstalten, indem er bestätigt: „das Werk führe die Thaten des großen gs und seiner Armee mit patriotischer Begeisterung in farbenreichen Bildern vor, welche und Gemüth jugendlicher Leser zu erheben und zu erwärmen im Stande seien."

Alle drei Werke bilden ein zusammenhängendes Ganzes: die Geschichte der Gründung und Fortentwicklung reußischen Staates seit den Tagen des großen Kurfürsten bis zur Machtentfaltung des jungen Königreiches dessen Urenkel, dem einzigen König. Zur Belebung des entworfenen Gemäldes dürften nur wenige der ktaktoren vermißt werden, welche während anderthalb Jahrhunderten dazu beitrugen, das heutige mächtige eutsche Königreich, den Schutz und Schirm Deutschlands, zu schaffen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.